Wägen und Wirken

Ein deutsches Lese- u. Lebens-Buch

BTG

3

Hofstaetter=Berthold=Nicolai

Wägen und Wirken

Ein deutsches Lese= und Lebensbuch

Neue Ausgab

für höhere Mädchenbildungsanstalten

Teil III



Verlag und Druck von B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Best.=Nr. 4168

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte sind mit einem * bezeichnet.

In Haus und Familie.

Vorbemerkung des Verlages.

Das vorliegende Lesebuchwerk stammt aus den Jahren der wirtschaftlichen Scheinblüte Deutschlands, als es möglich war, für jede deutsche Landschaft eine besondere Heimatausgabe zu schaffen, ohne daß dadurch eine Verteuerung der Bücher eintrat. Die verhältnismäßig hohen Auflagen gestatteten eben niedrige Preise.

Die sich seit der Weltwirtschaftskrise verringernde Kaufkraft weitester Volkskreise führte dann aber zu einer völligen Umkehr der ursprünglichen Verhältnisse. In immer stärkerem Maße sahen sich die Schülereltern genötigt, entweder das Lesebuch im Althandel zu beschaffen oder die Klassenhilfsbücherei zwecks leihweiser Überlassung von Exemplaren in Anspruch zu nehmen. Ein erschreckender Absatzrückgang war die Folge, und die Auflagenhöhe der benötigten Nachdrucke wurde immer niedriger. Preiserhöhungen konnten nur dadurch vermieden werden, daß die Verlage einen Bedarf für mehrere Jahre drucken ließen und die Heimatlesestoffe älteren Beständen entnahmen.

Dieser Notbehelf ist aber jetzt nicht mehr möglich, denn es stehen neue Lehrpläne bevor, durch die die bisherigen Lesebücher zweifellos außer Kurs gesetzt werden. In dieser Übergangszeit kann der Verlag deshalb nur noch von einem Schuljahr zum andern den geringen Bedarf an Lesestücken, die für alle Landschaften gemeinsam sind, nachdrucken lassen, während er die zu jeder Ausgabe gehörigen 32 Druckseiten Heimatstoffe und Kunstdrucktafeln, wenn sie zum Fehlen kommen, nicht wiederbeschaffen kann, es sei denn, Schulen und Eltern würden eine Verteuerung des Einzelbuches in Kauf nehmen. Preissteigerungen sind aber heute im Sinne der Regierungsmaßnahmen nicht zu verantworten, und so hat sich der Verlag zu folgendem Verfahren entschließen müssen:

> Soweit noch ältere Vorräte des Abschnittes „Unsere Heimat" verfügbar sind, werden sie anhangsweise am Ende des Buches in Schlaufe beigefügt.
>
> Sind die Lagerbestände an Heimatstoffen erschöpft, wird der betr. Band ohne diese zu einem entsprechend ermäßigten Preise geliefert.

Der Verlag hofft, daß die Lehrer- und Elternschaft auf Grund obiger Ausführungen den Schwierigkeiten volles Verständnis entgegenbringt, die hier vorübergehend auftreten und die sofort ihr Ende finden werden, wenn der deutsche Schulbuchverlag nach Inkrafttreten der Reichsschulreform an die Herausgabe völlig neuer Lesebuchwerke herangehen kann.

B. G. Teubner.

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte sind mit einem * bezeichnet.

In Haus und Familie.

Des Volkes Denken und Dichten.

Arbeit und Wirtschaft.

1) Quellenangabe unterblieb bei Stücken, die schon in Sammlungen aufgenommen wurden.

Mensch, Natur und Gott.

Das Leben in der Natur.

Aus fremden Ländern.

Aus dem Altertum.

Verzeichnis der Abbildungen.

Verkleinerte Wiedergaben sind mit * bezeichnet.



In Haus und Familie.

1. Meine Mutter.

Die Mutter war mit ihren siebziger Jahren sehr rüstig und ans Arbeiten gewöhnt. Sie duldete es in den ersten Jahren nicht, daß wir ein Dienstmädchen nähmen. Sie hatte einen eigenartigen Standpunkt. Sie sagte: „Wir gesunden Leute müßten uns ja schämen, wenn wir ein Dienstmädchen hätten.“ Erst später sah sie ein, daß in einem komplizierten Stadthaushalt eine Hilfe notwendig sei. Sie kochte gerne und gut. Es freute sie, wenn sie eine gute Speise auf den Tisch bringen konnte.

Wir hörten eines Tages, als wir uns schon an den Mittagstisch setzen wollten, auf dem Vorplatz ein Gepolter und gleich darauf die Mutter lachen, und als wir hinauseilten, lag die Gute auf dem Boden und hielt mit beiden Händen eine große Schüssel mit Erbsensuppe über sich. Wir waren erschrocken, aber sie lachte so herzlich, daß wir mitlachen mußten. Wir nahmen ihr die Suppe ab und halfen ihr auf. Da schilderte sie, daß sie die Erbsensuppe hineinbringen wollte und über etwas gestolpert sei, so daß sie sich nicht auf den Füßen halten konnte, daß sie fallen mußte. Da sei ihr einziger Gedanke gewesen: die Erbsensuppe nicht verschütten — und als sie auf dem Boden gelegen, habe sie die Schüssel gerade noch so in den Händen gehabt wie vorher. Sie wisse nicht, wie sie auf den Boden gekommen sei. Ihr einziger Gedanke sei gewesen: die Suppe nicht verschütten! Es war auch kein Tropfen aus der vollen Schüssel verschüttet. Freilich hätte sie nicht gewußt, wie sie wieder hätte aufkommen können, wenn ihr niemand die Suppe abgenommen hätte. Wir erheiterten uns noch oft über diese durch Willensenergie so wunderbar gerettete Erbssuppe.

Die Mutter hatte Sinn für derartige komische Situationen, die ihr und den Angehörigen passierten, und konnte herzlich lachen, wenn sie derlei Erlebnisse erzählte. Es vereinigte sich ein gar schöner, lebensfroher Humor mit ihrer tiefernsten Frömmigkeit. Hiervon ein Beispiel:

Sie war schon nahe an den neunziger Jahren, und ich wußte, daß ihr eine Wagenfahrt in den Wald große Freude machte. An einem schönen Himmelfahrtstage sagte ich: „Heute nachmittag wollen wir in den Wald fahren.“ Da geriet sie in einen frommen Eifer: „An einem so hohen Feiertag nur an irdische Vergnügungen denken, das ist unrecht; wir wollen an unsern Heiland denken.“ Ich wußte, daß da nichts zu machen sei, und sagte: „Nun, da bleiben wir halt hier.“ Nach dem Mittagessen aber ging sie ans

Fenster, der Himmel war so blau, und die Sonne strahlte. Dann kam sie zu uns, ein wenig Schalkheit leuchtete ihr aus den Augen: „Ich habe es mir jetzt doch überlegt, und ich denk, wenn heut unser Heiland in den Himmel gefahren ist, so wird es auch keine so große Sünd sein, wenn wir in den Wald fahren. Lina soll den Wagen holen, wenn sie gespült hat." Zum Teil hat sie dies auch deshalb anders überlegt, um uns andern die Freude nicht zu verderben.

Meine Mutter verwahrte das eiserne Kästlein, worin unser Geld war, und sie sinnierte oft und rechnete, wie lange es noch reichen würde. Gar oft war sie bekümmert und sagte: Jetzt langt's nur noch bis zur Kilbe[a], — bis Weihnacht, — bis Ostern. Und was machen wir dann? Aber das Kästlein füllte sich immer wieder in steigendem Maße, und als ich einmal sagen konnte: Jetzt hat mein Geld nicht mehr Platz in dem Kästlein, und ich habe 12000 Mark auf die Sparkasse gelegt, wo es mir jährlich 400 Mark Zinsen trägt, bewunderte sie mich förmlich. „Was, du hast Geld am Zins!" Das war der Armen fast unbegreiflich, daß ihr Sohn noch einmal „Geld am Zins" haben würde. So haben die armen Leute doch auch ihren Teil Freude auf der Welt.

An meinen Arbeiten nahm sie viel Anteil; sie hatte eine gesunde natürliche Freude an Bildern. Sie hatte aber an meinen Bildern auch manches auszusetzen, was ihr nicht gefiel; besonders unzufrieden war sie mit den dunkelblauen Himmeln, die ich öfters machte. Sie sagte: „Der Himmel ist immer hellblau, wenn er blau ist. Mach doch keine so dunkeln Himmel! Solche Bilder kauft dir niemand ab."

Sie war sehr phantasiebegabt. Sie erzählte gar oft und gern, was sie für schöne Träume habe. Sie freute sich an dem wundervollen Traumspiel, das sie oft umgaukelte. Dabei wußte sie auch recht klar die Örtlichkeit, die Gegenständlichkeit ihrer Träume zu schildern. Sie sprach nur in unserm Dialekt, und so will ich einen ihrer Träume, den ich besonders gemerkt habe, auch wie sie ihn erzählt, im Dialekt hierher schreiben:

„Hüt[b] Nacht han i aber en schöne Traum gha[c]! 's hät mer traumt, i bi z' Bernau obe gsi[d] uf usere Matte[e] am Schwendele Loch; i ha alls so gnau gseh, i ha müsse 's Heu uff Schöchli[f] zsammreche, d' Sunn hät so schö warm gschiene, 's hät so viel Heu gha[g], und am Bach her sind große schöni Blume g'stande, 's isch mer so wohl gsig[d], i ha mi gfreut über das schö Wetter, i ha hurli[h] g'rechnet, daß mer 's Heu no haim bringe bi dem trochne Wetter. Do sind uf eimol, wie i so schaff, kleini Vögeli uf d' Matte gefloge und hend mer g'hulfe, 's Hai z'sammescharre, und sie hend Hälmli uf d' Schöchli traiht[i] — und wo i denk,

[a] Kirchweih. [b] heute. [c] gehabt. [d] gewesen. [e] Wiese. [f] kleiner Haufen. [g] gehabt, gegeben. [h] hurtig, sofort. [i] getragen.

ihr liebe Vögeli, und sie recht alug[a], so hät jedes vo dene Vögeli a klei Strauhütli[b] uf em Köpfli gha, wie mers im Haiet[c] brucht[d]."

So erzählte sie oft von schönen Gegenden, die sie im Traume durchwandelt, und wieviel Schönes sie dabei gesehen habe. Aber ihre Traumphantasie spielte ihr auch manchen Schabernack und verschonte sie nicht mit schrecklichen Erlebnissen, wo sie mit unheimlich schreckhaften Tieren kämpfen mußte. Sie erzählte auch, wie sie vor dem Einschlafen, ganz wie sie wolle, sich gar schöne Köpfe vorstellen könne, vor sich sehen könne. Es erscheine einer um den andern. Aber nach und nach habe sie es nicht mehr in der Gewalt, es kämen häßliche Köpfe, die Gesichter schnitten, so daß sie sich fürchte. Sie wollten auch nicht weggehen, so daß sie manchmal aufstehen müsse, um Licht zu machen, den Spuk zu verscheuchen. Sie erzählte auch, daß sie in Bernau schon in jungen Jahren unerklärliche Geistergeschichten erlebt habe. Eine dieser Geschichten will ich erzählen.

Eines Abends, wo es schon angefangen habe dunkel zu werden, sei sie, um den Heimweg abzukürzen, über die abgemähten Wiesen am Bache her gegangen und habe an gar nichts gedacht. Da sei ihr auf einmal mit einem Ruck das fest umgebundene Kopftuch von hinten heruntergerissen worden, so etwa, wie ein mutwilliger Mensch, der hinter ihr hergeschlichen sei, zum Spaß es hätte tun können. Sie hätte in dieser Meinung sich auch umgesehen und habe auch Oho gerufen, aber es sei weit und breit kein Mensch gewesen; es sei ihr ein wenig unheimlich gewesen. Sie habe das Kopftuch wieder aufgebunden und sei am Bach her weitergegangen, um auf die Straße zu kommen, da sei ihr aber das Kopftuch gerade wie das erstemal wieder heruntergerissen worden und so ein drittes Mal. Da sei ein Grausen in sie gekommen und sie habe angefangen zu laufen — es sei ihr dann eingefallen, daß man sage, daß an dieser Bachstrecke her ein Geist umgehe, der schon manche geneckt habe. Sie sei nie abergläubisch gewesen und habe nie — besonders an diesem Abend nicht — an diese Sagen gedacht.

Auch Vorahnungen und Todesansagen hat sie gehabt, so z. B. in der ersten Nacht, als mein Bruder Hilari heimgekommen sei, habe sie voll Sorgen, da der Kranke vor Hüftschmerzen laut jammerte, aus dem Fenster gesehen. Da sei auf dem Grasplatz neben dem Vogelbeerbaum ein helles, ruhiges Licht gestanden, auf unerklärliche Weise an einer für Licht unmöglichen Stelle. Sie sei erschrocken, sie habe dies als Anzeichen genommen, daß ihr Sohn, der am Abend heimgekommen sei, an dieser Krankheit sterben werde. Denn weder vorher noch nachher sei an dieser Stelle ein Licht erschienen, und als sie am Morgen hinuntergegangen sei, sei nichts von einer Spur dagewesen, sondern das Gras wie immer. Der Sohn ist freilich

[a] anluge, ansehe. [b] Strohhut. [c] beim Heumachen. [d] braucht.

nach monatelangem Leiden an dieser Hüftgelenksentzündung gestorben. Das war eine schreckliche Leidenszeit auch für die Mutter; sie kam eigentlich nie mehr ins Bett und wachte am Krankenlager als einzige Pflegerin. Auch der Vater wurde schwer krank an einer Lungenentzündung. Ihre kräftige Natur hielt stand, wo alles auf ihr lag in dieser schrecklichen Zeit; ich war noch ein Schulbub, meine Schwester ein Kind von vier Jahren. Sie erzählte auch oft, daß ihre älteren Brüder ihr prophezeit hätten: Du wirst einmal Dinge sehen und Dinge erleben, die andere Menschen nicht wissen, weil du in der Fraufastenzeit geboren bist.

An ihrem Todestage, am Morgen des 23. Februar 1897, sagte sie zu Agathe, die im gleichen Zimmer schlief: „Was war denn das für eine schöne Musik, die gespielt hat!“ Und da meine Schwester sagte, daß sie keine Musik gehört habe, sagte sie: „Du mußt aber fest geschlafen haben, daß du die Musik nicht gehört hast; so schöne Musik habe ich noch nie gehört; es ist schade, daß du sie nicht gehört hast, es war doch ganz nahe.“ Am Nachmittag dieses Tages starb sie.

Ich komme nicht so leicht los, von meiner Mutter zu erzählen. Die Frankfurter Jahre waren für sie doch noch schön, soweit eine ruhige Zeit für eine lebendige Seele, die durch viel Leid und große Sorgen durch das Leben hindurchgegangen ist, noch schön sein kann. Das einsame Alter mußte sie freilich schwer empfinden, und so sagte sie oft, da es dem neunzigsten Jahr entgegenging: „Hat mich denn der liebe Gott vergessen, daß er mich nicht heimholt?“ Aber wie wir alle, hing sie doch am Leben, denn als ihre letzte Krankheit kam, von der wir andern wußten, daß es die letzte sei, sagte sie ganz unwillig: „Muß denn alles an mich kommen!“ Nun ruht sie in Gottes heiliger Erde auf dem Frankfurter Friedhof, wo auch meine Cella[1] ruht und wo auch mir und Agathe[2] die Ruhestatt bereitet ist.

Hans Thoma.

2. Das alte Haus.

1. Der Maurer schreitet frisch heraus,
er soll dich niederbrechen;
da ist es mir, du altes Haus,
als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr'
der Lieb' und Eintracht Tempel war,
wie magst du mich zerstören?“

2. Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
und unter frommem Beten
mit seiner schönen, stillen Braut
mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um alles wohl Bescheid,
um jede Lust, um jedes Leid,
was ihnen widerfahren.

3. Dein Vater ward geboren hier
in der gebräunten Stube,
die ersten Blicke gab er mir,
der muntre, kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
die gaukeln in der Fenster Schein,
dann erst auf seine Mutter.

4. Und als er traurig schlich am Stab
nach manchen schönen Jahren,
da hat er schon, wie still ein Grab,
in meinem Schoß erfahren;
in jener Ecke saß er da,
und stumm und händefaltend sah
er sehnlich auf zum Himmel.

5. Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
ich will von dir nicht sprechen,
hat dieses alles kein Gewicht,
so laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
zerstöre du den Tempel sein,
damit es endlich weiche.

6. Noch lange Jahre kann ich stehn,
bin fest genug gegründet,
und ob sich mit der Stürme Weh'n
ein Wolkenbruch verbündet,
kühn rag' ich wie ein Fels empor,
und was ich auch an Schmuck verlor,
gewann ich's nicht an Würde?

7. Und hab' ich denn nicht manchen Saal
und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
in alter Pracht noch immer?
Noch jedem hat's in mir behagt,
kein Glücklicher hat sich beklagt,
ich sei zu klein gewesen.

8. Und wenn es einst zum letzten geht,
und wenn das warme Leben
in deinen Adern stille steht,
wird dies dich nicht erheben,
dort, wo dein Vater sterbend lag,
wo deiner Mutter Auge brach,
den letzten Kampf zu streiten?"

9. Nun schweigt es still, das alte Haus,
mir aber ist's, als schritten
die toten Väter all heraus,
um für ihr Haus zu bitten,
und auch in meiner eignen Brust,
wie ruft so manche Kinderlust:
Laß stehn das Haus, laß stehen!

10. Indessen ist der Mauermann
schon ins Gebälk gestiegen,
er fängt mit Macht zu brechen an,
und Stein und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meister, geh von hier,
gern zahle ich den Taglohn dir,
allein das Haus bleibt stehen.

Friedrich Hebbel.

3. Geistesgegenwart.

Wir hatten verschiedene Spielplätze. Der liebste war uns aber wohl der am Bollwerk[1]. Die ganze Stelle war sehr malerisch, besonders auch im Winter, wo hier die festgelegten und ihrer Obermasten entkleideten Schiffe lagen, oft drei hintereinander, also bis ziemlich in den Strom hinein. Uns hier am Bollwerk herumzutummeln und auf den ausgespannten Tauen, soweit sie dicht über dem Erdboden hinliefen, unsere Seiltänzerkünste zu üben, war uns gestattet, und nur eins stand unter Verbot: wir durften nicht auf die Schiffe gehen und am wenigsten die Strickleiter hinauf bis in den Mastkorb klettern. Ein sehr vernünftiges Verbot. Aber je vernünftiger es war, desto größer war unser Verlangen, es zu übertreten, und bei „Räuber und Wandersmann", das wir alle sehr liebten, verstand sich diese Übertretung beinahe von selbst.

Eines Sonntags war auf den Schiffen keine Spur von Leben und am Bollwerk keine Menschenseele zu sehen. Also nur vorwärts.

Ich als der älteste und stärkste war natürlich Räuber, und acht oder zehn kleinere Jungen waren schon vom Kirchplatz her, wo wie gewöhnlich die Jagd begonnen hatte, dicht hinter mir her. Ziemlich abgejagt kam ich am

Bollwerk an, und weil es hier keinen andern Ausweg für mich gab, lief ich über eine breite und feste Bohlenlage fort auf das zunächstliegende Schiff hinauf. Die ganze Meute mir nach, was natürlich zur Folge hatte, daß ich vom ersten Schiff alsbald aufs zweite und vom zweiten aufs dritte fliehen mußte. Da ging es nun nicht weiter, und wenn ich mich meiner Feinde trotzdem erwehren wollte, so blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Schiffe selbst nach einem Versteck oder wenigstens nach einer schwer zugänglichen Stelle zu suchen. Und ich fand auch so was und kletterte auf den etwa mannshohen, neben der Kajüte befindlichen Oberbau hinauf, worin sich neben andern Räumlichkeiten gemeinhin auch die Schiffsküche zu befinden pflegte. Etliche in die steile Wandung eingelegte Stufen erleichterten es mir. Da stand ich nun oben, augenblicklich geborgen und sah als Sieger auf meine Verfolger. Aber das Siegesgefühl konnte nicht lange dauern; die Stufen waren, wie für mich, so auch für andre da, und in kürzester Frist stand mein Freund Fritz Ehrlich ebenfalls oben. Ich war verloren, wenn ich nicht auch jetzt noch einen Ausweg fand, und mit aller Kraft und, soweit der schmale Raum es zuließ, einen Anlauf nehmend, sprang ich von dem Küchenbau her über die zwischenliegende Wasserspalte hinweg auf das zweite Schiff zurück und jagte nun, wie von allen Furien[2] verfolgt, wieder aufs Ufer zu. Und nun hatt' ich's, und den Freiplatz vor unsrem Hause zu gewinnen, war nur noch ein kleines für mich.

Aber ich sollte meiner Freude darüber nicht lange froh werden; denn in demselben Augenblicke fast, wo ich wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte, hörte ich auch schon von dem dritten und zweiten Schiffe her ein jämmerliches Schreien und dazwischen meinen Namen, so daß ich wohl merkte, da müsse was passiert sein. So schnell, wie ich eben über die polternde Bohlenlage ans Ufer gekommen, ebenso schnell ging es auch wieder über dieselbe zurück. Es war höchste Zeit. Fritz Ehrlich hatte mir den Sprung von der Küche her nachmachen wollen und war dabei, weil er zu kurz sprang, in die zwischen dem dritten und zweiten Schiffe befindliche Wasserspalte gefallen. Da steckte nun der arme Junge, mit seinen Nägeln in die Schiffsritzen hineingreifend; denn an Schwimmen, wenn er überhaupt schwimmen konnte, war nicht zu denken. Dazu das eiskalte Wasser. Ihn von oben her so ohne weiteres abzureichen, war unmöglich, und so griff ich denn nach einem von der einen Strickleiter etwas herabhängenden Tau und ließ mich, meinen Körper durch allerlei Künste nach Möglichkeit verlängernd, an der Schiffswand so weit hinab, daß Fritz Ehrlich meinen am weitesten nach unten reichenden linken Fuß gerade noch fassen konnte. Oben hielt ich mich mit der rechten Hand. „Pack zu, Fritz!“ Aber der brave Junge, der wohl einsehen mochte, daß wir beide verloren waren, wenn er wirklich fest zupackte, beschränkte sich darauf, seine Hand leise auf meine Stiefelspitze zu legen, und sowenig dies war, so war es doch gerade genug

1*

für ihn, sich über Wasser zu halten. Vielleicht war er auch aus natürlicher Veranlagung ein sogenannter „Wassertreter“. Er blieb in der Schwebe, bis Leute vom Ufer her herankamen und ihm einen Bootshaken herunterreichten, während andere ein Boot losmachten und in den Zwischenraum hineinfuhren, um ihn da herauszufischen. Ich meinerseits war in dem Augenblicke, wo der rettende Bootshaken kam, von einem mir Unbekannten von obenher am Kragen gepackt und mit einem strammen Rucke wieder auf Deck gehoben worden. Von Vorwürfen, die sonst bei solchen Gelegenheiten nicht ausbleiben, war diesmal keine Rede. Den triefenden, vom Schüttelfrost gepackten Fritz Ehrlich brachten die Leute nach einem ganz in der Nähe gelegenen Hause, während wir andern in kleinlauter Stimmung unsern Heimweg antraten, ich freilich auch gehoben, trotzdem ich wenig Gutes von der Zukunft erwartete.

Meine Befürchtungen erfüllten sich aber nicht, im Gegenteil.

Am andern Vormittag, als ich in die Schule gehen wollte, stand mein Vater schon im Hausflur und hielt mich fest; denn unser Nachbar hatte geplaudert, freilich in guter Absicht.

„Habe von der Geschichte gehört . . .“ sagte mein Vater. „Alle Wetter, daß du nicht gehorchen kannst! Aber es soll hingehen, weil du dich gut benommen hast.“ . . . Und damit war ich entlassen. Theodor Fontane.

4. Ums Vaterwort.

Ich habe im Grunde keine schlechte Erziehung genossen, sondern vielmehr gar keine. War ich ein braves, frommes, folgsames, anstelliges Kind, so lobten mich meine Eltern; war ich das Gegenteil, so zankten sie mich derb aus. Das Lob tat mir fast allezeit wohl, und ich hatte dabei das Gefühl, als ob ich in die Länge ginge, weil manche Kinder wie Pflanzen sind, die nur bei Sonnenschein schlank wachsen.

Nun war mein Vater aber der Ansicht, daß ich nicht allein in die Länge, sondern auch in die Breite wachsen müsse, und dafür sei der Ernst und die Strenge gut.

Meine Mutter hatte nichts als Liebe.

Mein Vater mochte derselben Artung sein, allein er verstand es nicht, seiner Wärme und Liebe Ausdruck zu geben; bei all seiner Milde hatte der mit Arbeit und Sorgen beladene Mann ein stilles, ernstes Wesen; seinen reichen Humor ließ er vor mir erst später spielen, als er vermuten konnte, daß ich genug Mensch geworden sei, um denselben aufzunehmen. In den Jahren, da ich das erste Dutzend Hosen zerriß, gab er sich nicht just viel mit mir ab, außer wenn ich etwas Unbraves angestellt hatte; in diesem Falle ließ er seine Strenge walten. Seine Strenge und meine Strafe bestand gewöhnlich darin, daß er vor mich hintrat und mir mit schallenden,

zornigen Worten meinen Fehler vorhielt und die Strafe andeutete, die ich verdient hätte.

Ich hatte mich beim Ausbruch der Erregung allemal vor den Vater hingestellt, war mit niederhängenden Armen wie versteinert vor ihm stehen geblieben und hatte ihm während des heftigen Verweises unverwandt in sein zorniges Angesicht geschaut. Ich bereute in meinem Innern den Fehler stets, ich hatte das deutliche Gefühl der Schuld, aber ich erinnere mich auch an eine andere Empfindung, die mich bei solchen Strafpredigten überkam: es war ein eigenartiges Zittern in mir, ein Reiz- und Lustgefühl, wenn das Donnerwetter so recht auf mich niederging. Es kamen mir die Tränen in die Augen, sie rieselten mir über die Wangen, aber ich stand wie ein Bäumlein, schaute den Vater an und hatte ein unerklärliches Wohlgefühl, das in dem Maße wuchs, je länger und je ausdrucksvoller mein Vater vor mir wetterte.

Wenn hierauf Wochen vorbeigingen, ohne daß ich etwas heraufbeschwor, und mein Vater immer gütig und still an mir vorüberschritt, begann in mir allmählich wieder der Drang zu erwachen und zu reifen, etwas anzustellen, was den Vater in Wut bringe. Das geschah nicht, um ihn zu ärgern, denn ich hatte ihn überaus lieb; es geschah gewiß nicht aus Bosheit, sondern aus einem anderen Grunde, dessen ich mir damals nicht bewußt war.

Da war es einmal am heiligen Christabend. Der Vater hatte den Sommer zuvor in Mariazell ein schwarzes Kruzifixlein gekauft, an welchem ein aus Blei gegossener Christus und die aus demselben Material gebildeten Marterwerkzeuge hingen. Dieses Heiligtum war in Verwahrung geblieben bis auf den Christabend, an welchem es mein Vater aus seinem Gewandkasten hervornahm und auf das Hausaltärchen stellte. Ich nahm die Stunde wahr, da meine Eltern und die übrigen Leute noch draußen in den Wirtschaftsgebäuden und in der Küche zu schaffen hatten, um das hohe Fest vorzubereiten; ich nahm das Kruzifixlein mit Gefahr meiner geraden Glieder von der Wand, hockte mich damit in den Ofenwinkel und begann es zu zerlegen. Es war mir eine ganz seltsame Lust, als ich mit meinem Taschenfeitel[1] zuerst die Leiter, dann die Zange und den Hammer, hernach den Hahn des Petrus und zuletzt den lieben Christus vom Kreuze löste. Die Teile kamen mir nun getrennt viel interessanter vor als früher im ganzen; doch jetzt, da ich fertig war, die Dinge wieder zusammensetzen wollte, aber nicht konnte, fühlte ich in der Brust eine Hitze aufsteigen, auch meinte ich, es würde mir der Hals zugebunden. — Wenn's nur beim Ausschelten bleibt diesmal . . .? — Zwar sagte ich mir: Das schwarze Kreuz ist jetzt schöner als früher; in der Hohenwanger Kapelle steht auch ein schwarzes Kreuz, wo nichts dran ist, und gehen doch die Leute hin, zu beten. Und wer braucht zu Weihnachten einen gekreuzigten Herrgott? Da muß er in der Krippe liegen, sagt der Pfarrer. Und das will ich machen.

Ich bog dem bleiernen Christus die Beine krumm und die Arme über die Brust und legte ihn in das Nähkörbchen der Mutter und stellte so mein Kripplein auf den Hausaltar, während ich das Kreuz in dem Stroh des Elternbettes verbarg, nicht bedenkend, daß das Körbchen die Kreuzabnahme verraten müsse.

Das Geschick erfüllte sich bald. Die Mutter bemerkte es zuerst, wie närrisch doch heute der Nähkorb zu den Heiligenbildern hinaufkäme?

„Wem ist denn das Kruzifixlein da oben im Weg gewesen?" fragte gleichzeitig mein Vater.

Ich stand etwas abseits, und mir war zumute wie einem Durstigen, der jetzt starken Myrrhenwein zu trinken kriegen sollte. Indes mahnte mich eine absonderliche Beklemmung, jetzt womöglich noch weiter in den Hintergrund zu treten.

Mein Vater ging auf mich zu und fragte fast bescheidentlich, ob ich nicht wisse, wo das Kreuz hingekommen sei. Da stellte ich mich schon kerzengerade vor ihm hin und schaute ihm ins Gesicht. Er wiederholte seine Frage, ich wies mit der Hand gegen das Bettstroh, es kamen die Tränen, aber ich glaube, daß ich keinen Mundwinkel verzogen habe.

Der Vater suchte das Verborgene hervor und war nicht zornig, nur überrascht, als er die Mißhandlung des Heiligtums sah. Mein Verlangen nach dem Myrrhenwein steigerte sich. Der Vater stellte das kahle Kruzifixlein auf den Tisch. „Nun sehe ich wohl," sagte er mit aller Gelassenheit und langte seinen Hut vom Nagel, „nun sehe ich wohl, er muß endlich rechtschaffen gestraft werden. Wenn einmal der Christi-Herrgott nicht sicher geht ...! Bleib mir in der Stuben, Bub!" fuhr er mich finster an und ging dann zur Tür hinaus.

„Spring ihm nach und schau zum Bitten!" rief mir die Mutter zu, „er geht Birkenruten abschneiden."

Ich war wie an den Boden geschmiedet. Gräßlich klar sah ich, was nun über mich kommen würde, aber ich war außerstande, auch nur einen Schritt zur Abwehr zu machen. Die Mutter ging ihrer Arbeit nach, in der abendlich dunkelnden Stube stand ich allein und vor mir auf dem Tisch das verstümmelte Kruzifix. Heftig erschrak ich vor jedem Geräusch. Im alten Uhrkasten, der dort an der Wand bis zum Fußboden niederging, rasselte das Gewicht der Schwarzwälder Uhr, welche die fünfte Stunde schlug. Endlich hörte ich draußen auch das Schneeabklopfen von den Schuhen, es waren des Vaters Tritte. Als er mit dem Birkenzweig in die Stube trat, war ich verschwunden.

Er ging in die Küche und fragte mit wild herausgestoßener Stimme, wo der Bub sei. Es begann im Hause ein Suchen, in der Stube wurden das Bett und die Winkel und das Gesiedel[2] durchstöbert, in der Nebenkammer, im Oberboden hörte ich sie herumgehen, ich hörte die Befehle,

man möge in den Ställen die Futterkrippen und in den Scheunen Heu und Stroh durchforschen, man möge auch in den Schachen[3] hinausgehen und den Buben nur stracks vor den Vater bringen — diesen Christtag solle er sich für sein Lebtag merken! Aber sie kehrten unverrichteter Dinge zurück. Zwei Knechte wurden nun in die Nachbarschaft geschickt, aber meine Mutter rief: wenn ich etwa zu einem Nachbar über Feld und Wald gegangen sei, so müsse ich ja erfrieren, es sei mein Jöpplein und mein Hut in der Stube. Das sei doch ein rechtes Elend mit den Kindern.

Sie gingen davon, das Haus wurde fast leer, und in der finstern Stube sah man nichts mehr als die grauen Vierecke der Fenster. Ich stak im Uhrkasten und konnte durch die Fugen desselben hervorgucken. Durch das Türchen, welches für das Aufziehen des Uhrwerks angebracht war, hatte ich mich hineingezwängt und innerhalb des Verschlages hinabgelassen, so daß ich nun im Uhrkasten ganz aufrecht stand.

Was ich in diesem Verstecke für Angst ausgestanden habe! Daß es kein gutes Ende nehmen konnte, sah ich voraus, und daß die von Stunde zu Stunde wachsende Aufregung das Ende von Stunde zu Stunde gefährlicher machen mußte, war mir auch klar. Ich verwünschte den Nähkorb, der mich anfangs verraten hatte, ich verwünschte das Kruzifixlein — meinen Leichtsinn zu verwünschen, darauf vergaß ich. Es gingen Stunden hin, ich blieb in meinem aufrechtstehenden Sarge, und schon saß mir der Eisenzapfen des Uhrgewichts auf dem Scheitel, und ich mußte mich womöglich niederducken, sollte das Stehenbleiben der Uhr nicht Anlaß zum Aufziehen derselben und somit zu meiner Entdeckung geben. Dann endlich waren meine Eltern in die Stube gekommen, hatten Licht gemacht und meinetwegen einen Streit begonnen.

„Ich weiß nirgends mehr zu suchen“, hatte mein Vater gesagt und war erschöpft auf einen Stuhl gesunken.

„Wenn er sich im Walde vergangen hat oder unter dem Schnee liegt!“ rief die Mutter und erhob ein lautes Weinen.

„Sei still davon!“ sagte der Vater, „ich mag's nicht hören.“

„Du magst es nicht hören und hast ihn mit deiner Herbheit selber vertrieben.“

„Mit diesem Zweiglein hätte ich ihm kein Bein abgeschlagen“, versetzte er und ließ die Birkenrute auf den Tisch niederpfeifen.

„Aber jetzt, wenn ich ihn erwisch', schlag ich einen Zaunstecken an ihm entzwei.“

„Tue es, tue es — 'leicht tut's ihm nicht mehr weh“, sagte die Mutter und setzte das Weinen fort. „Meinst, du hättest deine Kinder nur zum Zornauslassen? Da hat der lieb' Herrgott ganz recht, wenn er sie beizeiten wieder zu sich nimmt! Kinder muß man lieb haben, wenn etwas aus ihnen werden soll.“

Hierauf er: „Wer sagt denn, daß ich den Buben nicht lieb hab'? Ins Herz hinein, Gott weiß es! Aber sagen mag ich ihm's nicht; ich mag's nicht, und ich kann's nicht. Ihm selber tut's nicht so weh wie mir, wenn ich ihn strafen muß, das weiß ich!"

„Ich geh' noch einmal suchen!" sagte die Mutter.

„Ich will auch nicht dableiben!" sagte er.

„Du mußt mir einen warmen Löffel Suppe essen! 's ist Nachtmahlzeit", sagte sie.

„Ich mag jetzt nichts essen! Ich weiß mir keinen anderen Rat", sagte der Vater, kniete zum Tisch hin und begann still zu beten.

Die Mutter ging in die Küche, um zur neuen Suche meine warmen Kleider zusammenzutragen für den Fall, daß man mich irgendwo halb-erfroren finde. In der Stube war es wieder still, und mir in meinem Uhr-kasten war's, als müsse mir vor Leid und Pein das Herz brechen. Plötz-lich begann mein Vater aus seinem Gebete krampfhaft aufzuschluchzen. Sein Haupt fiel nieder auf den Arm, und die ganze Gestalt bebte.

Ich tat einen lauten Schrei. Nach wenigen Sekunden war ich von Vater und Mutter aus dem Gehäuse befreit, lag zu Füßen des Vaters und um-klammerte wimmernd seine Knie.

„Mein Vater, mein Vater!" das waren die einzigen Worte, die ich stammeln konnte. Er langte mit seinen beiden Armen nieder und hob mich auf zu seiner Brust, und mein Haar ward feucht von seinen Zähren.

Mir ist in jenem Augenblicke die Erkenntnis aufgegangen.

Ich sah, wie abscheulich es sei, diesen Vater zu reizen und zu beleidigen. Aber ich fand nun auch, warum ich es getan hatte. Aus Sehnsucht, das Vaterantlitz vor mir zu sehen, ihm ins Auge schauen zu können und seine zu mir sprechende Stimme zu hören. Sollte er schon nicht mit mir heiter sein, so wie es andere Leute waren und wie er es damals, von Sorgen be-lastet, so selten gewesen, so wollte ich wenigstens sein zorniges Auge sehen, sein herbes Wort hören; es durchrieselte mich mit süßer Gewalt, es zog mich zu ihm hin. Es war das Vaterauge, das Vaterwort.

Kein böser Ruf mehr ist in die heilige Christnacht geklungen, und von diesem Tage an ist vieles anders geworden. Mein Vater war seiner Liebe zu mir und meiner Anhänglichkeit an ihn inne geworden und hat mir in Spiel, Arbeit und Erholung wohl viele Stunden sein liebes Angesicht, sein treues Wort geschenkt, ohne daß ich noch einmal nötig gehabt hätte, es mit Bosheit erschleichen zu müssen. Peter Rosegger.

5. Papa.

Und nun galt's, wie Papa gestern befohlen hatte, mich allein in sein imponierendes Bereich zu begeben. Mama begleitete mich bis zur Schwelle des Eingangszimmers, blieb dort stehen und machte mir, als ich mich nach

einigen Schritten umwandte und ihr Lebewohl zuwinkte, ein Zeichen, vorwärts zu gehen und dann anzuklopfen. Ich tat's, und: „Herein!" tönte es mir laut und barsch entgegen.

Ein ermutigender Empfang wurde mir nicht zuteil. Papa reichte mir zwar die Hand zum Kusse, ließ aber vom Moment meines Eintretens an fortwährend seinen Blick forschend und streng auf mir ruhen und fragte endlich:

„Was ist dir denn? Was machst du für ein Gesicht? Mir scheint, du fürchtest dich. Du hast ein schlechtes Gewissen. Wer kein schlechtes Gewissen hat, fürchtet sich nicht."

Nun war das Unglück fertig.

Nun mußte ich ja überzeugt sein, daß ich ein ganz elendes Gewissen hatte, denn wahrhaftig, ich zitterte vor Angst.

Ach, es war danach! Alles war danach. Was lag auf dem großen, schwarzen Schreibtisch, auf dem Platze, den sonst die Wirtschaftsbücher einnahmen? Eine Fleißarbeit Papas. Bewundernswürdig im Grunde. Viereckige Blättchen von gleicher Größe aus Kartenpapier. Man sah ihnen die Sorgfalt und militärische Pünktlichkeit an, mit der sie zugeschnitten und reihenweise in gleichen Abständen voneinander geordnet worden waren. Jedes einzelne von ihnen trug ein dick und deutlich ausgeführtes Zeichen. Ein gut gekanntes und gut gehaßtes Zeichen — einen Buchstaben.

„Was ist das?" fragte Papa und wies, nicht ohne Wohlgefallen, auf das kleine papierne Pikett[1] vor ihm.

Ich meinte, es seien Buchstaben.

„Ja, ja, Buchstaben, natürlich. Aber das Ganze da — das Ganze!"

„Buchstaben ... viele Buchstaben ..." Bei den Buchstaben blieb ich. Wie die Familie heißt, wenn sie vollzählig versammelt ist, wußte ich nicht. Ich wußte überhaupt bald gar nichts mehr, nicht einmal ein A von einem J zu unterscheiden und auch nicht, ob ich lachen oder weinen sollte, als Papa ein geringschätziges: „J! A!" ausstieß.

Der einzelnen Vorgänge bei diesem denkwürdigen Examen kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur einer großen Verwirrung, die in den Reihen der schnurgerade aufmarschierten Kärtchen eintrat, entsinne ich mich: sie wanden sich wie Schlangen, sie tanzten, bildeten Gruppen, stoben davon nach allen Richtungen. Und dabei deutete Papas Finger unbeweglich auf eine Stelle, die für mich abwechselnd von einem a, einem b, einem r besetzt war. Einen Buchstaben um den andern nannte ich, riet und riet und erriet nicht. Die Qual dauerte lang. Mein armer Papa, der Selbstbeherrschung doch so ungewohnt, nahm sich zusammen, wiederholte dieselbe Frage mehrmals, ohne die Stimme allzusehr zu erheben. Die meine aber wird wohl zuletzt gar keinen Laut mehr gehabt haben. Ich vermochte trotz aller Anstrengungen nicht, auch nur ein vernehmliches Wort über die Lippen zu

bringen und nahm in hilfloser Bestürzung das Urteil entgegen, daß ich — ein großes Mädel von fünf Jahren — mich mit Schande beladen habe. Der kurze Spruch Papas schloß mit dem Befehl: „Hinaus!“

Ich besorge sehr, ihn mit unanständiger Geschwindigkeit und ohne Abschiedsgruß erfüllt zu haben.

Noch hatte ich auf meinem Rückzug das Eingangszimmer nicht durcheilt, als Papa mir nachkam, die Tür vor mir öffnete, mich hinausschob und mit einem raschen Wurf das ganze Alphabet über mich ausstreute. Dann flog die Tür hinter ihm zu, und ich kauerte auf dem Boden, sammelte hastig die Kartenblättchen in meine Schürze und lief, so rasch ich konnte, davon.

Und nun muß ich sagen: Dieser Buchstabensprühregen, den mein Vater mir damals nachschickte, ist die einzige „Gewalttat“ gewesen, die ich je durch ihn erfuhr. Seine Hand hat mich nie unsanft berührt, er hat seine Stimme nie laut gegen mich erhoben, dieser fürchterliche, liebe, gute Papa.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

6. Wenn der Arzt kommt.

Wenn der Arzt kommt, so braucht das nicht immer gleich was ganz Schlimmes zu bedeuten. Mutter behandelte alle die kleinen Bauch- und Halsleiden mit kaltem Umschlag und Vater mit Kurellas grünem Brustpulver, das in verschwenderischer Fülle gereicht ward, im Wiederholungs- und Verhärtungsfalle auch mit Rizinusöl, eine halbe Tasse voll. — Trotzdem kam auch der Arzt so dann und wann, denn er war ein richtiger Hausarzt, der seine Leute nicht bloß sehen wollte, wenn sie krank in den Federn steckten, sondern auch, wenn sie frisch und fröhlich einherstolzierten.

Aber wenn zwei Ärzte kamen, da war die Sache freilich anders. Wir waren ganz kleine Kerle, aber ich weiß es noch ganz genau, und gar kein Mensch soll mir abstreiten, daß ich es nicht wußte, obwohl ich erst drei Jahre alt war. Wir standen an der Regentonne an der Hausecke vom Hof zum Garten. Von dort konnten wir über die Planke schauen und konnten die beiden Wagen sehen, die kurz hintereinander vorgefahren waren. Der eine war der Kutscher Schumacher und der andere der Kutscher Böttcher, und zu diesen beiden Wagen gehörten die beiden Doktoren, die nun schon so ewig lange oben bei Mutter waren. Und wir mußten ganz, ganz still sein. So standen wir an der Regentonne wohl eine halbe Ewigkeit, wir wagten uns auch gar nicht auf die Straße zu den Droschken und Pferden, was wir sonst getan hätten. Es war eben alles, alles anders, ganz anders als sonst. Vater hatte gesagt: „Bittet den lieben Gott, daß ihr eure Mutter behalten dürft.“ — — Weiter wußten wir nichts — nur dann nachher, daß Mutter noch lange krank lag, aber wieder gesund wurde, und

wie wir zu ihr durften, waren die Augen in dem schmalen Gesicht noch größer, und die Hand war ganz weiß und schmal.

Einmal kam Weihnachten heran. Mutter ging mit uns und Liteschwester einkaufen. Unterwegs ward Lite krank. Sie bekam Schüttelfrost, und Mutter konnte das klappernde Kind kaum nach Hause bringen. Dort ward sie ins Bett gepackt und ihr dann in den Hals gesehen. Mutter mußte hinausgehen, um das Kind ihr Entsetzen nicht merken zu lassen — Mutter konnte sich halt sehr schlecht verstellen —, der ganze Hals, so weit man sehen konnte, nichts als ein weißer, giftiger Belag. Vater schrieb ein paar Zeilen und sagte: „Jungs, lauft, was ihr laufen könnt, zum Doktor und gebt ihm diesen Zettel.“ Wir taten treulich unsere Pflicht. Jungsbeine können schon laufen, wenn zu Hause die Schwester schwer krank ist. Der Doktor Matz war zum Glück zu Hause. „Kinder, sagt den Eltern, ich komme sofort.“ Wir liefen wieder zurück. Unsere Arbeit war getan, aber die schwere schwere Arbeit des Arztes begann, denn einer solchen Diphtherie konnte man damals schwer Herr werden.

Es war ein trauriges Weihnachten. Unsere Liteschwester schwebte tagelang zwischen Tod und Leben, aber dann war die Krisis überwunden, und es sollte gut werden. Zu Neujahr durften wir schon unseren Christbaum und all die so lange ersehnten Geschenke haben, und Lite hatte ihr eigenes Bäumchen und ihren eigenen Tisch in Vaters Stube, wo sie ein halbes Stündchen hineingetragen ward. Das war ein frohes Nachweihnachten.

Aber ein Rückschlag kam, und nun war die Krankheit ganz tief nach innen geschlagen. Da holte der Arzt einen zweiten zu Hilfe, und nun wußten wir, es war ganz schlimm. Alles Mühen war vergeblich und gar keine Hilfe mehr möglich. Ach, waren das traurige Tage! Eines Abends war der Hausarzt noch spät wiedergekommen. Er saß lange still am Bett des Kindes, das er auch so lieb hatte. Rat wußte er nicht. Er sagte nichts, er nahm still Abschied von dem Kinde, das er lebend nicht wiederzusehen glaubte. Am andern Morgen trieb's ihn zeitig zu uns, zu den Eltern. Mutter empfing ihn an der Tür. Er sagte nichts und wartete auf Mutters Wort, daß das Kind in der Nacht die Augen für immer geschlossen. Da sagte Mutter: „Das Kind hat gegen Morgen Ruhe bekommen und schläft jetzt.“ Es ging ein freudiges Leuchten über die Züge des Arztes. „Das Kind lebt?“ und nun stieg der Alte mit schnellen Schritten die Treppe hinauf, hin in die Krankenstube. Da stand er vor dem Bett des Kindes, und wie er das Kind so ruhig schlafen sah, stürzten Tränen über das alte runzlige Gesicht. Er drückte schweigend Vater und Mutter die Hand und sagte dann ganz leise: „Es ist ein Wunder, das Kind ist gerettet!“

Lange hat's gedauert, bis unser Litekind wieder gesund war. Immer wieder kamen Rückfälle, und der ganze Körper war so vergiftei, daß der Magen keine Speise annahm. Was haben Arzt und Vater und Mutter

sich gemüht! Sie wollte, sie konnte keine Nahrung zu sich nehmen. Da ist in unserem Bruder Wilhelm eine innige Liebe zu seiner Schwester erwacht und ein eiserner Wille, seiner Schwester durchzuhelfen. Diese Liebe, die die Schwester in ganzer Innigkeit erwiderte, und dieser Wille, dem sich die Schwester unterwarf, hat es geschafft. Wenn die Schule zu Ende, lief Wilhelm nach Hause ans Bett der Schwester. Da saß er und bettelte so lange und ließ nicht locker, bis er ihr ein wenig Suppe Löffel um Löffel wie Medizin gegeben hatte. Alles Sträuben half nichts. Seine Geduld und sein Wille waren stärker. So ging's Tag um Tag und Woche um Woche. Was Arzt und Eltern nicht konnten, er brachte es fertig. Daraus ist ein Verhältnis zwischen den Geschwistern geworden, so reich und stark an Liebe und Vertrauen, eine ganze Sonne von Licht, Glück und Treue für all die vielen Jahre bis heute hin.

Als der Frühling kam, fuhren wir unsere Schwester im Rollstuhl durch den Garten, und ganz langsam genas sie an der Sonne. Am Sommeranfang ging's an die See. Ach, waren das schöne Wochen im stillen Haffkrug! Die Liteschwester lernte gehen, erst von zweien gestützt, fast getragen, dann an zwei Stöcken, und dann an einem, und schließlich wußten die Beine wieder, wozu sie da waren, und die Seele auch, zu jubeln und froh zu sein.

Heute sagt Liteschwester, das Meer hat mir so viel zu sagen, ich liebe es so sehr. Das kommt von damals her, wo Welle um Welle im leisen Rauschen, im tosenden Anprall, in all dem Hauch reinen Lebens ihr die Verkündigung brachten: du sollst leben, du sollst gesund werden! — Und unsere Liteschwester ward gesund. Hermann Bousset.

7. Nis Randers.

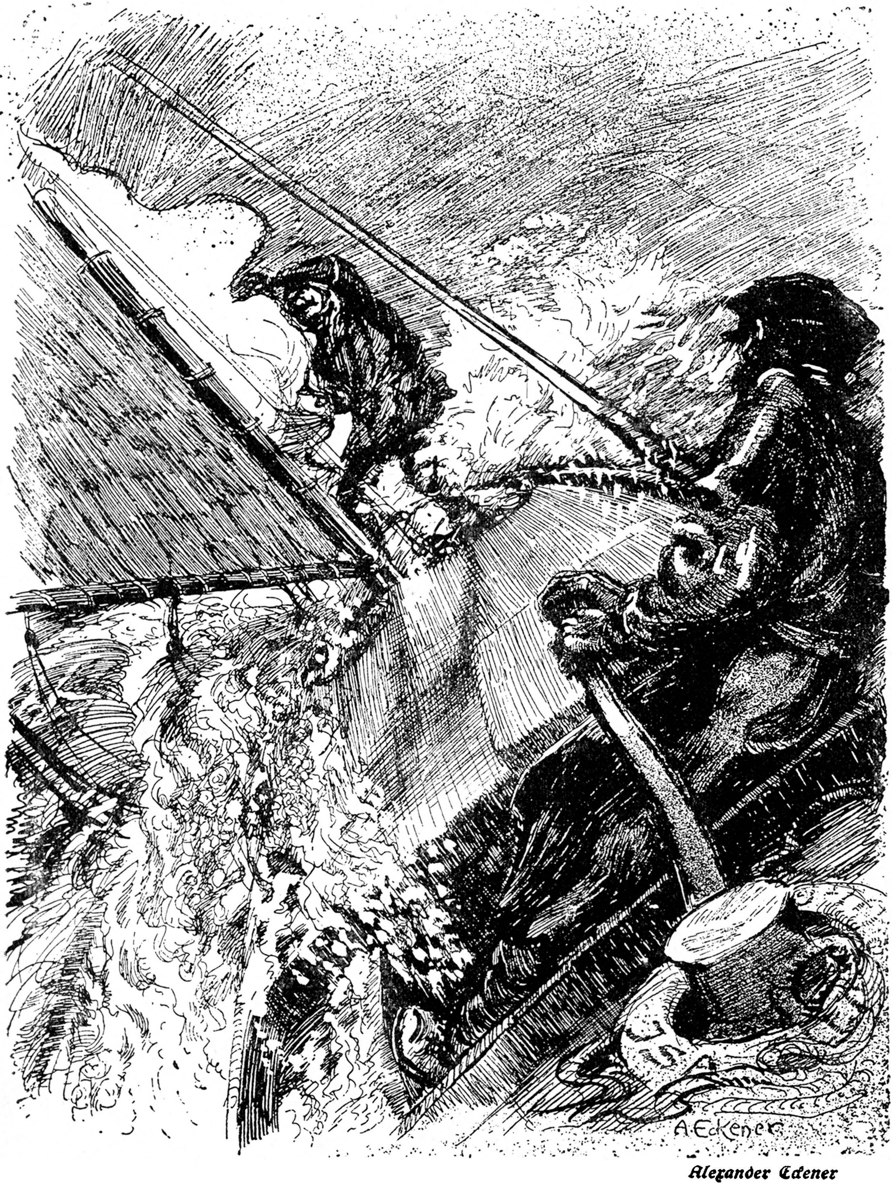
1. Krachen und Heulen und berstende Nacht,
Dunkel und Flammen in rasender Jagd —
ein Schrei durch die Brandung!

2. Und brennt der Himmel, so sieht man's gut:
ein Wrack auf der Sandbank! Noch wiegt es die Flut;
gleich holt sich's der Abgrund.

3. Nis Randers lugt — und ohne Hast
spricht er: „Da hängt noch ein Mann im Mast;
wir müssen ihn holen."

4. Da faßt ihn die Mutter: „Du steigst mir nicht ein!
Dich will ich behalten, du bliebst mir allein,
ich will's, deine Mutter!

5. Dein Vater ging unter und Momme, mein Sohn;
drei Jahre verschollen ist Uwe schon,
mein Uwe, mein Uwe!"



Alexander Eckener

6. Nis tritt auf die Brücke. Die Mutter ihm nach!
Er weist nach dem Wrack und spricht gemach:
„Und s e i n e Mutter?"

7. Nun springt er ins Boot und mit ihm noch sechs:
hohes, hartes Friesengewächs;
schon sausen die Ruder.

8. Boot oben, Boot unten, ein Höllentanz!
Nun muß es zerschmettern . . .! Nein: es blieb ganz. . . .
Wie lange? Wie lange?

9. Mit feurigen Geißeln peitscht das Meer
die menschenfressenden Rosse daher;
sie schnauben und schäumen.

10. Wie hechelnde Hast sie zusammenzwingt!
Eins auf den Nacken des andern springt
mit stampfenden Hufen!

11. Drei Wetter zusammen! Nun brennt die Welt!
Was da? — Ein Boot, das landwärts hält —
Sie sind es! Sie kommen! — —

12. Und Auge und Ohr ins Dunkel gespannt . . .
Still — ruft da nicht einer? — Er schreit's durch die Hand:
„Sagt Mutter, 's ist Uwe!“

Otto Ernst.

8. Die Schnitterin.

1. War einst ein Knecht, einer Witwe Sohn,
der hatte sich schwer vergangen.
Da sprach sein Herr: „Du bekommst deinen Lohn,
morgen mußt du hangen.“

2. Als das seiner Mutter kundgetan,
auf die Erde fiel sie mit Schreien:
„O lieber Herr Graf und hört mich an,
er ist der letzte von dreien.

3. Den ersten schluckte die schwarze See,
seinen Vater schon mußte sie haben,
den andern haben in Schonens Schnee
Eure schwedischen Feinde begraben.

4. Und laßt Ihr mir den letzten nicht,
und hat er sich vergangen,
laßt meines Alters Trost und Licht
nicht schmählich am Galgen hangen!“

5. Die Sonne hell im Mittag stand,
der Graf saß hoch zu Pferde,
das jammernde Weib hielt sein Gewand
und schrie vor ihm auf der Erde.

6. Da rief er: „Gut, eh' die Sonne geht,
kannst du drei Äcker mir schneiden,
drei Äcker Gerste, dein Sohn besteht.
den Tod soll er nicht leiden.“

7. So trieb er Spott, gar hart gelaunt,
und ist seines Weges geritten.
Am Abend aber, der Strenge staunt,
drei Äcker waren geschnitten.

8. Was stolz im Halm stand über Tag,
sank hin, er mußt' es schon glauben.
Und dort, was war's, was am Feldrand lag?
Sein Schimmel stieg mit Schnauben.

9. Drei Äcker Gerste, ums Abendrot,
lagen in breiten Schwaden,
daneben die Mutter, und die war tot,
so kam der Knecht zu Gnaden.

Gustav Falke.

9. Trübe Weihnacht.

Die meisten Menschen, wenn sie unter normalen Verhältnissen herangewachsen sind, denken in Zeiten schwerer Schicksalsschläge mit Dankbarkeit und Rührung an die schöne glückliche, sorgenlose Jugendzeit zurück und seufzen wohl auch verlangend: Wenn es nur noch einmal so würde!

Ich stehe den Erinnerungen an meine Kindheit mit anderen Gefühlen gegenüber. Kein Lichtpunkt, kein Sonnenstrahl, nichts vom behaglichen Heim, wo mütterliche Liebe und Sorgfalt meine Kindheit geleitet hätte, ist mir bewußt. Trotzdem hatte ich eine gute, aufopferungsvolle Mutter, die sich keine Stunde Rast und Ruhe gönnte, immer getrieben von der Notwendigkeit und dem eigenen Willen, ihre Kinder redlich zu erziehen und sie vor dem Hunger zu schützen. Was ich von meiner Kindheit weiß, ist so düster und hart und so fest in mein Bewußtsein eingewurzelt, daß es mir nie entschwinden wird. Was anderen Kindern Entzücken bereitet und glückseligen Jubel auslöst, Puppen, Spielzeug, Märchen, Näschereien und Weihnachtsbaum, ich kannte das alles nicht, ich kannte nur die große Stube, in der gearbeitet, geschlafen, gegessen und gezankt wurde. Ich erinnere mich an kein zärtliches Wort, an keine Liebkosung, sondern nur an die Angst, die ich, in einer Ecke oder unter dem Bett verkrochen, ausstand, wenn es eine häusliche Szene gab, wenn mein Vater zu wenig Geld nach Hause brachte und die Mutter ihm Vorwürfe machte. Mein Vater war jähzornig, er schlug dann die Mutter, die oft nur halb angekleidet fliehen mußte, um sich bei Nachbarn zu verbergen. Dann waren wir einige Tage allein mit dem grollenden Vater, dem man sich nicht nähern durfte. Zu essen gab es dann nicht viel, mitleidige Nachbarn halfen uns, bis die Mutter, von der Sorge um ihre Kinder und den Hausstand getrieben, wiederkam.

Solche Szenen kehrten fast jeden Monat und auch früher wieder. Mein ganzes Herz hing an der Mutter; vor dem Vater hatte ich eine unbezwingliche Scheu, und ich erinnere mich nicht, ihn je angeredet zu haben oder von ihm angesprochen worden zu sein. Meine Mutter sagte mir später, daß es ihn ärgerte, daß ich, das einzige Mädchen unter fünf am Leben gebliebenen Kindern, dunkle Augen wie meine Mutter hatte.

Ein Weihnachtsabend, an dem ich noch nicht ganz fünf Jahre alt war, ist mir noch immer in Erinnerung. Beinahe hätte ich dieses eine Mal einen Weihnachtsbaum bekommen. Meine Mutter wollte mir, ihrem jüngsten Kinde, auch einmal zeigen, was das Christkind ist. Wochenlang hatte sie immer einige Kreuzer zu erübrigen getrachtet, um ein kleines Kochgeschirr für mich zu kaufen. Der Weihnachtsbaum war geschmückt mit bunten Papierketten, vergoldeten Nüssen und mit dem bescheidenen Spielzeug behängt. Mit dem Anzünden der Lichter wurde auf den Vater gewartet, der zum Fabrikanten gegangen war, um Ware abzuliefern. Er sollte Geld

bringen. Es wurde 6 Uhr, dann 7 und endlich 8 Uhr, der Vater kam nicht. Wir waren alle hungrig und verlangten zu essen. Wir mußten die guten Mohnnudeln, Äpfel und Nüsse allein ohne den Vater essen, worauf ich zu Bette gehen mußte, ohne daß die Lichter auf dem Weihnachtsbaum gebrannt hätten. Die Mutter war zu mißgestimmt und zu sorgenvoll, um den Baum anzuzünden. Ich lag schlaflos in meinem Bette; ich hatte mich so auf das Christkind gefreut, und nun war es ausgeblieben. Endlich hörte ich den Vater kommen; er wurde nicht freundlich empfangen, und es kam wieder zu einer heftigen Szene. Er hatte weniger Geld gebracht, als die Mutter erwartet hatte; dann war er unterwegs in ein Gasthaus gegangen. Er hatte fast zwei Stunden zu gehen und wollte sich einmal erwärmen. Er war dann länger sitzen geblieben, als er zuerst gewollt, und kam angetrunken nach Hause. Ich guckte bei dem Lärm, der sich nun erhob, von meiner Schlafstelle nach den Eltern — und da sah ich, wie der Vater mit einer Hacke den Weihnachtsbaum zerschlug. — — Zu schreien wagte ich nicht, ich weinte nur, weinte, bis ich einschlief.

Am nächsten Tag empfand mein Vater wohl Mitleid mit mir, denn er gab mir einige Kreuzer[1], wofür ich mir Blechgeschirr kaufen durfte. Mitleidige Menschen schenkten mir dann auch eine Puppe und anderes Spielzeug, das für ihre Kinder schon durch schöneres, prächtigeres ersetzt worden war.

Adelheid Popp.

10. In der Fremde.

Einsam und still
schreit' ich dahin
im fremden Land;
die Heimat fern,
die traute Heimat,
die Jugend vorbei,
die glückselige Jugend,
und mein Liebstes, mein Teuerstes,
nun im Grab,
auch du — o Mutter!
Still ist dein Herz,
das so lange geschlagen
für mich allein
in Leid und Lust,
das treue, das heilige
Mutterherz. —
Geschlossen dein Aug',
das so manche Stunde
gewacht und geweint
um mich allein.
Und es modert die Hand,
die liebe Hand,
die oft mich gestreichelt
in seliger Zeit;
Herz, Aug' und Hand
und all deine Liebe,
hast alles genommen
mit hinein
ins dunkle, in schaurige
Grab — o Mutter!
Und es fällt mein Blick
auf das weiße Linnen,
das kühl und lind
den Leib mir umhüllt.
Aus Heimatserde
grünte hervor,
dicht hinter des Gartens
süßduftender Hecke
wuchs und blühte
der blaue Lein;
im Elternhause
ward er bereitet

und schimmerte hell
und seidenweich
als buschiger Rocken.
Im Wohngemach,
bei traulicher Lampe,
saßest und spannst du,
indes ich dir vorlas
aus Deutschlands Dichtern;
und jeder Faden,
durch deine Finger
ist er geglitten;
die lieben Finger
haben geweiht ihn,
die oft mir die glühende
Wange gestreichelt
und segnend geruht
auf des fröhlichen Knaben
blondem Gelock.
Und tausend Wünsche,
fromme, heilige Segenswünsche,
spannst du mit hinein!
Mutter — Mutter,
ich fühle, ich fühl' es,
aus deines Gewebes
verschlungenen Fäden
strömt dein Segen
mir ins vereinsamte
trauernde Herz, —
und trostvoll heimisch
wird mir zumut,
als ob du selbst
mit den teuern Armen
liebend und schützend
still mich umfingst,
Mutter — Mutter!

Hermann Allmers.

11. Wiegenlied.

Vor der Türe schläft der Baum,
durch den Garten zieht ein Traum.
Langsam schwimmt der Mondeskahn,
und im Schlafe kräht der Hahn.
Schlaf, mein Wölfchen, schlaf!

Schlaf, mein Wulf! In später Stund'
küss' ich deinen roten Mund.
Streck dein kleines, dickes Bein,
steht noch nicht auf Weg und Stein.
Schlaf, mein Wölfchen, schlaf!

Schlaf, mein Wulf! Es kommt die Zeit,
Regen rauscht, es stürmt und schneit.
Lebst in atemloser Hast,
hättest gerne Schlaf und Rast.
Schlaf, mein Wölfchen, schlaf!

Vor der Türe schläft der Baum,
durch den Garten zieht ein Traum.
Langsam schwimmt der Mondeskahn,
und im Schlafe kräht der Hahn.
Schlaf, mein Wölfchen, schlaf!

Vertont von E. d'Albert.

Detlev v. Liliencron.



Des Volkes Denken und Dichten.

12. Bayrische Kirmes.

„Lang die Pfanna aba, Nannl! hol 's Mehl aus der Truhen und an Laib Schmalz!“ In der Kucheln steht die Bäuerin vor dem Herd; das Feuer wirft einen glutroten Schein auf ihr kugelrundes Gesicht; mit dem Kochlöffel taucht sie die Küchel unter und wendet sie um; die Holzscheitel krachen, das Schmalz kocht und prasselt und spritzt. — Grad lustig is. Hint im Hof grunzt die Sau; der Bauer wetzt das Messer und probiert die Schneid', ob sie noch nicht fein genug ist. Der Vitus legt den Stecken in den Brunnentrog, daß er hart wird auf morgen; die Mariandl und die Creszenz laufen Stiegen auf, Stiegen ab, rennen aneinander und kriegen Lachkrämpf. In der Stuben drin probiert der Oberknecht zum dreißigstenmal auf der Ziehharmonika das Lied: „Mür kemmans vom Ga-bürg“, und der Großvater haut sich vor lauter Freud' eine Pris nach der andern auf den Daumennagel. „Huio! Morgen is Kirta!“[a] Das größte Fest im

[a] Kirmes.

ganzen Jahr, auf das sich jeder Ehhalten, jeder Austrägler gewissenhaft vorsieht, wo das Essen notarisch gemacht ist und auf Grund rechtskräftiger Urkunden geschieht. Morgen gibt es G'selchtes[a] und von „allem, was geschlachtet wird, zwei Pfund". So ist's geschrieben worden, und so geschieht es; von seinem Recht geht kein richtiger Bauernmensch weg.

Ahnungsvoll dämmert der Morgen herauf. Heut braucht der Bauer von seinen Dienstboten keinen einzigen zu wecken. Der erste ist der Oberknecht Hansgirgl. Er tut heute ein Übriges und wascht sich am Brunnen den ganzen Kopf, noch dazu mit der Seifen; dann fahrt er mit einer Art von Kamm durch die nassen Haare und zieht sich einen schönen Scheitel, wobei er in den kleinen Handspiegel schaut, der auf dem Brunnenrand liegt. Jetzt spuckt er in die Händ, pappt sich zwei Kriegslocken bis an die Augenbrauen fest hin und fahrt dann mit dem Roßstriegel über das ganze Bild. Nun er fertig ist, stimmt er voll innerer Zufriedenheit ein Lied an:

Des Morgens — wenn die Sonn' aufgeht
und wenn das Gras — im Tau dasteht,
dann treib' ich mei — ne Küh' dahin,
dort, wo ich ganz — alleine bin.

Er zieht den rechten Fuß in die Höh', patscht mit den Händen über dem Kopf zusammen und stoßt einen gellenden Pfiff aus, daß es kein Indianer besser kann.

In den Stuben trifft er die andern geradeso lustig und aufgeregt, wie er selber ist. Die Weibsleute besonders können es kaum erwarten, daß fortgegangen wird. Jede hat schon den Korb auf dem Schoß und verdeckt das Strohgeflechte mit der linken Hand, während mit der rechten die Nudel eingetaucht wird. Da ist nichts zu bemerken von der bedächtigen Ruhe, mit der sonst die Kaffeesuppe aufgelöffelt wird. Ohne Unterschied des Ranges langt jedes hinein, ja, es kommt sogar vor, daß ausgesetzt wird, wenn z. B. die Nandl der Creszenz einen Renner gibt und alle zwei am Lachen und einem Trumm Nudel zu ersticken drohen. Bloß der Großvater paßt auf die Spassetln nicht auf; das Getu ist ihm zuwider. Die jungen Leut' sind so dumm und wissen nicht, was gut ist. Er sitzt ganz dicht bei der Schüssel, schneidet schön stad[b] ein Stück von dem vertragsmäßigen Geselchten nach dem andern ab und taucht es mit der Nudel in den Kaffee.

Was für ein schöner Tag heut ist! Die Sonne ist über den Nebel Herr geworden und hat ihn heruntergedrückt, daß er jetzt wie ein feiner Rauch über den Wiesen liegt; die Luft ist so klar, daß man weit und breit alle Kirchtürme sieht, und der vordere Wind geht frisch über die Stoppelfelder. Aus allen Häusern kommen die Leut' zum Kirchgang, auf allen Steigeln sieht man die schwarzseidenen Kopftücheln in der Sonne glänzen und die

---

[a] geräucherte Fleischwaren. [b] gleichmäßig.

buntfarbigen Röcke. Ein recht friedsames Bild. Auch der Hansgirgl und der Vitus marschieren tapfer hinter ihren Weibsleuten daher. „Moanst lei, Hansgirgl, daß heint die Kraglfinger beim Unterwirt san?“ — „Ehender[a] wia nöt, Vitus.“

„Was moanst nacha? Epper[b] ist der Leixentoni aa dabei; auf den bin i schon lang häßlich[c].“ — „Hinschaugn tean ma, des is meine Meinigung“, sagt der Hansgirgl. Und dem Vitus ist es recht; für was hätte er denn seinen Stecken im Wasser liegen lassen?

Nach der Kirche kriegen die Wirte ihr Recht. Alle Bänke sind gedrückt voll, und alleweil drucken wieder neue Gäst bei der Tür herein; der Wirt kommt nimmer aus dem Grüßen und Zutrinken heraus. „G' Goot, Scheiblhuaba: aar[d] auf da Höh? Ein paar Antenvierteln hätt i und a Gans. Na, da Loibl is a do; für die hätt i a Schweiners oder a Nierenbratl. Was d' liaba magst! Wer schreit da hint? Ich siech Enk scho, reißt's mi no nöt in da Mitt ausanand; Ös kriegt's Enkere Würscht scho.“ So hat er für jeden den richtigen Gruß und nach Stand und Vermögen das richtige Essen; er fragt nicht lang, was einer will. Wie ein Feldherr steht er da in dem Gewühl, das immer ärger wird. Die Fenster sind geschlossen; die Hitz wird immer ärger, und der Rauch streicht wie ein starker Herbstnebel in der Stuben herum. Immer lauter wird der Disputat über Gersten, Korn und Haber, über die Gäul und das Kühviech.

Beim Unterbräu geht es am lustigsten zu; da wird getanzt. Der Baß brummt, und die Klankenetten pfeift; der Staub wirbelt auf, und so eintönig geht das Schleifen und Stampfen, als tät eine Maschine die Arbeit verrichten. Aus dem Dunst tauchen die rotglühenden Gesichter auf und verschwinden wieder; gesprochen wird nichts, man hört bloß Keuchen und Schnaufen und ab und zu im Übermaß des Entzückens ein gellendes Schreien und Pfeifen.

Huio, heut is Kirta! Schaut's den Vitus an! Das ist der Allerrescheste. Mitten drin schmeißt er den Hut auf den Boden, schaut ihn stier an und tanzt um ihn herum wie ein Spielhahn. Und dabei weiß er es immer so einzurichten, daß er einem Kraglfinger auf die Zehen tritt. Das dauert nicht mehr lang, das tut kein gut. Richtig, jetzt rennt er dem Leixentoni seine Tänzerin um.

„Kannst net acht geben, damischer Tropf?“ — „Auf kein Kraglfinger geb i net acht.“ — „Was tuast net? Was hast g'sagt?“ — „Geh her, wennst a Schneid hast!“ — „Geh du her! I bin scho da.“ —

Höi Kraglfinger! Höi Guglfinger!

Und jetzt geht's los. Ein Schieben und Drängen, jeder Bursche nimmt Partei; die Mädel drücken sich zusammen wie eine Herd Gäns. Wütendes

---

[a] wahrscheinlicher. [b] vielleicht. [c] erbost. [d] wieder.

Schreien und Schimpfen; runter über die Stiegen, raus auf die Straß. Pitsch, Patsch; Pitsch, Patsch! Die Stadtleut täten meinen, es wird Korn gedroschen, so hauen sich die Burschen mit den Gehsteckerln[a] auf die Köpfe; weil keiner einen Hut auf hat, schallt es so laut.

Die Dämmerung bricht herein; der festliche Tag geht zur Neige; auch das Schönste kann ja nicht ewig dauern.

Jetzt sieht man auf den Feldwegen schwankende Gestalten; da und dort lehnt einer am Zaun und führt tiefsinnige Gespräche mit sich selbst. Weiber führen ihre Gatten und sind ihnen Stab und Stütze; hie und da bricht wohl auch einer mit einem Wehelaut zusammen und rennt den Kopf in einen Scheerhaufen. Die Nacht bedeckt mit ihrem mitleidigen Schleier die traurigen Bilder.

In seiner Kammer liegt der Vitus mit drei frischen Löchern im Kopfe. Neben dran ächzt der Großvater in schwerer Bedrängnis. Er hat zwar das Geselchte und Schweinerne pflichtmäßig gegessen, aber von dem Kälbernen hat er nur fünf Vierlinge zusammengebracht. Das hat ihn abscheulich gift und auf das Krankenlager geworfen.

Jetzt hat der Bader gute Täg. Ludwig Thoma.

13. Die Spinnstube.

In die Ronsbicher Spinnstube waren ein paar Fremde geraten, ein Mann und eine Frau aus der Stadt. Sie waren im Schlitten, in einem vornehmen, rot ausgeschlagenen, gekommen und hatten zwei mutige Pferde davor.

Das war ganz etwas anderes, als wenn der Bauer Christoph Brandau seine vier Mädchen in seinen grünen Bauernschlitten lud und sie uff Erlenbach fuhr.

„Och duche[b], der schön Schlitte,“ sagten die Mädchen und sprangen alle ans Fenster, „un der vornehme Mann un die schön Frou! Siehst de, he hebt se us dem Schlitte, Junde, se gehn bi euch in de Wirtschaft. Geh doch mal rüber und frag mal, woher . . .“

In dem Augenblicke fuhren auch die Keckſten zurück und sahen sich, rot geworden, an. Denn der Fremde hatte den Kopf gehoben und vertraulich gegrüßt.

Aber de Junde ging doch heim un kam nach'ner Weile sogar mit den fremden Vürnehmen herüber. Wenn die Frau nit mitgekommen wäre, so hätten sich die Mädchen verkrochen. „Die Frou sach sich aber nur schön an, se war ein bißchen blaß un trurig“ — ihr Mann aber war so'n ganz schwarzer un lustiger, un er wollte auch die Frou ein bißchen aufmuntern. He hatte so'n närsch Ding unnerm Arm, un der Kutscher trug noch so

---

[a] Spazierstock. [b] Ausruf des Bewunderns.

Stange un schwarze Lappe im Arm, un der Herr sprach, he wullt de Mädchen photographieren.

Was? photographier? Davor hatten sie kein Geld nit. Die Mädchen und die Mutter machten Einwendungen, daß es keine richtige Spinnstube wäre, es wäre nur die Spinnstube am Nachmittag, die hätten die Mädchen unter sich, Burschen gäbe es überhaupt nit viel im Dorf. Zu sehen wäre ja auch nichts weiter. Sie spännen tüchtig, womöglich eine Spule voll, und hielten's mit der Spinnstub reiheum. Wer an der Reihe wär, — das Mädchen müßte Kaffee un Kuchen geb.

So schloß die Mutter ihre Rede und sah die Junde bös an. Wenn nur die Fremden erst wieder wären zum Hus nus gewest!

Der Fremde lächelte freundlich und sah sich in der Stube um. Ein gewaltiger Kachelofen mit Tonaufsatz, ein vierbeiniger Bauerntisch mit weißer Platte von Lindenholz, die Sonne schien durch die Putzenscheiben und malte zitternde Kringel auf den Sand am Fußboden. Eine Reihe alter Bauernstühle standen vor den verlassenen Spinnrädern. Die Mädchen drückten sich scheu und doch neugierig verlangend in der Tür vom hölzernen „Scheid“[a]. Das „Scheid“ ging quer durch die große Stube. Hinter dem Scheid stand das große Himmelbett für Vater und Mutter. Nur der nötigste Hausrat, wozu auch die Uhr gehört, war da. Der Bauer legt auf Bequemlichkeit nicht viel Wert. Er lebt meist draußen auf seinem Acker, unter Gottes freiem Himmel.

Aber es war ja ganz behaglich. Ungeniert sah sich der Fremde die Mädchen an; gesunde, meist große Gestalten waren sie, ungefähr acht bis zehn, und eins immer rotwangiger als das andere. Kein einziges grobes Gesicht war darunter. Alle trugen sie noch die alte Bauerntracht, buntes Leibchen und weißes Mieder, das den runden Oberarm frei ließ. Das paßte ihm ja vortrefflich und war noch besser als nur ein Dorf im Schnee abnehmen. Jetzt galt es, das Mißtrauen der Mutter und die Scheu der Mädchen zu zerstreuen.

Er sprach mit seiner Frau ein paar französische Worte. Die wandte sich an die Hausmutter: „Mein Mann photographiert zu seinem Vergnügen. Er findet die Gegend hier so schön. Er hat schon manches Bild von Dörfern heimgebracht. Wollen Sie ihm nicht gestatten, daß er auch mal Ihre Töchter photographiert? Das sind wohl Ihre Töchter? Hübsche Kinder!“

„Och ne, sie sin uns nit alle. Das wären 'ner doch zu viel. Nach Mädchen is in der Welt nit zu viel Nachfrag.“

Der Mann schenkte unterdes den Mädchen echten Rotwein ein. Der Diener hatte ihn aus dem Schlitten geholt.

---

[a] Scheidewand.

„Kinder, schmeckt's euch?"

„Och jo, 's is jo so wit . . ."

„Nä," sagte eine, die Delle-Lies, „es is nix, he zieht einem so das Mul zusammen."

Vor der epischen Naivität stand er ratlos mit ganz verdutztem Gesichte. Über das Gesicht seiner Frau lief ein erstes Lächeln.

„Cornelius," sagte sie, „in der Wirtschaft gibt's Heidelbeerwein. Den bereiten sie hier viel in der Gegend. Gewöhnlich sollen sie den trinken, auch einen süßen Likör."

Er ließ ihn kommen und probierte vor, jetzt sagte er aber von ganzem Herzen: „Pfui Teufel, was schmeckt der . . ."

Seine Frau fiel ein: „Es geht, Cornelius, er ist rein. Er zieht ‚einem auch das Maul zusammen'. So heißt's ja wohl, ihr Mädchen?"

Sie sprach mit fremdem Akzent, was bekanntlich naiven Dorfleuten leicht komisch vorkommt. Nun sie aber „schwatze wollt, grad wie mei au, un es gung doch nit", klang's drollig und reizend.

Die Mädchen taten ihr vergnügt Bescheid, und sie ging hinaus und braute in der dunklen Küche einen ordentlichen Punsch mit viel Zucker zum Schwarze-Beere-Wein, und zwei Flaschen Rotwein schüttete ihr Mann dazu. Er freute sich wie ein Kind, daß seine Frau aus ihrer Traurigkeit aufgewacht schien. Sie schüttete den Punsch in eine große, blecherne Kaffeekanne und stellte die auf den Tisch in der Ecke: „So, Kinder, nun trinkt." Sie hatte selbst in die Biergläser von halber und ganzer Höhe eingegossen. Die Mädchen setzten sich auf die Bänke um den Tisch und versuchten. Jo, der war god.

„Kinder, singt mal ein Liedchen", bat die Frau. „Ihr könnt gewiß hübsche Lieder singen."

„Was sollen mä sing?" Eins schlug vor: „Soll ich euch mein Liebchen nennen?"

„Och ne," sagte de Ältst, „das paßt sich hie nit." Aber es schlug selbst ein Liebeslied vor: „Es kann mich nichts Schönres erfreuen, als wenn der Sommer anbricht."

Da lachten sie alle und sprachen: „Martche, das paßt aberst gar nit."

Eins intonierte frisch:

Schatz, ich muß scheiden,
muß dich verlassen,
kann dich, Geliebte,
nicht mehr umfassen ...

da zupften sie's noch grade am Rock. Das gute Kind hörte auf im Gesang und sprach unwirsch: „Ei, so wollen mä sing wie die kleinen King in der Schol: Ein Edelmann ritt zum Tore hinaus, eine Schäferin weidet ihr Lämmlein drauß."

Ein Weile war's still.

Schließlich fanden sie ein Lied, ein Zwiegespräch zwischen dem König und seiner sterbenden Königin. Es ging ganz schön, nur etwas langsam getragen, wie fast alle Lieder der Bauern. Der wirklich lustigen Lieder gibt's bei den Deutschen nicht allzu viele. Dies klang nun ganz wehmütig aus:

Auf der kleinen grünen Wiese
setzet mir mein Denkmal hin.
Schreibt darauf: Hier ruht Luise,
Preußens Zier und Königin.

„Aber Kinder, das Lied ist zu wehmütig. Ihr kennt gewiß auch hier das Lied: Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten. Es wird gesungen von der Schweiz bis nach Ostpreußen.“ Ja, das konnten sie. Aber im dritten Vers kam ganz bedenklich: „Wenn man geheirat't hat, da geht's ganz anders.“ Und im vierten hieß es:

Es blüht ein Weinstock — und der trägt Reben,
und aus den Reben — fließt der Wein.

Der fremden schönen Frau mußte was ins Auge gekommen sein, sie fuhr sich mit dem Taschentuch drüber. Der Mann schlug den Arm um sie. „Ich will mal mit der Frau hinausgehen, Cornel, sie wollte mir ihr Leinen zeigen.“

Das wies ihr nun die Hausmutter mit Stolz. Da lag's in den Kasten drin, in den altertümlichen Kasten, die mit bunten Tulpen und Rosen bemalt sind, und auch die gewichtig ausladenden Schränke waren mit roten, blauen und grünen Farben angestrichen und mit bunten Rosen ausgeziert. Die Frau öffnete die Türen, der Schrank war inwendig und auswendig von Eichenholz.

„Schade, daß er draußen gestrichen ist“, sagte die Fremde. „Die Naturfarbe wäre schöner.“

„Nein,“ sagte die Mutter, „das muß so sein. Bei uns Liet ist das nit anders Mod. Sehen Sie, das Leine hon ich mitgebracht, dies hon ich selber noch zugemacht als junge Frou, dies hon min Mähje gesponne, so jeden Winter spinne se $1\frac{1}{2}$ Schock.[1] Wenn ein Mähje vom Lande freit, do muß das Leine durchs halbe Lebe halte, für Hemde un Bettzeug un Tischtücher un Röcke. Diese ganze Beiderwands-Röck[2] hat min Jör gewebt un das meiste Leine au.“

Die Mädchen kamen plötzlich die Treppe herauf: „Motter, ich will das best Leibche anziehe. Der fremde Herr will uns doch noch photographier. Wo is min siden Halstuch?“

„Motter, gib mir die Bernsteinkett.“

„Nä, ich will se ümtuen.“

„Do leit[a] noch ne zwot“, sagte die Alte mit Stolz.

Im Handumdrehen war die ganze Schar wieder die Treppe hinab. Wie die Fremde wieder ins Zimmer unten kam, mußte sie auflachen. Ihr Mann stand auf einem Tisch draußen vor dem Fenster und hatte die Mädchen durchs geöffnete Fenster photographiert. Die standen am Ofen und saßen vor den Spinnrädern, wie sie gerade verteilt waren.

Er stieg in die Stube herein und klagte komisch: „Es hat schwer gehalten. Das Volk hält nicht still. Wir wollen ihrer platzenden Lustigkeit mal den schwarzen Trunk entziehen.“

Die fremden vornehmen Leute bekamen Brot und Butter und frische Wurst vorgesetzt. Das ließen sich Vater und Mutter nicht nehmen. Sie wollten ihre Gäste bewirten. Die Fremden nahmen's freundlich an und aßen, die Spinnräder schnurrten vergnügt. Die Katze pflegte sich unter dem Ofen. Die Sonne war hinter dem Winterberg versunken und färbte den Himmel. Die Mädchen hatten „eins getrunke“, da fingen sie wieder an zu singen, und jetzt frischweg:

Wer Freundschaft mit mir machen will,
der muß beständig sein;
denn ich lieb ja keinen anderen als dich,
als dich, mein Schatz, allein.

Es ist ja kein Apfel so rosenrot,
ein Würmlein stecket darin;
und es ist ja kein Bürschlein so hübsch und fein,
es führt einen falschen Sinn.

Ein falscher Sinn und ein stolzer Mut,
der verführt das schöne, das junge Blut;
und so geht's, wenn ein Mädel zwei Burschen lieb hat,
die Liebe tut selten gut.

Was fängt man mit den Burschen an,
die nicht beständig sein;
man lädt sie in eine Kanone
und schießt sie vor den Feind.

„Das is brav“, meinte die Frau. „Kinder, habt viel Dank. Ich werd an euch denken.“

Und so sagte er auch. Das letzte Lied summend, ging er zur Tür hinaus und stieg in den Schlitten zu seiner schönen Frau. Ihre Wangen waren gerötet.

---

[a] liegt.

Die Sterne glitzerten am Himmel. Es war kalt. Die Pferde zogen ungeduldig schon an.

Da standen die Mädchen am Fenster, und sie grüßten noch einmal aus dem Schlitten. Friedrich Werner.

14. Wie der Hermesbur starb.

Auf einer kleinen Anhöhe liegt der Hermeshof und schaut ins stille Tal hinab bis gen Zell zur Wallfahrtskirche. In diese war manchen Sonntag



J. V. Cissarz

in gesunden Tagen der alte Bur gewandelt „der Mutter Gottes zulieb“, und als er krank und kränker ward, hatte er seine Kinder hinabgesandt in die Kapelle, damit sie beteten um eine glückliche Sterbestund. Der Kaplan von Zell aber brachte ihm öfter die heilige Wegzehrung. Drum fürchtete der Hermesbur das Sterben nicht.

Es war ein heißer Sommertag, als der Sensenmann auf dem Hermeshof anklopfte, um den Bur zu seinem Weib, das schon seit Jahren auf dem Kirchhofe von Zell ruhte, abzuholen. Die Kinder, alle erwachsen, umstanden

das Sterbelager des Vaters. Drunten im Tal arbeiteten Knechte und Mägde, um die Weizenernte heimzubringen. Drüben von der Kinzig her zog ein Gewitter dem Tale zu. Schon rollte der Donner in der Ferne.

„Der Himmel selbst flammt auf, wenn Fürsten sterben", sagt Shakespeare, und ein deutscher Hofbauer ist auch ein Fürst. Er war es wenigstens noch zu Zeiten des alten Hermesburs. Der hörte im Sterben die Stimme des kommenden Wetters und wußte, daß die Ernte drunten lag am Fuße des Hügels. „I kann allei sterbe," hub der Alte zu seinen Kindern zu reden an, „helft ihr drunte dene Völker Garbe binde un sorgt für euer Brot zur Winterszit. I brauch keins meh, i wart uf de Winter drunte im Gottesacker."

Hinter dem uralten Kasten in der Sterbekammer stand eine alte, lange Flinte, im Hause von jeher nur „der Brummler" genannt. Schon der Urahn des Sterbenden hatte mit dem Brummler das Neujahr und die Kirchweih ins Tal hinuntergeschossen. Mit ihm wollte auch der sterbende Hermesbur seinen Tod ansagen. „Legt mir den Brummler", so sprach er weiter, „geladen unters Kammerfensterle und bindet ans Schloß eine Schnur. Die gebt ihr mir in die Hand." So geschah es, und alsdann redete der Alte weiter: „So, jetzt geht ihr hinab und helft Garben binden, und der Vater wartet auf den Tod. Wenn der kommt, zieh i die Schnur am Brummler. Wenn ihr den im Tal drunten hört, dann kniet nieder und betet ein Vaterunser und ‚Herr, gib ihm die ewige Ruh', denn euer Vater ist tot. Und jetzt behüt' euch Gott! Bleibt brav, wie euer Vater und Mutter es gewesen sind."

Nun gab er jedem seiner Kinder die Hand zum Abschied und mahnte sie zur Eile mit den Worten: „Aber jetzt geht schnell, 's donnert schon wieder."

Der Alte hatte allzeit seinen Willen, fest wie Eisen. Sein letzter Wille war aber heut' wie Diamant. Die Kinder, immer gewohnt, ihm zu folgen, gehorchten auch hier. Weinend gingen sie den Hügel hinab, und unter Tränen banden sie ihre Garben. Tränenden Auges schauten sie von Zeit zu Zeit von der Arbeit hinauf zum Hermeshof, ob sie nicht von dem Donnern des Himmels den Brummler überhört hätten.

Eben war die letzte Garbe gebunden und geladen, da fuhren Blitz und Schlag übers Tal hin. Eine plötzliche Stille folgte dem Zucken und Rollen vom Himmel her — da fällt ein Schuß vom Hof herab, der Brummler gibt das Todessignal des Vaters. Neben den Erntewagen knien die Kinder und beten ein Vaterunser und „Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm". Dann führen sie ihre Garben den Berg hinauf ins Vaterhaus. Der Vater ist tot, da sie seine Stube betreten. Die Ernte ist daheim, und der Vater auch.

So sterben große Menschen, und große Menschen finden sich nicht bloß auf Fürstenthronen, auf Schlachtfeldern, auf Kathedern, sie finden sich, oft weit größer, auch in stillen Tälern, auf einsamen Gehöften. Im Volke, diesem Meere der Menschheit, da leben Adamskinder von jeder Sorte.

Heinrich Hansjakob.

15. Allerlei Pfingstliches im deutschen Lande.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen, es grünten und blühten
Feld und Wald. Auf Hügeln und Höh'n, in Büschen und Hecken
übten ein fröhliches Lied die neu ermunterten Vögel;
jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.

Goethe.

Ein Freudenfest war Pfingsten immer, schon bei unsern Vorfahren, und die christliche Kirche hat dem Feste seinen Freudenglanz gelassen, ja, ihn heller gemacht. So weht auch in diesem Feste Uraltes in Neues hinein, und das so ineinander Verschlungene gibt ihm einen besonderen Reiz. Der ganze fröhliche Natursinn der deutschen Seele offenbart sich gerade in diesem Fest. Da sind so viele schöne, alte Bräuche, die wir erhalten müssen um unseres Volkstums willen. Denn in ihnen lebt ein Stück Volksseele. Und ein Volk, das seine alten Sitten in Untreue hingibt, läuft Gefahr, zu entwurzeln und in der Sucht nach dem Neuen und Blendenden des Tages zu verflachen!

Zu Pfingsten prangt und leuchtet die Natur im Hochzeitskleide, und da ist es etwas ganz Natürliches, daß die Blumen und Bäume eine hervorragende Rolle in den festlichen Stunden spielen.

Schmücket die Häuser mit frischen Mai'n,
lasset uns freuen und fröhlich sein.
Pfingsten ist kommen, Sonnenschein lacht,
dies ist der Tag, den Gott gemacht!

Bereits im 13. Jahrhundert ging's hinaus in den Frühlingswald, und der „Mai" wurde unter Freuen und Singen heimgeholt, um Haus und Stube, Kirche und Schule und in manchen Gauen sogar die Straßen zu schmücken. Kinder trugen den Leuten die „Maien" vors Haus und sangen dabei:

Guten Tag, guten Tag ins Haus,
hier bringen wir den Mai ins Haus.
Wir haben gute Maie,
der gibt uns unsere Weihe!

Nach dem Volksglauben hat die liebliche, leuchtende Birke etwas Glückbringendes. Im Böhmerwalde zum Beispiel ziehen die Burschen mit den grünen Zweigen durchs Dorf und schlagen einander, aber natürlich ganz sänftiglich, mit den Ruten und sagen dabei: „Da hast du das Glück!“ Die Birke wurde schon von den alten Germanen besonders geliebt und war ursprünglich ein heiliger Baum und dem Gewittergotte Donar geweiht. Daß unsere Altvorderen ihr eine besondere Bedeutung zumaßen, erhellt sich daraus, daß in der Runenschrift das „b“ „biárkan“ oder Birke hieß. Daß die Birke zu Donar nach der Ansicht der Alten in einem besonderen Verhältnisse stand, beweist auch der Umstand, daß man sich früher hütete, Birken vor ein Haus zu pflanzen; denn man meinte, sie zögen den Blitz an. Später jedoch setzte sich die Liebe über diese Ansicht hinweg, und der Verliebte pflanzte einen Maistrauch vor das Fenster der Liebsten. Dies geschah besonders nach der sogenannten Versteigerung der Mädchen des Dorfes. Die Mädchen versammelten sich auf einem Platze, und dort fand das „Mailehen“ statt, natürlich unter allerhand Scherz. Der Erlös aus dieser Versteigerung floß dann in die Kasse zum Pfingsttanze. Wenn z. B. im Siebengebirge die Burschen nach der Mädchenversteigerung das alte Mailehen in Gestalt einer Strohpuppe verbrannten und dann aus dem Walde einen frischen Maistrauch holten, um ihn, wie schon gesagt, dem neu gesteigerten Mädchen vors Haus zu pflanzen, so hat diese Sitte wohl mit dem Gedanken an das Verbrennen des alten Wachstumsgeistes und an das Einholen des neuen zu tun. Diese „Wachstumsgeister“ ähneln einander sehr. Sie wurden meist von Burschen dargestellt, die man ganz in Laub einhüllte. Man nennt sie Maimännchen, Pfingstlümmel, grüner Georg, Lattichkönig, Pfingstl, Pfingstbutz, Pfingstquak oder -quark, Graskönig, Sommergewinn. In Bayern wird er auch Wasservogel genannt. Im Pfälzischen reitet der Pfingstquark zwischen „vier Reitern mit geschwärzten Gesichtern, hohen, spitzen Kappen und hölzernen Schwertern“. Der Spruch, den sie überall aufsagen, heißt:

Da kommen die armen Pfingstknecht.
Sie hätten gern das Pfingstrecht:
ein Stückel Speck oder drei Eier
oder ein Händel voll Mehl,
daß es saure Knöpf gibt.

An der Isar spricht der Pfingstl dagegen:

Pfingstl ha, Pfingstl ha! Der Pfingstl ist da!
Nehmt's a Krüagl voll Wasser und schütt's eahm brav a!
A Krüagl voll Wasser is not nöt gnua,
a Brocken Schmalz wia a Roßkopf g'hört aa dazu
und a Schilling Oar (Eier) und a Laib Brot,
so hat der Pfingstl koa Not.

Wenn der Pfingstl seinen Vers beendigt hat, wird er reichlich beschenkt, aber auch zugleich mit einem Eimer Wasser begossen. Auf seinem ferneren Ritte geht es dem armen Kerl recht schlecht, denn die Mädchen sind arg hinter ihm her, um ihre Eimer über ihn auszuschwenken. In einzelnen Orten wird er auch ganz ins Wasser getaucht. In verschiedenen Gegenden ist der Pfingstlümmel auch nur eine mit grünen Blättern bekleidete Puppe, die schließlich ins Wasser geworfen wird, damit eine gute Ernte komme. Diese Sitte hat wohl mit dem Regenzauber zu tun. Man will damit gleichsam die Wachstumsgeister bitten, die Felder mit dem köstlichen Naß zu segnen. Überhaupt spielt das Wasser bei den Pfingstbräuchen eine große Rolle. Das Wasser war das Element, das die Reinheit verkörperte und das nicht dem Einfluß der bösen Geister unterlag. Daraus erklärt sich auch die Sitte, daß bei dem „Todaustreiben" die Strohpuppe, die man an den Malbaum, Maibaum oder Pfingstbaum band, und die dort arg gestäupt wurde, und die den bösen, todbringenden Winter darstellen sollte, schließlich ins Wasser geworfen wurde. Der Lenz hatte den Winter überwunden, und das reine Wasser verschlang den Dämon. Es sei noch erwähnt, daß dieses Todaustreiben unter großem Lärm geschah, den man durch Klappern verursachte. Man klapperte die Dorfstraßen ab, daher besteht heute noch unsere Redensart: „Ich habe die ganze Gegend abgeklappert."

Ein alter Pfingstglaube liegt auch in der Besprengung mit Pfingstwasser, wie's ja auch zu Ostern mit dem Osterwasser geschieht. Man will sich dadurch vor bösem Einfluß schützen.

Auch der Pfingsttau spielt eine bedeutende Rolle. Wenn am Pfingstmorgen viel Tau liegt, sagen die holsteinischen und pfälzischen Bauern, daß es ein reiches Butterjahr gebe. Auch helfe dieser Tau, wie man in Niedersachsen behauptet, gegen Verhexung, Ungeziefer und Unreinigkeit der Haut. Wenn er allerdings helfen soll, so darf man es nicht als besonders unangenehm empfinden, sich unbekleidet im Tau zu wälzen. Eine alte Sitte, die auch vom christlichen Standpunkte noch heute unsere Freude erregt, ist der sogenannte Pfingstritt. Es findet am Pfingstmorgen ein feierlicher Ritt um die Felder statt, bei dem man fromme Lieder singt und Gott um eine gute Ernte anfleht.

Allerlei festliche Veranstaltungen finden natürlich unter den pfingstfrohen Menschen statt. Da ist zunächst das Dorfrennen zu erwähnen, bei dem Pferdejungen des Dorfes auf dem Anger ein recht lärmvolles und recht wildes Wettreiten unternehmen. Sehr im Schwunge war auch das Fahnenjagen; das ist ein Wettreiten, an dem Burschen und Mädchen teilnahmen. Die Schönen des Dorfes fuhren auf einem Wagen, auf dem sie eine Fahne hüteten, die natürlich von den kühnen Reitern erobert werden mußte. Das eigentliche Reiten war das wie beim Ringelspiel und

hieß das Kranzstechen, auch wohl Löffelstechen. In einer Ehrenpforte hing ein Kranz, der von den durchgaloppierenden Reitern mit einem Stock oder einer Reitpeitsche herabgestochen werden mußte. Wer bei dem ersten Ritt den Kranz nicht herabholte, wurde vom Wettbewerb ausgeschlossen, und das Stechen wurde dann so lange wiederholt, bis einer von den Burschen der Sieger war. Der hieß dann der Pfingstkönig, der sich seine Pfingstkönigin wählte. In einzelnen Gauen ist auch noch die Pfingstbrautsitte vorhanden, so zwischen Ripen und Tondern im Holsteinischen. Die Kinder wählen aus ihren Reihen die „Pindsebrut“ und schmücken sie und die Brautführerin mit bunten Bändern und den „Pfingstblumen“, als da zu nennen sind die rotflammende Päonie und die Schwertlilie oder Himmelschwertel. Am ersten oder zweiten Feiertage nachmittags zieht dann der „Brautzug“ durch den Ort und verweilt schließlich im „Hochzeitshaus“ bei dem duftenden Speckkuchen und tut sich daran gütlich. Da wir die Pfingstblumen erwähnten, möge auch noch eine der wichtigsten unter ihnen genannt werden: das ist der Waldmeister oder der Mösch, wie er beispielsweise in Brandenburg und Mecklenburg genannt wird. In der Altmark heißt er Möske. Die Möschkränze wurden in Kirchen und Häusern aufgehängt.

Eine große Lücke würde in der Aufzählung der Pfingstbräuche entstehen, wenn wir des lieblichen Pfingstochsen nicht Erwähnung tun wollten. Bei den Alten geschah das Austreiben des Viehs auf die Frühjahrsweide mit großer Feierlichkeit. Das Fleisch der geopferten Tiere wurde zu Ehren der Gottheiten bei dem großen Festmahle verspeist. Dieser Sitte verdankt der Pfingstochse seine Herkunft. Auf den Hörnern trug er je eine Zitrone, und die Hörner selbst waren mit Birkenreisern und Blumen geschmückt. Unter großer Freude der dörflichen Bewohner wurde dann der also geschmückte Ochse auf den Pfingstanger geführt und dort von allen gründlich bewundert. Heute kennt man wohl den Brauch noch, daß die Metzgergesellen in kleinen Städten das schönste und größte Tier im festlichen Zuge durch die Straßen führen.

Das waren einzelne Pfingstbräuche aus der großen Buntheit ihrer Menge. An ihnen kann sich auch das christliche, von jedem Aberglauben freie Gemüt so recht freuen. Sie sind eben eine fröhliche, fast kindliche Äußerung der Volksseele. In diesem Sinne wollen wir sie anschauen und zu bewahren suchen. Es liegt Treue darin. Reinhold Braun.

16. Der Sunnwendmann.[1]

1. „Der Sunnwendmann,
wo kommt er her?“
Über Wiesen und Felder,
über Berge und Wälder,
vom weiten, weiten Meer,
da kommt er her.
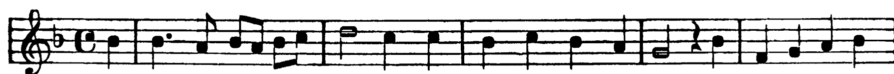
2. „Der Sunnwendmann,
wie zieht er ein?“
Auf leuchtendem Schimmel,
wie die Sonn' am Himmel,
voll spiegelndem Schein
so zieht er ein.
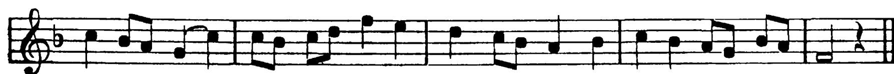
3. „Der Sunnwendmann,
was bringt er mit?“
Gar köstliche Gaben
für Mädchen und Knaben,
die guter Sitt',
das bringt er mit.

4. „Der Sunnwendmann,
wie teilt er's aus?“
Er legt sie verstohlen,
wo sie leicht zu holen,
ans Fenster, vors Haus,
so teilt er's aus.

Martin Greif.

17./32. Springeltanz.[1]





2. „Ach neen, myn Dochter, nichten dat,
du schalt,[b] du schalt slapen gahn, du schalt slapen gahn.“

3. „Ach Mömken, dat deit my de Not, dat deit my de Not.
Kame ick tom Avenddanze nich, so mot ick sterven dot.“

4. „Ach neen, du myn Dochter, alleen schalst du nich gahn,
so weck op dynen Broder und lat em mit dy gahn.“

5. „Myn Broder is junk, is man en Kind, ick weck en altes nicht,
vel lever weck ick een andern Mann, den ick sprecken schall.“

6. „O Dochter, myn Gott geve dy grot Heil, Gott geve dy grot Heil,
nu ick dy nicht stüren[c] kann, so gah du all dar hen.“

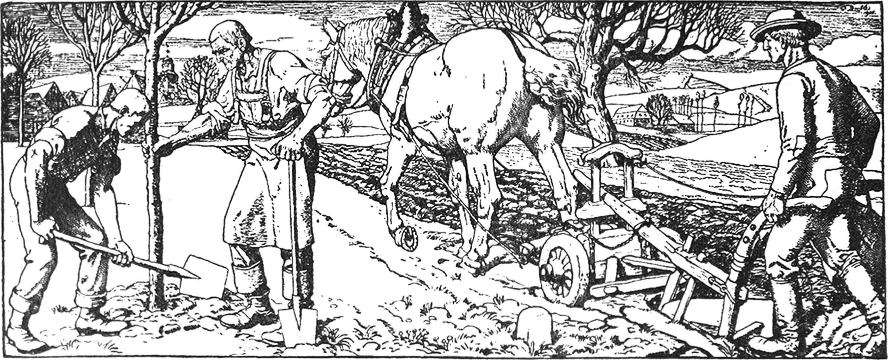
7. Do se tom Avenddanze kam, to dem Kinderspeele kam,
se let er Ogen herummer gahn, ehr se den Rüter fand.

8. De Rüter de was got, he tog aff[d] synen Hot.
He küssede se vör den Mund, an dem Danze, dar[e] se stund.

Des Knaben Wunderhorn.

---

[a] Muhme, hier Kosewort für Mutter. [b] sollst. [c] zurückhalten. [d] nahm ab. [e] wo.



Fritz Boehle

Arbeit und Wirtschaft.

33. Frieden.

O Frieden, selige Friedenszeit!
Du gibst uns Segen allerenden.
Dir blüht des Liedes Herrlichkeit
und frommer Dank in reichen Spenden.
Die Jugend büßt den frischen Drang
in frohem Spiel, in Tanz und Ringen
und hellen Festen mit Gesang
und Flötenspiel und Becherklingen.
Am Griff der Schilde spinnt getrost
die Spinne ihre grauen Fäden,
und an den Schwertern nagt der Rost,
und schweigend ruhn die Kriegsdrommeten.
Nicht länger muß die bange Wacht
den Schlaf vom müden Auge wehren;
und rings auf allen Straßen lacht
die Lust und jauchzt in seligen Chören.

Preisendanz nach dem Griechischen des Bacchylides.

34. Als ich zum Pfluge kam.

Das ist eines der allerkürzesten, aber der allerwichtigsten Kapitel, es führt mich aus der ersten kindlichen Jugend und aus der Hirtenzeit hinaus zur zielbewußten Arbeit und zur jungen Mannbarkeit.

Es bedurfte vieler Ränke, bis ich's vom Rinderhirten zum Pflüger brachte. Ich mußte mir den Fuß verstauchen, daß ich den Tieren nicht mehr entsprechend nachlaufen konnte; ich mußte auf der Weide Vogelnester entdecken, wodurch mein jüngerer Bruder geneigt wurde, an meiner Statt das

Hirtenamt zu übernehmen; ich mußte endlich den Knecht Markus, der sonst den Pflug geleitet hatte, gewinnen, daß dieser versicherte: 's wär' ein bequemes Zeug, ließe sich handhaben wie ein Taschenfeitel, und ich — der junge Bub — sei leidlich genug stark und geschickt, den Pflug zu führen.

Und ich stand da und streckte mich, daß ich dem langen Markus mindestens bis an die Achsel langte, und ich schüttelte einen Zaunstecken, daß er ächzte — zum Beweise meiner Reife für den Pflug. Aber mein Vater lachte und rief: „Geh, du bist ein kleiner Prahlhansel! Wär' Not, es tät dir noch alle Tag' ein anderer dein Hösel stäuben. Na ja, und jetzt will er den Ausgewachsenen spielen. Ist recht, pack nur an — wird nicht lang' dauern!"

Auf dem Acker war's gesprochen. Der Markus stand zurück, und ich packte den Pflug bei den Hörnern.

An der Leitung des „Pflughabers" liegt es, die Rasensohle breit oder schmal, die Furche tief oder seicht zu machen; diesem Manne obliegt es, am Rande des Ackers den Pflug gut einzusetzen und auszuheben, auch muß er es vermögen, auf steinigem Boden vor jedem größeren Steine den Pflug herauszureißen, denn die Ochsen sind nicht plötzlich zum Stehen zu bringen, und der unbewachte Pflug würde gar bald in Trümmer gehen.

Außer diesem Pflughaber ist zum Gefährte auch noch ein Fuhrmann nötig, der die Ochsen leitet, so daß im Paare der eine stets in der Furche, der andere auf dem Rasen schreitet. Dann muß endlich ein „Nachhauer" sein; das ist zumeist eine Magd, welche mit einer Haue dem Pfluge folgt, nicht gut umgelegte Sohlen niederdrückt, fehlerhafte Furchen aushaut — kurz den Korrektor des Pfluges abgibt.

Man sieht, daß die Sache nicht einfach ist. Es gehört ein langer Tag dazu, um mit einem Pfluge ein Joch hängigen Ackerlandes umzukehren. Nun, und wie ist's dabei dem jungen Pflughaber ergangen?

Fest hatte ich den Stier bei den Hörnern gefaßt. Es war aber wahrhaftig ein Stier. Vom Markus hatte sich das Zeug wie ein Spielwerk handhaben lassen; es war, als hielte er sich nur des Vergnügens wegen an die Handhaben. Jetzt war's eine andere Art. Die Rinder zogen an. Mich schleuderten die Handhaben nach rechts und nach links, der Pflug wollte aus dem Geleise steigen, und meine Barfüßlein kamen etlichemal unter die Erdsohle. „Er ist zu gering beim Steiß!" [1] hörte ich den Vater und den Knecht noch lachen; das Wort weckte mich. Es handelt sich um meine Ehre, um meine Mannbarkeit. Nicht mehr der Halterbub [2] wollt' ich sein, der am Tisch bei der untersten Ecke sitzen mußte, der nirgends ein Wörtlein mitsprechen durfte, der — wußte er was Gescheites — dasselbe mit den Kälbern und Schafen bereden konnte. Mein Sinn stand nach dem Höchsten; groß, stark und selbständig wollte ich sein wie der Weidknecht. Und siehe, der Mensch wächst mit seinen höheren Zwecken! Ich führte den Pflug

und schnitt eine leidliche Furche. Die ausgeackerten Regenwürmer hoben verwundert ihre Köpfe, zu sehen, wer heute ackere!

Die Äcker meines Vaters hatten zähe, gelbrote, mit Graswurzeln durchflochtene Erde, und die Sohlen waren ein endloser Darm und brachen auf der ganzen Pflugstrecke kaum ein einzigmal ab. Mich freute das, denn so blieb der Pflug stets gleichmäßig in seiner Lage, und die Furche war regelmäßiger wie Teichgräberarbeit. Meinen Vater freute das nicht; er hätte viel lieber schwarze und mürbe Erdsohlen gehabt. „Schwarze Erde, weißes Brot!“ sagte der Spruch.

Als ich den Pflug das drittemal über den Acker leitete, lugte ich nach der Sonnenhöhe. Ach, diese Uhr stand! Es waren Wolken davor. Und wenn der Herrgott boshaft sein will und es heute nicht Mittag werden läßt . . .!

Es dauerte lange, bis zur Mahlzeit oben beim Hause die Mutter auf dem Söller stand, wie einst die Ahne, zwei Finger in den Mund hielt und einen Pfiff ausstieß, den der Waldschachen so prächtig nachmachte. Ich ließ die Handhaben los und gestand mir's: So schön habe die Mutter noch gar nie gepfiffen.

Dann ging's zum Mittagessen. Ich hütete mich wohl, die Erde mir von den Händen zu reiben, denn eben diese Kruste gab mir das Ansehen: Ich war nicht mehr der Halterbub, ich war der Pflughaber, hatte die gleichen Rechte mit den Knechten; ich saß neben dem Vorknecht und bestrebte mich, gewichtige Reden zu führen. Man sprach über meine Leistung; da schwieg ich, denn meine Leistung verstand sich von selber.

Es ist ein kleines Ding aus der Jugendzeit, es ist kaum groß genug, daß man's so laut erzählt; aber für den Landmann ist's ein wichtiger Tag, wenn er das erstemal seine Hand an den Pflug legt; es ist eine heilige Tat. Das Schwert, das Kreuz ist Gegenstand großer Ehren; — ich halte auch den Pflug für ein Symbol der Welterlösung. Den grauen Erdstaub, der damals an meiner Hand kleben blieb, und mit dem ich zum Mittagessen ging — ich habe ihn bis heute nicht weggewischt — er ist mir das, was dem Schmetterling der Goldstaub.

Und so mag ich's wohl noch sagen, daß ich im selben Jahre den ganzen Acker umgebaut habe, daß mein Vater mit frommer Hand das Korn in die Erde gestreut hat, und daß im nächsten Frühjahre das Korn in schönster, erfreulichster Grüne gestanden ist.

„Seit zehn Jahren hab' ich kein solches Kornfeld mehr gehabt“, hatte mein Vater hierauf gesagt.

Im Hochsommer, als die schweren Halme zur Reife neigten, schlug der Hagel die ganze Frucht tief in den Erdboden hinein.

So war mein erstes Ackern ausgefallen. Es war lange nicht mein letztes gewesen. aber endlich ist uns die Lust vergangen, in ewiger Mühsal

dort zu bauen, wo fast jedes Jahr gröber oder leichter die Schloßen dreinfuhren. Mein Vater hat darüber niemals geflucht, jedoch, durch mannigfaltige Mißgeschicke entmutigt, allmählich den Streit mit den Elementen aufgegeben.

Heute steht auf jenem Felde, über das ich den Pflug geleitet, ein schöner, junger Lärchenwald; ich kann mit meiner Hand die Wipfel nicht mehr erreichen. Frisch aufwuchert es allerwärts, wo früher meines Vaters und seiner Kinder Pflug und Spaten gewühlt — frisch auf zu einem neuen Hochwald. Allmählich sind wir teils fortgedrängt worden, teils willig davongezogen von der sandigen Scholle der Vorfahren. Meine Geschwister kamen zu fremden Bauern. Ich lernte ein Handwerk und ging dann in die Fremde, um es wieder zu vergessen. Die Mutter wurde nach manchem Jahre herber Mühsal durch den Tod erlöst. Nur der alte Vater ist am längsten noch geblieben in einem Häuschen mitten im sprossenden Wald.

Endlich, da ihm die Waldhühner unter dem Dache genistet und die Eichhörnchen zu den Fenstern hineingelugt haben, ist auch er aufgestanden und, gestützt auf einen Stock des Wacholders, niedergestiegen in das sonnige Tal der Mürz[3]. Peter Rosegger.

35. Sommernacht.

1. Es wallt das Korn weit in die Runde,
und wie ein Meer dehnt es sich aus;
doch liegt auf seinem stillen Grunde
nicht Seegewürm noch andrer Graus;
da träumen Blumen nur von Kränzen
und trinken der Gestirne Schein,
o goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
saugt meine Seele gierig ein.

2. In meiner Heimat grünen Talen,
da herrscht ein alter schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
dann geht ein Flüstern und ein Winken,
das sich dem Ährenfelde naht,
dann geht ein nächtlich Silberblinken
von Sicheln durch die goldne Saat.

3. Das sind die Bursche jung und wacker,
die sammeln sich im Feld zuhauf
und suchen den gereiften Acker
der Witwe oder Waise auf,
die keines Vaters, keiner Brüder
und keines Knechtes Hilfe weiß —
ihr schneiden sie den Segen nieder,
die reinste Lust ziert ihren Fleiß.



Georg Erler

4. Schon sind die Garben festgebunden
und rasch in einen Ring gebracht;
wie lieblich flohn die kurzen Stunden,
es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
im Garbenkreis, bis Morgenluft
die nimmermüden, braunen Jungen
zur eignen schweren Arbeit ruft.

Gottfried Keller.

36. Der Säemann.

Immer seh' ich dich so, mein Vater,
zu jeder Zeit des Jahres, sooft ich dein gedenke:
Als Säemann.

Und deine Söhne, groß und schlank wie du,
ganz dein verjüngtes Bild,
barhäuptig und barfuß
am Pflug.

Ein breiter Acker,
aus der Mulde, die so windstill,
nach der Höhe luftig bewegt.

Lang am Walde hin
dunkle Eichen und helle Birken,
und wilde Heckenrosen am Rain
in runden Büschen,
an den Dornen Wollenflöckchen.

Die frisch gebrochenen Furchen braun
und dampfend im herben, würzigen Frühwind.
Hinter uns stolzierend
der schwarzglänzende Rabe,
emsig im Spähen nach des Engerlings fettem Wurm.

Weiße Wolken
als träumende Schäfchen
hinziehend am hohen Himmel.

Du in langen Schritten gradaus,
kräftig atmend,
das Auge hell und fest.

Kuckucksruf aus dem Wald.
Du blickst uns an und lächelst schalkhaft.
Wir klopfen dreimal an die Tasche.

Nun gürtest du um den Leib
den grauen, körnerschweren Samensack.
Der rechte Arm,
nackt bis zum Ellenbogen,
mit flatterndem Ärmel,
geht im Schwung mit dem Schritt.
Aus der Hand fliegen sausend im Bogen
die Körner, sorglich erlesen,
glatt und prall und kräftig in Keimkraft.

Stillbedächtig,
wie in verhaltener Lust,
empfängt sie die Erde und zieht sie ein
in den harrenden Schoß,
Hampfel[1] um Hampfel.

Immer seh' ich dich so, mein Vater,
als Säemann.

Immer so im festen Schritt
über den frischgepflügten, dampfenden Acker hin,
wie von heimlicher Musik
aus der Tiefe der Erde begleitet,
von segnenden Winden umsungen
aus des Himmels leuchtender Höhe.

Und deine Söhne alle, emsig wie du,
was auch sonst ihre Hantierung,
immer wieder am Pflug,
bespannt mit jungen Stieren, gelben und weißen,
weit leuchtend über die Felder hin.

Und aus der Ferne
hör' ich den Zuruf der Mutter, lieb und fröhlich:
„Wie seid ihr fleißig heute!"

Dann erscheint sie,
die Hand schirmend über den lachenden Augen,
die feine Gestalt umflossen vom goldenen Licht;
„Längst ist vorüber der Mittag,
habt ihr nicht läuten gehört?
Kommt jetzt, der Tisch ist bereitet,
Linsensuppe gibt's und Spätzli —"

Und wir wischen uns den Schweiß von der Stirn:
„Gleich, Mutter, gleich.
Wir sind hungrig wie Wölfe."

„Gott sei Dank," sagst du Vater,
„wir haben das Unsrige getan.
Nun schenk' uns der Himmel gut Wetter
zu Wachstum und Ernte."

Immer seh' ich uns so, ganz deutlich,
und hör' jedes Wort
von dir und der seligen Mutter.
So lange ist's her, so lange, so lange.
Und immer noch schwillt uns das Herz
in Hoffnung künftiger Ernten.

Michael Georg Conrad.

37. Letzte Ernte.

1. Ich brachte in siebzig Jahren viele Ernten ein,
dies soll mein letztes Fuder wohl gewesen sein!
Die Gäule scheuten am Tore, sie jagten mit Gewalt,
ich schrie und riß an der Leine, aber mein Arm ist alt.

2. Vor ihren polternden Hufen der Staub flog auf wie Rauch,
die Garben schleiften die Steine — mein alter Rücken auch.
Mutter, was hilft das Weinen? Das ist nun, wie es ist,
siebzig Jahre und drüber war doch eine schöne Frist!

3. Daß sie den Schmied nur holen, ein Eisen fehlt dem Voß[1]
und hinterm Hof am Tore, da ist ein Pfosten los,
und daß sie nicht vergessen: da, wo die Pappeln stehn,
im letzten Schlag am Berge, da sollen sie Roggen sä'n.

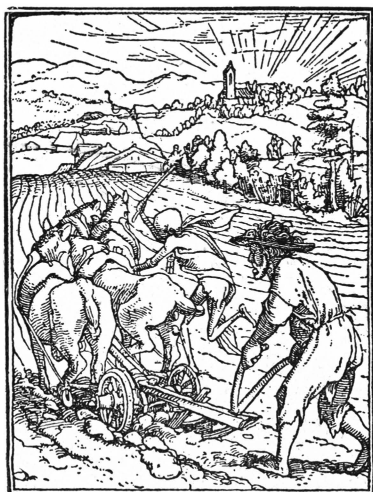
4. Kommt jeder an die Reihe, König, Bauer und Knecht!
Ist's unsers Herrgotts Wille, so ist es mir auch recht.
Was stehst du vor dem Bette und beugst dich drüber dicht?
Meinst du, Mutter, ich sähe die Totenlichter nicht?

5. Vier Lichter an der Lade, wie sich's zu Recht gehört,
vier Pferde vor dem Wagen, der mich vom Hofe fährt,
der weißen Klageweiber zween vor meiner Truh,
im breiten linnenen Laken vom Kopf bis auf die Schuh!

6. Mutter, kommen die Kühe schon vom Kamp[2] herein?
Die Schwarze brüllt am Tore, da muß es Melkzeit sein.
Ich höre die Knechte singen vor der Dielentür —
morgen um Feierabend bin ich nicht mehr hier!

7. Viel Hände braucht die Ernte. Der Herrgott hat's gewußt.
Gottlob, daß ich nicht früher habe fortgemußt!
Und wenn ich Feierabend heute machen soll —
gemäht sind die letzten Ähren, und alle Scheuern voll!

Lulu v. Strauß und Torney.



Hans Holbein

38. In der Stadt.

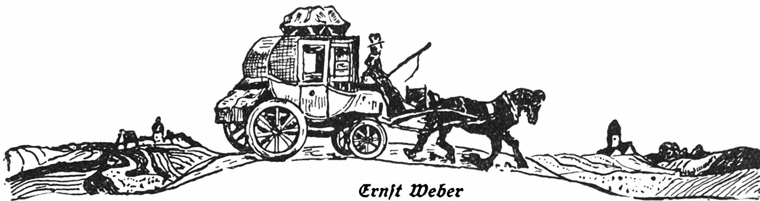
Was ist das für ein Schrein und Peitschenknallen?
Die Fenster zittern vor der Hufe Klang,
zwölf Rosse keuchen an dem straffen Strang,
und Fuhrmannsflüche durch die Gasse schallen.

Der auf den freien Bergen ist gefallen,
dem toten Waldeskönig gilt der Drang;
da schleifen sie, wohl dreißig Ellen lang,
die Rieseneiche durch die dumpfen Hallen.

Der Zug hält unter meinem Fenster an,
denn es gebricht zum Wenden ihm an Raum;
verwundert drängt sich alles Volk heran.

Sie weiden sich an der gebrochnen Kraft;
da liegt entkrönt der tausendjähr'ge Baum,
aus allen Wunden quillt der edle Saft.

Gottfried Keller.



39. Eine Reise durch Deutschland vor hundert Jahren.

Das Reisen war Anno dazumal keine so einfache Sache wie heute. Wer nicht zu Fuß durch die Lande ziehen wollte, was der rüstige Wanderer, dem es nicht allzusehr auf die Zeit ankam, auch meistens vorzog, der mußte entweder bestiefelt und bespornt zu Pferde steigen, oder er mußte den eigenen Klepper vor das Reisewägelchen spannen und selbst kutschieren, und endlich, wem alle diese Möglichkeiten verschlossen waren, dem blieb das Äußerste: die Postkutsche. Und dieses Beförderungsmittel stellte wiederum nicht unerhebliche Anforderungen an die seelische und körperliche Beschaffenheit derer, die sich seiner bedienten. J. N. Hecht, der Baedeker[1] jener Zeiten, rechnet zu den Erfordernissen eines „ordentlichen Passagiers" in erster Linie gute „Leibeskonstitution" und christliche Geduld. Namentlich galt es wohl diese zu üben. Und wer sie nicht hatte, konnte sie auf einer längeren Postfahrt nach Ansicht maßgebender Beurteiler recht wohl erwerben.

Und die vielen Klagen über die Mühseligkeit des Reisens, die uns aus jedem Reisebericht der Zeit entgegentönen, erscheinen nur allzu begreiflich, wenn wir uns die Bedingungen anschauen, unter denen das Reisen vonstatten ging.

Die Wege! Du meine Zeit! War das eine Not! Nur auf ganz wenigen Strecken Chausseen oder gepflasterte Straßen! Die Regel also: Sand, Lehm, Rasennarbe, das heißt Staub im Sommer, Morast im Winter; tiefe Löcher; Stubben[2] und Steine an allen Orten. Daher Berichte über Berichte von steckengebliebenen Wagen, gelegentlich sogar von Postknechten, die im Sumpfe erstickt waren. Oft genug wollte man die Wege gar nicht bessern. Die Posten und Frachtzüge sollten langsam durch ein Gebiet ziehen, damit Gastwirte und Handwerker recht viel an ihnen verdienten.

Und der Wege waren die Wagen würdig. Die Postkutschen waren eines der beliebtesten und ausgiebigsten Ziele für den Witz der geistreichen Zeitungsschreiber jener Tage. Ich erinnere nur an Lichtenberg[3]: „Sie streichen die Postwagen (es waren offenbar die Taxisschen gemeint) rot an, als die Farbe des Schmerzes und der Marter, und bedecken sie mit Wachslinnen, nicht, wie man glaubt, um die Reisenden gegen Sonne und Regen zu schützen (denn die Reisenden haben ihren Feind unter sich, das sind die Wege und der Postwagen), sondern aus derselben Ursache, warum man denen, die gehenkt werden sollen, eine Mütze über das Gesicht zieht: damit nämlich die Umstehenden die gräßlichen Gesichter nicht sehen mögen, die jene schneiden."

Aber einen schier unerschöpflichen Born für allerhand Witz und Satire bildete das Tempo, in dem man mit der Post befördert wurde. Kein Wunder, wenn der nervöse Reisende, der einige Tage solcherweise gemartert war, ausrief: „Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Öffnung groß genug, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wut." So zog man es denn vielfach vor, nachts zu reisen; wohl mehr als heute, schon wegen der längeren Reisedauer.

Wir fuhren allein im dunklen
Postwagen die ganze Nacht.

Aber freilich, man erlebte auch mehr auf einer solchen Reise. Sie war selber ein Erlebnis. Man nahm langsam die Eindrücke auf; bewegte, was man beobachtete, in seinem Innern, und statt im Depeschenstil auf Ansichtskarten, berichtete man an die Lieben daheim in ausführlichen Briefen.

Wie innig aber empfand der Reisende die Natur, durch die er fuhr oder ritt oder wanderte! Wie nahe war sein Verkehr mit Leuten aller Stände! Ein hübsches Stimmungsbild gibt eine Stelle in Johann Friedrich Zöllners „Reise durch Pommern" (1797):

„Bis hierher fuhren wir die Nacht hindurch und wurden dicht vor dem Dorfe aus unserem Morgenschlummer sehr angenehm durch die Empfindsamkeit unseres Postknechts geweckt. Neben dem Amtshause steht ein Turm mit einem Gemäuer von antikem Ansehen. Diesem gegenüber hielt der Ehrenmann still und blies ein hübsches Stückchen auf seinem Horn. Von dem Gemäuer her wiederholte das Echo jeden Satz seines Stückchens voll-

ständig und deutlich. Er wechselte mit kürzeren und längeren Abschnitten und beobachtete die Zeit, welche der Widerhall nötig hatte, so richtig, daß wir die seltene Schönheit dieses Echos ganz genossen. Vorzüglich freut's mich, daß er bei dem allen kein Wort sprach, um sich unseres Beifalls zu versichern, sondern sich seinem Gefühle und uns dem unsrigen ganz überließ. Auch beobachtete er eine gewisse Steigerung, die mich überzeugte, daß er viele Versuche angestellt haben müsse, ehe er sich selbst genug tat; und nach etlichen Minuten fuhr er schweigend und langsam der aufgehenden Sonne entgegen. Als wir ihm beim Abschied sein Trinkgeld für diese Szene erhöhten, sagte er mit einem zufriedenen Lächeln: ‚Ja, es ist ein herrliches Echo!'"

Mochte das Reisen mühevoll sein: langweilig war es gewiß nicht. Und wenn man sich die Zeit durch Zeitunglesen wie heute nicht vertreiben konnte, so brauchte man's auch nicht. Denn schon auf der Landstraße spielte sich in halbwegs bevölkerten Gegenden ein buntes Leben ab.

Da hatte zunächst das Reisen selber eigenartige Industriezweige erzeugt; allen voran den Bettel, der namentlich nach den Feldzügen in den 1820er und 1830er Jahren sehr beträchtlich anwuchs. Bettel in allen Formen, oft auch mit allerhand Schaustellungen und Darbietungen durchsetzt. Etwa wie heute, wenn man von Neapel nach Pompeji fährt.

Oder auch so vieles Volk, das seinen Geschäften nachhängt, treffen wir auf der Landstraße an: Hier geht

> Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
> geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
> der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
> der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,
> der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
> denn jede Straße führt ans End' der Welt!

Und auf der Landstraße vor allem die schweren Lastwagen, mit Planen bedeckt, oft in langen Zügen einer hinter dem andern. Zwischendurch den flinken Handwerksburschen und den von Dorf zu Dorf ziehenden Hausierer mit seinem Pack auf dem Rücken.

Bunt wie das Bild, das sich auf der Landstraße selbst bot, war die Landschaft ringsumher, durch die die Reise ging. Und so ganz anders als heute. Noch, möchte ich sagen, naturwüchsig, zufällig entstanden, mit allen Unregelmäßigkeiten einer werdenden Kultur behaftet.

Noch führt der Weg zwischen unregelmäßig gepflanzten Baumreihen hindurch, durch malerische Hohlwege hin, in die der blühende Schlehdorn hineinragt; durch Bäche und Flüsse oder über halbzerfallene Brücken, aus deren Quadern Moos und Gräser wachsen. Die Landschaft ist oft durchsetzt mit Sumpf und Moor, aus denen heraus die Frösche quaken oder die Rohrdommel ihren Ruf ertönen läßt. Oft genug unterbricht ein Stein-

bruch, eine Sandgrube das Einerlei; und am Rande des Weges steht ein Busch, in dessen Schatten der Wanderer rasten kann, oder mitten im Felde ein Hag, in dessen Sträuchern die Singvögel nisten. Die Heckenrose aber schlingt ihre Zweige um altes Gemäuer, von dessen Ursprung niemand weiß, und dessen Zweck von niemand gekannt wird. Es hat noch so vieles in der Landschaft „keinen rechten Zweck“!

Eine Eigenart, die dem Reisenden auffallen muß, ist der Reichtum an Heide- und Weideland und Herden. Nicht nur mächtige Schafherden begegnen dem Wanderer auf Schritt und Tritt; ebensooft stößt er auf Herden von Gänsen, Schweinen, Ziegen, auf weidende Pferde und Rinder.

Die Ackerflur sieht wie ein Schachbrett aus: in winzig kleinen Streifen liegt Ackerlos neben Ackerlos, nur daß alle aneinandergrenzenden Streifen die gleiche Frucht tragen oder gleicherweise unbestellt geblieben sind. Was das Bild der Feldflur in der Sommerszeit zu einem besonders bunten macht, sind die vielen blauen und gelben Flecke, mit denen die wogenden Kornfelder durchsetzt sind: die Flachsbeete und die Rapsfelder.

Und viel häufiger als heute nimmt ein Wald den Wanderer in seinen Schatten auf. Die uralten Baumriesen sind noch nicht gefällt; das Unterholz wächst noch wild durcheinander mit allerhand „nutzlosen“ Sträuchern, den „Forstunkräutern“, wie man die malerischen Schädlinge heute nennt. Der Wald spielt noch eine ganz andere Rolle im Leben des Volkes, das ihn mit seinen Sagen und Märchen bevölkert und ihn oft als einzige Quelle des Lebensunterhaltes betrachtet. Die alte deutsche Kultur, wie sie am Anfang des 19. Jahrhunderts noch in den Grundzügen erhalten ist, war recht eigentlich dem Walde entsprossen; der murmelnde Bach, der rauschende Eichbaum sind die Sinnbilder des deutschen Gemütslebens, das just in jenen Tagen, in denen wir im Geiste die deutschen Lande durchstreifen, die wundersame „blaue Blume“ der Romantik trieb. Das Sinnige, das Zarte, das Schaudervolle, der tiefe Zug zur Sentimentalität und was sonst noch den Deutschen von allen anderen Nationen unterscheidet: im Walde hatte es seinen Urgrund, in dem ungepflegten, wildgewachsenen Walde, in dem die Vögel im Frühjahr in den Büschen sangen, in denen die Nebel im Herbste über die Lichtungen zogen.

Aber im Walde wurzelte auch die materielle Kultur der nordischen Länder, ehe denn das Eisen und andere ungenutzte Rohstoffe eine neue Kultur ins Leben riefen. Das mußte schon dem deutlich zum Bewußtsein kommen, der aufmerksam durch die Lande zog. Allerorts stieß er auf kleine Leute, die Reisig, Beeren, Streu und andere Erzeugnisse des Waldes sammelten. Die Schweine des kleinen Mannes suchen die Eicheln als Futter, seine Kuh und seine Ziegen grasen am Waldesrande. Aus den Holzbeständen aber nimmt er das Material für die gewerblichen Erzeugnisse, die er auf den Messen und Märkten feilhält: allerlei Schaufeln und

andere Geräte, Butten[4], Pantinen[5], Schnitzwerk vielerlei Art. Und auch dem Handwerker in der Stadt liefert der Wald den meisten Rohstoff: die Lohe und das Holz. Hölzern war denn auch die Kultur unserer Vorfahren. Holz die Feuerung, aus Holz die Häuser, aus Holz die Brücken und Stege, aus Holz die tausend Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, bei deren Herstellung namentlich der Böttcher beteiligt war, und die wir heute oft nur den Namen nach kennen: die hölzerne Badewanne, die hölzernen Milch- und Bierkannen, das hölzerne Waschfaß, der hölzerne Wassereimer, die hölzerne Feuertonne, die hölzernen Pökel- und Bierfässer.

Wie sehr aber die ganze äußere Kultur damals auf dem Walde ruhte, das mußte sich dem Beobachter noch deutlicher einprägen, wenn er die Wahrnehmung machte, daß auch zahlreiche gewerbliche Erzeugnisse, die nicht aus Holz selbst hergestellt wurden, doch des Holzes zu ihrer Anfertigung benötigten; allen voran das Eisen, das man vermittels der Holzkohle aus den Erzen schmolz und ebenso weiter verarbeitete, dann das Glas, das Porzellan u. a. Viel mehr als heute müssen wir uns industrielle Anlagen (kleinen Umfangs) über das Land zerstreut, aber namentlich inmitten des Waldes, am rauschenden Waldbach (dessen Kraft man nutzte, ehe der Dampf seine Alleinherrschaft errang) gelegen denken. Wir haben eine hübsche Schilderung eines solchen idyllischen Eisenwerks aus jener Zeit, in der uns das typische Bild der alten Eisenindustrie überliefert ist:

Des Wassers und des Feuers Kraft
verbündet sieht er hier;
das Mühlrad von der Flut gerafft,
umwälzt sich für und für;
die Werke klappern Nacht und Tag,
im Takte pocht der Hammer Schlag,
und bildsam von den mächt'gen Streichen
muß selbst das Eisen sich erweichen.

Aber auch wenn wir in ein Dorf einfahren, vernehmen wir von gewerblicher Tätigkeit noch mehr als heute: wir sehen die Bäuerin spinnen, hören das Weberschiffchen klappern, finden den Bauern hinter Hobelbank und Schraubstock oder an der Lohgrube beschäftigt und Schuster und Schneider bei den Bauern zu Gaste.

Und die Dörfer selbst, wie schauten sie aus? Das wäre ein interessantes Kapitel für sich, davon zu erzählen, aber es würde doch wohl allzulang ausfallen. Denn was das Eigenartige jener früheren Zeit ist, sind gerade die Unterschiedlichkeiten in der Anlage der Dörfer und in der Bauart der Häuser. Ein wenig ist ja davon auch heute noch erhalten: der Niedersachse und der Oberbayer siedelt in einzelnen Höfen, der Schwabe, der Thüringer, der Schlesier und andere Stämme wohnen in Dörfern zusammen, heute wie

damals. Aber doch sind die charakteristischen Typen der Häuser mehr und mehr verschwunden; Stroh und Schindeln sind durch Ziegel und Schiefer verdrängt, und das Stadthaus erobert sich auch die Dörfer. Vor hundert Jahren können wir die Kulturzonen, die Stammesgebiete, die Siedelungsgrenzen scharf nach dem Typus der Bauernhäuser unterscheiden, die im niedersächsischen, im alemannischen und im thüringischen Hause ihre ausgeprägtesten Formen aufweisen. Und daß in diese örtlich gefärbten Häusertypen der früheren Zeit die landschaftlich verschiedenen Volkstrachten gehören, versteht sich von selbst.

Kleinere Städte gab es eine ganze Menge. Aber was viele von ihnen von größeren Dörfern unterschied, war oft nur die andere Verwaltung. Wirtschaftlich trugen zumal die kleineren unter ihnen alle noch einen halb ländlichen Charakter; heißt: die Bevölkerung lebte zum guten Teile von Landwirtschaft und Gartenbau.

Aber auch in den größeren und größten Städten sah es noch viel weniger „städtisch“ aus als heute. Die meisten deutschen Städte hatten sich im Anfang des Jahrhunderts über ihren Umfang, den sie im späteren Mittelalter erreicht hatten, kaum erweitert. Jedenfalls lagen außerhalb der alten Stadtmauern, die noch größtenteils standen, nur zerstreute Häuser inmitten von Gärten und Feldern. Ja, Gärten und Felder reichten häufig genug bis in die Mitte der Stadt hinein. Als der General Tauentzien[6] starb, bat er sich aus, fern von allem städtischen Getriebe, draußen vor den Toren der Stadt Breslau beigesetzt zu werden, sein Monument steht jetzt inmitten der Stadt, umflutet von dem Getümmel regsten städtischen Verkehrs.

Worüber man immer wieder klagen hört, das ist die Unwegsamkeit in den Städten jener Zeit. Kein Pflaster oder schlechtes, kein Bürgersteig, daher Staub im Sommer, Morast im Winter. Aber man muß doch auch bedenken, daß es damals noch an einem eigentlichen Verkehr im heutigen Sinne innerhalb der Stadt fehlte. Außer den paar Beamten, die zwischen Wohnung und Bureau hin- und hergingen, und den Bewohnern der Straße, die sie durchschritten, als lebendige Stundenzeiger dienten, den paar Laufburschen, Reisenden und sonst einigen Leuten müssen wir uns die Bevölkerung selbst einer größeren Stadt noch häuslich denken, nicht in so unausgesetzter Bewegung wie heute. Die Arbeiter brauchten nicht meilenweit zu ihrer Arbeitsstätte zu laufen, die vielmehr meist mit ihrer Wohnstätte zusammenfiel, die tausend Dinge des täglichen Gebrauchs wurden noch nicht in einem ewigen Herumgelaufe zusammengeholt, und von einem Spazierengehen innerhalb der Stadt war gar erst nicht die Rede. Man setzte sich am Abend vor das Haus, in die Laube oder ging Sonntags vor die Tore der Stadt, wieder in die eigenen Gärten, wie deren die besseren Familien alle noch hatten, oder in Feld und Wald hinaus. Was hätte

man auch für einen Genuß gehabt, in der Stadt zu promenieren? In den Straßen gab es keine „glänzend ausgestatteten“ Schaufenster; nur hier und da ein armseliger Glaskasten mit ein paar Atlasschuhen oder einigen Scheren und Messern oder einigen Pferdegeschirren: den Auslagen der Handwerker. Auch waren die meisten Straßen noch eng und winklig und keineswegs „begradigt“, sondern die Fluchten der Häuser wurden von den steinernen Treppen, die zu den Hausfluren führten oder von den überladenen „Schaufenstern“ der Handwerksmeister oder sonst einem architektonischen Hindernis unaufhörlich unterbrochen.

Und von den Verkehrsmitteln in den Städten gilt das gleiche. Auch sie waren entweder gar nicht vorhanden oder aber, wenn vorhanden, höchst bescheiden. In Berlin gab es noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts keine Fiaker[7]; nur beim Ausgang der Oper oder des Schauspiels standen ein paar Wagen zur öffentlichen Benutzung bereit. Sonst mußte man sich einen Mietswagen in der Wohnung des Fuhrherrn bestellen: wie heute noch in kleineren Städten. In Breslau wurden 1814 die ersten städtischen Fiaker eingeführt, die am Salzringe und Neumarkt Aufstellung nahmen. Und gar das Kulturwunder, der „Omnibus“, dieses Wahrzeichen unserer aufgeklärten Zeit, in dem deren Eigenart wie kaum in einer anderen Einrichtung zum deutlichen Ausdruck kommt, der „Omnibus“ gehört einer viel späteren Zeit an; er taucht 1843 in Hamburg, 1846 in Berlin, 1854 in München, 1862 in Breslau auf. Aber was hatten denn auch die Leute von damals nötig, sich in einem Affenkasten täglich ein paarmal herumkarren zu lassen? Ich erinnerte eben schon daran, daß die Bevölkerung der Städte, namentlich auch deren schönere Hälfte; seßhafter war. Und dann waren doch auch die Entfernungen so kurz, und man hatte auch das Laufen noch nicht ganz verlernt.

Zu den Wegen, die nicht wegsam, den Verkehrsmitteln, die nicht dawaren, gesellte sich die Beleuchtung der Straßen, von der man nichts merkte. Nur in den größeren Städten gab es überhaupt so etwas wie ein „öffentliches Beleuchtungswesen“: in den Hauptstraßen alle paar hundert Schritt auf einem Holzpfahl oder an einer quer über die Straße gezogenen Kette eine trübe Öllampe, die nicht einmal angesteckt wurde, „wenn Mondschein im Kalender stand“. Berlin besaß am Ende des 18. Jahrhunderts 2354 Laternchen, die vom September bis Mai brannten. Wem das nicht genügte, der nahm sich, wenn er abends aus dem Hause ging, sein eigenes Laternchen mit, oder er ließ den Diener (wenn er einen hatte) mit Fackel sich oder seiner Sänfte vorausgehen. . . .

Welche Bilder steigen da vor unserem geistigen Auge auf! Die abends schon um neun oder zehn Uhr stille, ausgestorbene Stadt, mit den lauschigen Winkeln und Gäßchen, in die verstohlen der Mond hineinlugt, und wo im Schatten eines Brunnens, eines Erkers ein verspätetes Liebes-

paar sich scheu zusammenduckt und nur hier und da ein Nachtschwärmer mit seinem Lichtchen wie ein Irrwisch vorüberhuscht. Es waren große Ereignisse, wenn in diese Stille hoch vom Turm die große Glocke ihr dumpfes Feuersignal ertönen ließ und die schlaftrunkenen Bürger aus den Betten an die Wassertonnen und ungefügen Handfeuerspritzen rief. Für gewöhnlich störte den Frieden der ruhenden Stadt nichts als das Gestöhne verliebter Kater und der Ruf des Käuzchens, das um das Kirchengemäuer flatterte. Und dann freilich: von Stunde zu Stunde die getragene Weise, die der langsam daherwandelnde Hüter der nächtlichen Ordnung seinem Horne entlockte. Ich möchte sagen: wenn der Omnibus und heute elektrische Straßen-, Hoch- und Untergrundbahn Wahrzeichen der modernen Großstadt sind, so war eine Art Sinnbild altstädtischen Wesens, wie es sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland erhielt: der Nachtwächter mit Spieß und Horn, Ausdruck einer kindlichen Unbeholfenheit und Rückständigkeit in technischen Dingen. Aber dafür noch voller Ursprünglichkeit und Naturzugehörigkeit, wie wir sie heute nicht mehr kennen. Heute pfeift man auf einer schrillen Pfeife ein Signal, wo man ehedem sang! Begreift ihr, was das bedeutet?!



Uns Älteren klingt das Horn des Nachtwächters noch deutlich in den Ohren. Ihr, verehrte Leser, habt vielleicht nie von einem solchen Wesen gehört. Es wird euch deshalb wohl interessieren, wenn ich euch Text und Melodie des bekannten Gesanges hersetze, wie er in fast allen deutschen Städten gleichmäßig Nacht für Nacht erklang.

Abends zehn Uhr sang er zuerst:

Morgens um vier Uhr sang er zum letzten Male, und zwar, nachdem er die Stunde gesungen:

Werner Sombart.

40. Der Postillon.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
ob der holden Frühlingspracht
freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
jeder Pfad verlassen;
niemand als der Mondenschein
wachte auf der Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
und es zog gelinder
durch das stille Schlafgemach
all der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich,
denn der Blüten Träume
dufteten gar wonniglich
durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillon,
ließ die Geißel knallen,
über Berg und Tal davon
frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
scholl der Hufe Schlagen,
die durchs blühende Revier
trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
kaum gegrüßt — gemieden,
und vorbei, wie Traumesflug,
schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
lag der Kirchhof innen,
der den raschen Wanderblick
hielt zu ernstem Sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
war die bleiche Mauer,
und das Kreuzbild Gottes stand
hoch in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
stiller jetzt und trüber;
und die Rosse hielt er an,
sah zum Kreuz hinüber.

11. „Halten muß hier Roß und Rad,
mag's Euch nicht gefährden;
drüben liegt mein Kamerad
in der kühlen Erden.

12. Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
wie mein Kamerade.

13. Hier ich immer halten muß,
dem dort unterm Rasen
zum getreuen Brudergruß
sein Leiblied zu blasen."

14. Und dem Kirchhof sandt' er zu
frohe Wandersänge,
daß es in die Grabesruh
seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
klang vom Berge wider,
ob der tote Postillon
stimmt' in seine Lieder. —


Georg Stroedel

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
mit verhängtem Zügel.
Lang mir noch im Ohre lag
jener Klang vom Hügel.

Nikolaus Lenau.

41. Vadder Rullhusen.

„Nabend, Meister!" „Ah, schönen guten Abend, Herr Nachbar." „Da bring' ich Ihnen ein paar Patienten, wollen Sie mal versuchen, ob Sie die noch flicken können?" „Na, lassen Sie mal schaun."

Durch seine große Stahlbrille besieht er kundig Absätze, Sohlen und Vorblatt, und der breite Daumen gleitet dabei prüfend am Rande des Oberleders hin. „Das Oberleder ist noch ganz gut, aber ein paar Sohlen müssen sie haben! Wenn sie auch noch nicht ganz durch sind, in acht Tagen laufen Sie doch auf der Brandsohle[1]." „Gut, da besohlen sie mir die Stiefel, nur möchte ich sie gern bald wieder haben." „Freilich, bis Sonnabend sind sie wieder zurecht. Ich werde sie Ihnen bringen."

Neugierig schaue ich mich in der geräumigen Kellerstube in der Hasselbrookstraße, wo Vadder Rullhusen wohnt, um. Er sieht, daß ich mich noch nicht gleich wieder zum Gehen wende, er bietet mir höflich einen leeren Dreibein zum Sitz an.

Der ganze Fußboden in der Nähe des Fensters ist mit geflicktem Schuhzeug übersät. Vadder Rullhusen sitzt schon wieder vor seinem niedrigen Arbeitstische, nimmt aus einem Wassereimer ein großes Stück Sohlenleder, das ganz aufgeweicht ist, hebt vom Fußboden einen Pflasterstein und fängt an, das Leder mit dem Schusterhammer zu klopfen. Währenddes schaue ich mich im Raum um. Bunt sieht es auch auf seinem Arbeits-

tisch aus. Mitten darauf steht die Petroleumlampe, und davor hängt an einem Holzgestell die Schusterkugel, mit Wasser gefüllt, und wirft ein mildes, aber doch helles Licht gerade auf die Knie Vadder Rullhusens. Auf dem Tische liegen Ahlen und Raspeln, Orte[2] in Heften und Schachteln mit Holz- und Eisenzwecken, Schuhknöpfen, Schnürhaken und Hufeisen, auch „Blakers“[3] liegen hier und da in den verschiedensten Formen herum.

Vadder Rullhusen hat sein Leder geklopft und schneidet es mit dem scharfen Schustermesser, das besonders an der äußersten Spitze noch einmal auf einem Stein abgezogen wird, in zwei kleinere Stücke. Dann nimmt er einen schlimm aussehenden Herrenstiefel, steckt einen Leisten hinein, reißt rasch die alte, entzweie Sohle ab und beginnt das neue Sohlenstück mit Zwecken an die Brandsohle zu heften. Belustigt schaue ich zu, Schlag auf Schlag treibt der Hammer Zwecke auf Zwecke in die Löcher, die mit dem Ort durch schnelle Hammerschläge vorgebohrt sind. Auch eine Kunst, die nicht jederman kann! Mancher Holzpflock würde krumm und schief werden, abspringen oder nur halb ins Leder hineinflitzen, wenn ich's selber probieren wollte. Aber bei dem alten Rullhusen, der gewiß schon manchen Stiefel besohlt hat, geht's Schlag auf Schlag, jede Zwecke findet ihren Platz. Es ist kaum ein halbes Stündchen vergangen, da klopft er schon die untergepflockte Sohle scharf an den Rand, und dann schneidet das Messer langsam, aber sicher alles überflüssige Leder ab. Der Rand wird geschwärzt, poliert, und der Stiefel ist bis auf den Absatz wieder in Ordnung.



Jost Ammann

Es macht mir große Freude, ihm bei seiner Arbeit zuzusehen, so ernsthaft und bedächtig blickt sein Auge; die breite, kräftige Hand weiß mit jedem Griff, was sie will und soll, und die Arbeit geht ihm von der Hand — ich weiß nicht wie. Und doch muß Vadder Rullhusen schon in den Sechzigern sein. Tag für Tag sehe ich ihn, wenn ich an seinem Kellerfenster vorbeigehe, auf seinem Schemel hocken und kranke Stiefel heilen, tagein, tagaus! Auch ein mühseliges Leben, das wohl nicht viel Freude kennt.

Er scheint meine Gedanken zu erraten. „Ja, ja,“ sagt er, läßt sich aber in seiner Arbeit gar nicht stören, „man hat schon seine Plage, und seit

meine Frau gestorben — das sind nun schon fünf Jahre — habe ich manche Stunde hier gehockt. Aber — o, die Woche geht mir schnell hin! — und dann ist wieder Feiertag. Ja, wissen Sie, solange ich Arbeit habe und gesund bin, da macht's auch Freude, wenn man schafft. Saure Wochen, frohe Feste, das ist nun mal mein Grundsatz. Den Sonntag, den halte ich mir grundsätzlich frei, da bin ich nimmer zu Hause, ob's regnet oder schneit oder windet, da bin ich draußen bei Mutter Grün. Das habe ich nun schon die langen Jahre so gemacht."

„Ach, sind Sie solch ein Naturfreund? — Was machen Sie denn am Sonntag?" „Ja, wissen Sie, da streife ich draußen herum, schon früh, im Sommer um 4 oder 5 und im Winter um 7 Uhr, da nehme ich meinen Rucksack und meinen leinenen Beutel und laufe in der Umgegend herum. Das ist meine Erholung und mein Vergnügen."

„Na," werfe ich ein, „das ist wirklich noch nicht das schlechteste, was der Mensch haben kann." „Freilich," erwiderte er mir, „wenn die dummen Kerle, die Sonntags nur Skat kloppen in der qualmigen Wirtsstube oder im Sommer ihre Kegel schieben, wenn sie nur wüßten, wie schön das ist, draußen in der freien Natur herumzulaufen und immer mehr davon zu verstehen und kennenzulernen. Na, es gibt ja auch solche, die das machen, aber was wissen die von der Natur! Naturfreund schimpft sich mancher, aber was versteht er davon? Draußen die grünen Bäume ansehen und das Vogelgezwitscher anhören und Blumen pflücken und armvoll nach Hause schleppen, das wird den meisten doch bald über. Und doch reden die Leute dann davon, wie schön die Natur ist und was sie für Naturfreunde sind! — Quatsch! — Die Natur ist für uns Menschen viel zu groß und zu bunt, uns an ihr freuen zu können. Jeder braucht sein kleines Stücklein, das er studiert, das er genau kennenlernt und wo er seine Freude und seine Belehrung finden kann. Naturschwärmerei im allgemeinen, in Bausch und Bogen — — — ich halte nichts davon. Ja, wenn einer ein Kunstmaler ist und die schönen Gegenden abmalt, das ist was anderes. Der freut sich an den Formen und Farben, aber auch bloß an diesen und fragt nicht viel, was die Natur sonst noch alles in sich hat. Der hat dann auch seine besondere Seite, wo er studieren oder sich freuen kann. Aber die meisten — ach Gott, da laufen sie frühmorgens hinaus und gehen doch bloß über Land, um einen Grund zu haben, im ersten besten Wirtshaus einkehren zu können, und da fängt bei den allermeisten dann erst die wirkliche Freude an."

„Wie machen Sie es denn?" „Ja, wissen Sie, Herr Nachbar, ich hab' mal in jungen Jahren einen Freund gehabt, der wollte Apotheker werden, und mit dem habe ich viele Touren gemacht. Das war ein großer Mooskenner und Moosliebhaber. Von dem habe ich vieles gelernt und gesehen, und so bin ich dabei geblieben und habe manchen Sonntag Moostouren

unternommen. — „Ja, ja,“ setzte er lächelnd hinzu, als er meine verwunderten Augen sah, „ich habe auch eine Moossammlung und gar keine unbedeutende.“

Noch verwunderter schaute ich mich in seiner Werkstelle um. Wollte er mich zum besten haben? Er merkte es und wies mit dem Daumen über die Schulter nach einer dunkeln Zimmerecke, „dort im Schranke ist sie. Wenn Sie Lust haben, zeige ich Ihnen mal meine Schätze. Ich mache doch gleich Feierabend“.

Auch der Zwillingsstiefel, den er jetzt in Arbeit hatte, wurde von Minute zu Minute wieder gesunder und heiler.

Endlich warf er ihn zu dem andern, legte den Hammer auf den Arbeitstisch und streifte sich die Hände an der alten blauen Schürze ab.

„Wenn Sie noch Zeit haben —“ meinte er zögernd, „zeige ich Ihnen noch ein bißchen was.“

„Aber gern, Herr Rullhusen.“

Wir standen auf. Er nahm seine Arbeitslampe und stellte sie auf einen andern Tisch, wo er wahrscheinlich zu Abend gegessen hatte. Behutsam schloß er einen schmalen, hohen Tannenschrank auf, der aber vor Alter schon wurmstichig und windschief geworden war.

Und dann kramte er aus.

In der Mitte des Schrankes, hinter einem besonderen Verschluß, stand ein Mikroskop mit glänzendem Messingfuß. Wie kam der Mann zu einem solchen teuern Instrument?

„Habe ich mir langsam erspart. Ins Wirtshaus gehe ich ja nicht. — Hat zweihundert Mark gekostet. Tscha, es gibt ja teurere, aber dieses reicht für mich ganz gut aus. So klein sind ja die Moose nicht! Und bei hundertfacher Vergrößerung sieht man schon allerlei, wenn man nur seine Augen zu gebrauchen versteht.“

Und dann nahm er eine Zigarrenschachtel nach der anderen heraus. Jede trug eine Etikette, und jede war voll gepackt mit vielen kleinen Glasplatten. Immer zwei Glasplatten waren mit den Rändern zusammengeklebt und sauber mit Papier umzogen, und zwischen ihnen lagen ein paar winzige Moospflänzchen.

„Sehen Sie,“ meinte er stolz, „das habe ich alles so bei Wege lang gesammelt und bestimmt. Ja, da sind auch viele Seltenheiten dabei, die man sonst bei uns in Norddeutschland nicht findet, Moose, die es nur in Süddeutschland und in den Alpen häufig gibt. — Und alles ist richtig bestimmt!“

Er wies mit der Hand nach einem kleinen Büchergestell, wo naturwissenschaftliche Zeitschriften lagen und Bücher über Botanik in Reih' und Glied aufgestellt waren. Sogar einige Spezialwerke über Moose fand ich darunter.

Ich nahm eines seiner Moospräparate heraus und hielt die Glastafeln gegen das Licht. „Die schwimmen alle in Glyzerin, und dann habe ich die Ränder verlackt und mit Papier verklebt.“

Ich freute mich der sauberen und sachgemäßen Arbeit und lobte ihn. „Leicht ist's mir auch nicht geworden“, entgegnete er. „Ich bin ja ein Ungelernter. Was habe ich erst alles für Dummheiten gemacht, ehe ich wußte, wie man solche Präparate eigentlich macht. Zuerst habe ich die Ränder der Gläser mit Pech verklebt, aber das war eine Schmiererei, und es hielt auch nicht, und im Sommer wurde das Pech weich und hielt doch nicht dicht. Wie habe ich mich gefreut, als ich im naturwissenschaftlichen Volksverein zuerst mikroskopische Präparate sah, deren Ränder mit Maskenlack umzogen waren. Ich bin gleich den andern Tag zur Apotheke gelaufen und habe mir welchen gekauft. Seit der Zeit habe ich überhaupt erst Freude an meiner Sammlung. Andere, die die höheren Schulen besucht haben, die lernen so was schon auf der Schule, und ich habe mich quälen müssen, bis ich wußte. wie man es macht. Ja, wenn ich eine hohe Schule besucht hätte! Da hätte ich viele Zeit und viele vergebliche Mühe sparen können.“

Einfach reizend sahen die kleinen Moospflänzchen zwischen den Glasplatten aus. Jedes Teilchen war deutlich zu sehen und schimmerte grün aus der klaren, hellen Flüssigkeit, worin die Pflänzchen gebettet waren. Jedes trug in der Ecke eine winzige Etikette mit dem Namen der Pflanze, der Fundstelle und dem Datum des Fundes.

Und alle waren sauber nach Gattungen und Untergattungen geordnet.

„Wissen Sie, ich tausche auch oft. Ja, sogar ein Professor in Italien hat schon von mir norddeutsche Moose gegen italienische getauscht!“

Auch dickleibige Herbarien in Schreibheftgröße barg der Schrank.

„Sehen Sie, so habe ich früher gesammelt. Das mache ich nun nicht mehr. Zwischen den Glasplatten ist alles besser zu sehen und bleibt frischer und schöner, und wenn man ein Mikroskop hat, kann man die Pflanzen doch nur unter Glasplatten betrachten.“

Er zeigte mir einige dieser Präparate bei zehn- und fünfzigfacher Vergrößerung. Ich war ganz überrascht, wie reizend die zarten Pflanzen unter dem Mikroskop aussahen und wie scharf die winzigen Blättchen und Käpplein und Hauben und die vielen tausend Zellen, aus denen sich die Blätter zusammensetzen, zu sehen waren.

Schon zweimal hatte er in seinem naturwissenschaftlichen Volksverein seine Sammlung vorgeführt und vieles Lob geerntet.

„Ja,“ sagte er endlich bescheiden, „wissenschaftlichen Wert hat's ja nicht, und was die richtigen Gelehrten sind, die lachen da vielleicht über, aber mir hat's Freude gemacht und manchen anderen Menschen auch, und ich meine, solche Liebhaberei ist immer noch tausendmal besser als in der Kneipe sitzen und sein Geld vertrinken oder im Skatspiel verlieren. Jeder

Sonntag, den ich draußen verbringe, gibt mir wieder für eine Woche Kraft und für viele Abende Arbeitsmaterial, so daß ich über keine Langeweile zu klagen habe.

Ich wollte nur, meine Alte könnte jetzt mal wieder meine Sammlung sehen! Die würde sich wundern! — Sie ist immer so gern mitgegangen, und sie verstand auch schon ordentlich was davon."

Wir saßen noch bis spät in den Abend hinein und freuten uns zusammen der immer neuen Formen der winzigen und von den meisten Menschen leicht übersehenen, unscheinbaren Pflänzchen.

Eine neue Welt war mir aufgegangen. Heinrich Scharrelmann.

42. Auf der Lokomotive (18. Juni 1884).

Man sagt, daß man seine Freunde im Kampfe gewinnen muß. An dem Worte ist etwas Wahres, wenn ich es auch hier nur in übertragenem Sinne anführe.

Im vorigen Jahre wurde mir die Führung einer neuen Maschine anvertraut. „Fingal" war ihr Name — ein neuer Typ aus den sächsischen Werkstätten von Hartmann. Tatsächlich erinnerte mich ihr Anblick an den nebelhaften Heldenriesen der nordischen Sage. Ihr breitgewölbter Kessel glich der Brust eines Ungeheuers, und ihre Größe erhöhte diesen Eindruck noch. „Fingal" war als Schnellzugslokomotive gebaut. Die Probefahrt hatte sie mit einer Geschwindigkeit von 108 Kilometern bestanden. Nachdem sie dann noch etwa 14 Tage zur Beobachtung in den Werkstätten verblieben war, erhielt ich die Order, den Nachtschnellzug Hof—Leipzig zu übernehmen. Ich entsinne mich noch, wie mir die Hand in freudiger Erregung zitterte, als ich den Hebel niederdrückte und den Dampf mit voller Gewalt in die stählernen Adern des Triebwerkes einströmen ließ. Langsam und majestätisch setzte sich „Fingal" in Bewegung und schleppte die schwere Last der vollbesetzten Wagen wie ein Spielzeug hinter sich drein. Eine hohe Begeisterung quoll mir in der Brust auf. Ich fühlte mich so stolz, als ob ich selbst der Erfinder dieses Riesen an Kraft, Ausdauer und Sicherheit wäre. So flogen wir in die finstere Sommernacht hinaus. Es war Neumond, und nur die zwei großen Scheinwerfer der Laternen beleuchteten den Schienenstrang. Die Lichtreflexe aus den Coupéfenstern huschten an den Bäumen des Bahndamms hin und warfen einen flüchtigen Schimmer auf die verschlafenen Fenster des Bahnwärterhäuschens.

Da wurde plötzlich die Notbremse gezogen! Mit schnellem Griff drückte ich den Stopphebel nieder. Die Bremsen faßten mit ihren stählernen Pranken scharf an die Räder, und wenige Sekunden später hielt der Zug auf freier Strecke. Ich war sofort von der Maschine herabgesprungen und suchte mit dem Zugführer die Waggons ab. Es war ein

nichtiger Grund, der uns den Aufenthalt verursacht hatte. Eine ältere Dame hatte einen Krampfanfall bekommen, und ihr Sohn hatte in seiner Angst die Notbremse gezogen. Als wir das betreffende Coupé zweiter Klasse öffneten, war der Anfall schon vorüber. — Plötzlich starrte mich mein Zugführer an, als ob er etwas Furchtbares wahrgenommen hätte. Im nächsten Augenblick schrie er mich an: „Um Gottes willen, Zimmermann, fahren Sie los! Der Expreß ist uns im Rücken!"

Im selben Momente hörte ich in der Ferne das dumpfe Rollen und Knattern eines heranbrausenden Zuges. Richtig! Der Expreß passierte Donnerstag nacht unsere Strecke, die damals bis Altenburg noch eingleisig war. Wäre der Aufenthalt nicht dazwischengekommen, so wären wir schon längst in Altenburg, um den Luxuszug vorüberzulassen. So aber mußte der uns direkt von hinten anfahren. Und es gab keine Mittel, uns bemerkbar zu machen. Das furchtbare Unglück war nicht zu vermeiden. 300 Menschen im Zuge — und die Insassen des anderen — — —. Wie wahnsinnig stürzte ich auf die Maschine. „Volldampf, Leopold!" brüllte ich meinen Heizer an: „Der Expreß ist hinter uns!"

Ehe er mich recht verstanden hatte, stieß ich den Dampfhebel herab. Mit wildem Ruck sprang mein „Fingal" auf, daß die Ketten der Kopplung knirschten. Ich mußte selbst mit zugreifen. Leopold schien vom Schreck gelähmt zu sein. So riß ich ihm die Schaufel aus der Hand und stieß neue Kohlen in die Höllenbrände der Feuerbüchse.

Nun begann eine rasende Fahrt. Gelang es uns, Altenburg zu erreichen, so waren wir gerettet. Gerettet! — Ich beugte mich seitwärts und spähte nach hinten. An einer fernen Biegung des Schienenstranges glaubte ich die glühenden Augensterne unseres Verfolgers aufblitzen zu sehen. Ich zog den Griff der Dampfpfeife. Wie ein gequältes Tier heulte mein „Fingal" auf, daß der Schall schauerlich aus den Felswänden zurücktönte. Die Maschine zitterte und stampfte schnaubend in rasender Geschwindigkeit ihre eiserne Straße dahin. Nachtvögel stießen sich an den Scheiben des Führerhäuschens die Köpfe ein oder wurden von den auf und nieder sausenden Pleueln zermalmt. Die Dörfer rechts und links im Tale flogen blitzschnell vorbei. Sie lagen so friedlich in der schönen Sommernacht. Hinter manchen Fenstern brannte Licht. Die Bewohner ahnten wohl nicht, welch furchtbarer Kampf zwischen Maschine und Schicksal hier ausgefochten wurde. Sie ahnten es nicht und auch die Insassen des Zuges nicht, die wohl in ihren behaglich gepolsterten Coupés manchmal die Köpfe schüttelten, wenn die Wagen bei einer Kurve herüber und hinüber geschleudert wurden. Sie ahnten es nicht! Nur wir drei wußten darum: der Zugführer, Leopold und ich! Vor allem ich! In meiner Hand stand das Geschick so vieler Menschen. — Stolz richtete ich mich auf. Eine eiserne Ruhe kam über mich.

„Fleißig, Leopold! Wir schaffen es!“ sagte ich mit fester Gewißheit.

Zärtlich, wie ein Reiter sein Roß streichelt, strich ich mit der Hand über die blitzenden Maschinenteile. Dann spähte ich wieder nach hinten, um zu sehen, ob die Entfernung zwischen uns gewachsen oder geringer geworden wäre. Ich konnte jedoch wegen der zahlreichen Biegungen nichts wahrnehmen. Immerhin mußten wir einen schönen Vorsprung gewonnen haben und in kurzer Zeit Altenburg erreichen. Endlich blitzten in der Ferne die Signallichter der Gleisanlagen auf, und im nächsten Augenblick donnerte unser Zug fauchend in die Bahnhofshalle ein. Gott sei Dank! Ich hatte meinen „Fingal“ kaum zum Stehen gebracht, als der Expreß auf dem Nachbargleise an uns vorübersauste. Ich weiß nicht, wie lange diese dämonische Fahrt gedauert haben mag, — mir waren die wenigen Minuten wie eine Ewigkeit erschienen. Mir floß kalter Schweiß von der Stirn, als ich herabstieg, um meine Meldung zu erstatten.

Mit bleichem Antlitz kam der Bahnhofsvorstand auf mich zu. „Zum Donnerwetter, Zimmermann, sind Sie des Teufels? 11 Minuten Verspätung! Das hätte was geben können!“

Der gleichfalls herbeigeeilte Zugführer erklärte ihm den Zusammenhang der Situation. Darauf reichte er mir die Hand.

„Das war eine Bravourleistung! Ich will die Angelegenheit melden und Ihr Verdienst dabei hervorheben.“

H. Dreßler.

43. Die Weber.



Jost Ammann

Ernst gehn vorbei die alten Weber;
von schwerer Bürde schwankt der Schritt;
sie tragen für die ganze Woche
gesponnen Garn nach Hause mit.
Die Fäden drängen aus den Bündeln,
im Sacke klirrt der karge Lohn,
und tief neigt sich das Haupt zu Boden —
so trug's der Vater, trägt's der Sohn . . .
Stumm ziehn sie hin im stumpfen Schweigen,
zu Reden fehlt's an Lust und Zeit —
so führt die graue Lebensstraße
sie still in ihre Ewigkeit.

Marie Stona

44. Sollen und Dürfen.

In einem Dorfwirtshause saßen sie an einem Tische. Der stattliche Grundbesitzer und das schmächtige Schneiderlein. In des ersteren Schnauzbart waren mehr Haare als am ganzen Kopfe des Schneiders, obwohl auch dieser keine Glatze hatte, nein, das könnte ich nicht sagen. Eher vielleicht eine etwas ausgedehntere Denkerstirne. Der Großbauer hatte einen Humpen Bier vor sich und rauchte einen Dürrstengel[1]; sitzt man schon einmal im Wirtshaus, so will man sich auch nicht lumpen lassen. Der Schneider war nicht als Gast da, sondern als Handwerker; er nadelte an einer Joppe. Sie führten miteinander ein lebhaftes Gespräch. Der Bauer schien sich zu beklagen darüber, daß halt das Leben so sauer sei. „'s ist schon nicht mehr zu sagen," rief er, „was alles verlangt wird von unsereinem. Die Wirtschaft soll man führen, die Abgaben muß man leisten, den Soldatendienst hat einer zu machen. Für seine Familie und Verwandten soll man sorgen, den Nachbarn soll man beistehen, Kinder soll man zügeln; für die Zukunft, wie es heißt, soll man auch was tun. Wohin mit der Welt möcht' ich wissen, was man alles leisten soll! An sich selber muß man doch auch denken." Der Schneider blinzelte mit einem Auge, das andere machte er weit auf, denn er fädelte gerade ein. „Ich denk', Bauer," sprach er dann mit zartem Stimmlein, „es kommt darauf an, wie man's sagt. Sollen und Müssen, weißt wohl, ist freilich hart. Aber Dürfen! Sag' statt Sollen just einmal Dürfen, und es ist federlgering. Deine schöne, große Wirtschaft darfst du führen, fürs Vaterland darfst du beitragen und darfst es wie ein Ritter helfen zu beschützen. Für deine Familie und Verwandten darfst du sorgen, und dem Nachbar darfst du aushelfen, er nimmt's an, er dankt dir's noch. Auch Kinder zügeln darfst du, und für die Zukunft, die was ein bissel fürnehmer wird ausfallen, darfst du mittun. Ist das nit eine Freud' und eine Ehr? Und dir selber darfst auch noch was gunnen. Keiner neidet's. Jetzt schau einmal, Mensch, wenn man das nicht tät' dürfen! 's Leben wäre langweilig wie in einem Hundskobel[2]!" Der Bauer stand schwerfällig auf, warf den Zechgroschen hin. „Schneider," brummte er mit Verachtung, „deine geschwollenen Reden brauch' ich nit. Von Hungerleidern wird freilich nix verlangt. Die haben leicht schwatzen." Und polterte die Tür hinaus. Der Schneider zeigte ihm ein boshaftes Gesicht nach. „Es scheint," schmunzelte er, „bei dem hab' ich's jetzt verschüttet. Hi, hi, dem seine Stör[3] hätt' ich eh nit kriegt, der laßt vom Ungarischen arbeiten. Dei, dei, bei dem Großbauern da, bei dem tät' ich höllisch gern sollen. Und tu' nit einmal dürfen." Aber darin, meine ich, hat er recht, der Schneider; wenn der Mensch nicht sollte gut und tüchtig sein dürfen; das Leben wäre langweilig wie im Hundskobel.

Peter Rosegger.

45. Heinrich Schliemann.

In dem mecklenburgischen Städtchen Neu-Buckow lebte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein protestantischer Prediger namens Schliemann. Eins seiner sieben Kinder war der am 6. Januar 1822 geborene Heinrich.

Nichts hörte der Knabe lieber, als wenn ihm der Vater vom schrecklichen Untergang der Städte Pompeji und Herculanum und von der Ausgrabung der unglücklichen Orte erzählte. Vor Begeisterung aber leuchteten seine Augen, wenn er von den Homerischen Helden und vom Trojanischen Kriege vernahm. Bis zu Tränen rührte ihn das tragische Schicksal der stolzen Feste, deren Dasein keine Spur mehr verriet.

In einer „Weltgeschichte für Kinder“ fand er ein Bild, das den Brand der von riesenhaften Mauern umgürteten Stadt Troja darstellte. Mit diesem Bilde rannte der Knabe zum Vater.

„Das ist nur ein erfundenes Bild“, meinte der lächelnd. — „Aber wenn solche Mauern wirklich einmal dagewesen sind,“ entgegnete Heinrich mit nachdenklicher Miene, „so können sie nicht ganz vom Erdboden verschwunden sein. Sicher liegen sie nur unter dem Schutt und Staub verborgen, den die vielen Jahrhunderte darüber gehäuft haben.“ Und schon jetzt faßte er den Plan und gelobte in kindlichem Eifer dem Vater, dereinst als Mann Troja auszugraben!

Das harte Leben stieß ihn aber bald aus seinen Kinderträumen und -plänen. Seine Familie erlitt einen großen Vermögensverlust. Da durfte Heinrich nicht mehr daran denken, später die Universität zu besuchen. Er verließ deshalb das Gymnasium und ging zur Realschule über. Mit vierzehn Jahren trat er beim Inhaber eines kleinen Krämerladens im Städtchen Fürstenberg in die Lehre; denn er hatte sich entschlossen, Kaufmann zu werden.

Von früh fünf bis abends elf Uhr mußte Heinrich im Laden tätig sein, Lebensmittel verkaufen, Kaffee brennen, Heringe putzen oder den Laden fegen. Für das Lernen blieb ihm zu seinem größten Herzeleid fast kein Augenblick. Wie gern hätte er sein Wissen bereichert! Aber statt dessen gingen auch noch die Kenntnisse verloren, die er sich in der Schule erworben.

Als er sich durch körperliche Überanstrengung Bluterbrechen und Brustschmerzen zuzog, entließ ihn sein Prinzipal. Da schnürte er sein Bündel und wanderte schwerbekümmerten Herzens zu Fuß nach Hamburg. Bald fand er eine Stellung, aber schon nach kurzer Zeit wurde er wegen seiner Kränklichkeit wieder entlassen, und so ging es ihm noch öfter. Nach langem Sinnen und Suchen war er fast der Verzweiflung nahe. Da kam ihm plötzlich der Entschluß, aufs Schiff zu gehen.

Der Schiffsmakler Wendt, ein Jugendgenosse seiner verstorbenen Mutter, verwendete sich, daß er Kajütenjunge auf einer kleinen Brigg ward, die sich bereits zur Abfahrt nach Venezuela rüstete. Bei einer holländischen Insel geriet das Schiff in einen Orkan und erlitt Schiffbruch. Gänzlich mittellos, entschloß sich Schliemann dennoch sofort, in Holland zu bleiben. Sein väterlicher Hamburger Freund Wendt sandte ihm Geld und eine Empfehlung an den preußischen Konsul in Amsterdam, der ihm eine Anstellung in einem kaufmännischen Kontor verschaffte. Die neue Stellung war ganz nach seinem Wunsche. Er hatte meistens Briefe zur Post zu tragen und Wechsel einzukassieren und daneben genug Zeit, endlich auch für seine weitere geistige Ausbildung etwas zu tun. Um sich eine gute Handschrift anzueignen, nahm er im Schönschreiben Unterricht. Dann aber betrieb er mit bewundernswertem Eifer das Studium fremder Sprachen. Die Hälfte seines kleinen Gehaltes verwendete er dafür, die andere Hälfte reichte knapp für seinen Lebensunterhalt. Ein Dachstübchen, eng und armselig, nicht einmal zum Heizen eingerichtet, war seine Wohnung. Aber was kümmerte es ihn, daß er im Winter darin fast erfror, im Sommer vor Hitze fast erstickte, daß Schmalhans als ständiger Küchenmeister bei ihm Quartier nahm und ihm zum Frühstück weiter nichts vergönnte als einen ungeschmälzten Roggenmehlbrei und mittags ein Gericht, das den Preis von 16 Pfennig in keinem Fall übersteigen durfte.

Mit unglaublicher Energie begann er zunächst, Englisch zu lernen. Bei seinen dienstlichen Gängen hatte er fortwährend ein Buch in der Hand; die Straße, der Vorraum im Postamt, die Wartestube in den Geschäftshäusern mußten ihm das Studierzimmer ersetzen. Um sich eine gute englische Aussprache anzugewöhnen, besuchte er Sonntags die englische Kirche und sprach dem Prediger leise jedes Wort nach. Durch beständige Übung im Auswendiglernen stärkte er sein Gedächtnis so, daß er zwanzig enggedruckte Seiten englischer Prosa ohne Stocken hersagen konnte, wenn er sie nur dreimal durchgelesen hatte. Ganze umfangreiche, englische Werke lernte er auswendig, um sich in der fremden Sprache recht zu befestigen. Oft verscheuchte der Lerneifer den Schlaf von seinen Augen, so daß er die ganze Nacht hindurch lernte, mindestens aber in wachen Stunden. Nach einem halben Jahre sprach er englisch so gut wie deutsch!

Jetzt ging er ans Französische mit gleichem Eifer und gleichem Erfolge. Nach sechs Monaten las und sprach er es gewandt. In je sechs weiteren Monaten erlernte er dann die holländische, italienische, spanische und portugiesische Sprache, so daß er sie nicht nur fließend sprechen, sondern gleich der englischen und französischen auch richtig lesen und schreiben konnte. Trotz der gewaltigen Anstrengungen verlor sich sein Brustübel binnen Jahresfrist gänzlich und kehrte auch nicht wieder.

Da seiner Firma ein russischer Korrespondent fehlte, wollte er auch

noch Russisch lernen! In ganz Amsterdam aber war niemand, der Unterricht in der russischen Sprache hätte erteilen können. „Es muß auch ohne Lehrer gehen“, meinte Schliemann. Und es ging wirklich, wenn auch mit großer Mühe. Mit Hilfe einer alten Grammatik und eines Lexikons kam er bald so weit, daß er kleine Aufsätze fertigen konnte, die er dann auswendig lernte. Schon nach sechs Wochen schrieb er einen russischen Brief an einen Geschäftsfreund der Firma in Moskau. Und als bald darauf zwei russische Kaufleute nach Amsterdam kamen, da konnte sich Schliemann fließend mit ihnen in ihrer Muttersprache unterhalten.

Von welchem Nutzen war dies für seine Prinzipale! Sie überschütteten ihn dafür mit Vertrauen und Anerkennung und schickten ihn nun als ihren Vertreter nach Petersburg. Hier war er mit so großem Erfolg tätig, daß seine Prinzipale seine Stellung vollkommen selbständig machten.

Nun begann er auch, kaufmännische Geschäfte auf eigene Hand zu machen. Und so sehr war er dabei vom Glücke begünstigt, daß er sich schon bald in die Gilde der Großhändler einschreiben lassen konnte.

Seit Jahren war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, seinen Sprachenschatz noch um die griechische Sprache zu vermehren, für die er von jeher eine wahre Begeisterung im Herzen trug. Nun warf er sich mit Hilfe guter Lehrer mit unbeschreiblichem Fleiß zunächst auf das Studium des Neugriechischen. Schon nach sechs Wochen beherrschte er diese Sprache! Hierauf ging er unverzüglich zur Erlernung des Altgriechischen über. Nach drei Monaten schon konnte er den Homer lesen! Mit andächtiger Begeisterung versenkte er sich immer und immer wieder in das unsterbliche Werk. Doch setzte er das Studium des Altgriechischen noch volle zwei Jahre fort, bis es fast keinen griechischen Schriftsteller mehr gab, den er nicht gelesen und studiert hatte. Dann nahm er das Studium der lateinischen Sprache, das von seiner Schulzeit bis jetzt, also fast fünfundzwanzig Jahre, geruht, wieder auf.

Bei all diesen Studien aber setzte er die kaufmännischen Geschäfte mit Erfolg fort. Sie sollten ihm ja zu den Mitteln verhelfen, durch die er seinen eigentlichen Lebenszweck zu erreichen hoffte: — die Ausgrabung Trojas!

Franz Otto.

46. Karl Godulla.

In dem Dorfe Makoschau bei Zabrze lebte vor mehr als hundert Jahren ein armer Tagelöhner namens Godulla. Er wohnte mit Weib und Kindern am Rande des Ortes in einem baufälligen, mit Stroh gedeckten Holzhäuschen. Dichte Wälder dehnten sich rings um das Dorf; denn Hütten und Gruben gab es damals noch nicht. Daher war der Verdienst auch sehr gering, und oft wußten die Eltern am Abend nicht, was sie den Kindern am anderen Tage zu essen geben sollten.

Da kehrte zur Not ein anderer böser Gast in das Tagelöhnerhaus ein: die Krankheit. Die Cholera, die damals Oberschlesien verheerte, raffte in ganz kurzer Zeit Vater, Mutter und Kinder hinweg. Nur eins blieb am Leben: der elfjährige Karl, der 1781 geboren war. Ganz verwaist stand er da. Niemand nahm sich seiner an; denn jeder fürchtete, durch seine Berührung auch von der furchtbaren Krankheit befallen zu werden. Traurig schnürte da der Knabe seine geringen Habseligkeiten in ein Bündel zusammen und wanderte hinüber nach Polen, wo er Verwandte hatte. Zwei Jahre hindurch hütete er dort das Vieh auf dem Felde. Da trieb ihn das Heimweh wieder nach Oberschlesien zurück. In seinem Heimatdorfe fand er aber auch jetzt kein Unterkommen. Darum wanderte er weiter und kam eines Abends müde und hungrig in einem Gasthause zu Tost an. Er bat um Herberge, und mitleidige Menschen gewährten sie ihm.

Durch allerhand kleine Dienstleistungen suchte der fleißige Knabe die Güte zu vergelten. Er half den Knechten und Mägden bei ihren Arbeiten, und der Wirt bemerkte bald, daß in dem bescheidenen Knaben ein kluger Sinn wohne. Er mietete ihn als seinen Pferdejungen, und selten hat ein dreizehnjähriger Knabe seine Pflicht so gut erfüllt wie Karl Godulla. Nicht nur der Wirt und das Gesinde des Hauses gewannen ihn lieb, sondern auch die Gäste, die in dem Wirtshause ansprachen.

Da kehrte eines Tages der Graf Ballestrem in dem Gasthause ein. Schnell war der Knabe auch hier bei der Hand und half dem Grafen beim Aussteigen und dem Kutscher beim Besorgen der Pferde. Dem Grafen fiel der geweckte und flinke Knabe auf, und er beobachtete ihn aufmerksam. Das entging dem Wirt nicht, und er erzählte dem Grafen die traurige Lebensgeschichte des Knaben. Es sei schade, meinte er, daß der Knabe keine bessere Schule besuchen könne, denn da würde ein tüchtiger Mensch aus ihm werden.

Der Graf fand Gefallen an dem Knaben, nahm ihn sogleich mit sich auf sein Schloß Plawniowitz und ließ ihn mit seinen Söhnen zusammen unterrichten. Dann gab er ihn zu einem tüchtigen Förster in die Lehre; denn Karl wollte Forstmann werden. Er nahm seinen Dienst mit großer Treue wahr, und die zahlreichen Wilddiebe merkten bald, daß der junge Forstlehrling ihnen auf den Fersen war und die Übeltäter zur verdienten Bestrafung brachte. Da schwuren sie ihm Rache, überfielen ihn im finsteren Walde, schlugen ihn halbtot und banden ihn an einen Baum, die Füße nach oben. Er wäre sicher ums Leben gekommen, wenn man ihn nicht alsbald gefunden und aus seiner verzweifelten Lage befreit hätte. Aber ein Bein und ein Arm waren gebrochen und heilten trotz aller ärztlichen Kunst so schlecht, daß Karl Godulla zeitlebens ein Krüppel blieb.

Mit dem Forstfache war es jetzt aus. Aber der junge Mann verlor den Mut nicht. Er erlernte die Landwirtschaft, und zwar so gründlich, daß

es ihm bald gelang, ein ganz verwahrlostes Gut des Grafen bei Ruda zu einer Musterwirtschaft zu machen.

In jener Zeit — es war in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts — hatte die oberschlesische Industrie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Überall entstanden Steinkohlengruben und Eisenhütten. Ruberg hatte gefunden, wie man aus den Zinkerzen bequem reines Zink herausschmelzen könne. Sogar das in vielen Eisenschlacken enthaltene Zink verstand er herauszugewinnen. Diese Erfindung ließ dem jungen Godulla keine Ruhe. Auf dem Gute bei Ruda, das er bewirtschaftete, befand sich eine große Schlackenhalde; es hatte dort einmal ein Hochofen gestanden. Godulla beschaffte sich allerlei chemische Apparate und lernte sie gebrauchen. Tag und Nacht arbeitete er unverdrossen in seiner Wohnung, untersuchte die Eisenschlacken und stellte nach langem Bemühen fest, daß auch in ihnen noch viel Zink enthalten wäre. Nun kaufte er von dem Grafen die Halde für ein sehr geringes Geld, trat mit Ruberg in Verbindung und schmolz die Schlacke noch einmal aus. Er soll dabei so viel Zink gewonnen haben, daß ihm fünfzigtausend Taler Reingewinn übrigblieben. Dieses Geld bildete den Grundstock zu dem großen Reichtum, den Godulla später erlangte. Jetzt veranlaßte er seinen Brotherrn, den Grafen Ballestrem, zum Bau von Zinkhütten, deren Leitung Godulla selbst übernahm. Da aber der Zinkhüttenbetrieb nur gedeihen konnte, wenn man eigene Erze besaß, so suchte man Galmeigruben zu erwerben. Das war nicht leicht; denn sobald man irgendwo dieses Zinkerz durch Bohrungen festgestellt hatte, fanden sich Nachbarn, die auch ein Anrecht darauf haben wollten. Es bedurfte großer Klugheit und eines rastlosen Fleißes, um alle Widerstände zu besiegen. Aber Godulla besaß beides, und seine Gegner, die ihn seiner Tüchtigkeit wegen bereits zu fürchten begannen, konnten nichts gegen ihn ausrichten.

Durch Kauf und Vergleich erwarb er die Hälfte der Förderung der Mariagrube in Miechowitz und Anteile an den Galmeigruben bei Scharley. Diese Unternehmungen warfen reichen Gewinn ab; denn man war nun nicht mehr auf den guten Willen der Erzverkäufer angewiesen. Graf Ballestrem zeigte sich dadurch erkenntlich, daß er Godulla, der ihm solchen großen Nutzen brachte, eigene Anteile an den Zinkhütten und -gruben schenkte. Dadurch vergrößerte sich auch der Besitz Godullas immer mehr, und er begann nun, auf eigene Rechnung sich an Unternehmungen zu beteiligen. Er gründete Hütten, Erz- und Kohlengruben und beteiligte sich an solchen, die schon bestanden.

Was er anfing, gelang. Das lag nicht nur daran, daß er bei seinen Unternehmungen Glück hatte, sondern er ging mit großer Vorsicht und Klugheit zu Werke und wußte stets den richtigen Zeitpunkt abzupassen. Er ließ sich nicht ohne Überlegung auf jedes Unternehmen ein, wie waghalsige

Leute, die mit Gewalt reich werden wollen. Er prüfte vielmehr stets, ob seine Mittel für ein Geschäft, das er machen wollte, auch ausreichten. Er zahlte stets bar, konnte daher immer am billigsten kaufen und am schnellsten zugreifen. Es kam fast nie vor, daß eine seiner Unternehmungen fehlschlug und Schaden brachte.

Daher wuchs sein Reichtum gewaltig und zählte zuletzt nach Millionen. Der „Zinkkönig" Oberschlesiens besaß bei seinem Tode zwei große eigene Zinkhütten, war an zwei anderen stark beteiligt sowie an neunzehn Erz- und vierzig Steinkohlengruben. Dazu gehörte ihm ein Landbesitz von fast siebentausend Morgen, nämlich die Rittergüter Schomberg, Orzegow, Bobrek und Bujakow. Er war der reichste Mann Oberschlesiens und besaß schöne Schlösser auf seinen Gütern. Dennoch lebte er bis an sein Ende in einem kleinen anspruchslosen Häuschen in Ruda in größter Einfachheit und Einsamkeit. Sein Leben war ganz der Arbeit gewidmet, und dadurch ist er einer der Männer geworden, denen die oberschlesische Industrie mit ihren vielen tausend Arbeitern ihr Aufblühen zu verdanken hat. Soviel Arbeit er aber von sich selbst forderte, so verlangte er auch von seinen Beamten und Arbeitern strengste Pflichterfüllung. Vor allem waren ihm die Trunksucht und das Lotterleben verhaßt, und wo er die antraf, konnte er mit eiserner Strenge eingreifen.

Bei aller seiner Arbeit aber vergaß er nicht den Dank gegen seinen Wohltäter, den Grafen Ballestrem. Bis zu seinem Tode hat er ihm und seinen Kindern nicht nur mit treuem Rate zur Seite gestanden, sondern sogar den gesamten Besitz des Grafen mitverwaltet. Dabei fand er auch noch Zeit, seine Kraft der Verwaltung von Gemeinde, Kreis und Staat zur Verfügung zu stellen, und bekleidete lange Jahre mehrere Ämter. Und was er in die Hand nahm, war gut versorgt.

Godulla war ein ernster, verschlossener Mann. Selten sah man ihn lachen. Seine finsteren Züge, seine unschöne, verkrüppelte Gestalt, die nächtlichen Arbeiten in seiner chemischen Werkstatt und seine beispiellosen Erfolge brachten das unwissende, abergläubische Volk der damaligen Zeit zu dem törichten Glauben, daß er mit geheimen Zaubermächten in Verbindung stehe.

Im Jahre 1848 brach in Oberschlesien abermals die Cholera aus. Godulla hatte noch aus der Jugendzeit eine große Furcht vor dieser Krankheit. Er wollte ihr entfliehen und reiste nach Breslau. Aber es nützte nichts. Die Krankheit, der er als Kind entgangen war, holte ihn ein, und er starb daran gleich nach seiner Ankunft in Breslau. Seine Gebeine ruhen jetzt unter der neuen Kirche zu Schomberg.

Robert Kurpiun.

47. Die unterirdische Stadt.

Voll fein verteilten Kohlenstaubes ist die Luft. Mit schwärzlich grauer Farbe hat er die Schauseiten und Dächer der Häuser überzogen und trübt das helle Blinken der Fenster. Er liegt auf Straßen und Wegen, Bäumen und Sträuchern, auf Blättern und Blüten. Die Rauchsäulen der Schlote und Essen, die bei der stillen Luft kerzengerade in die Höhe steigen, tragen einen Himmel von unsäglich traurigem, stets gleichmäßig schmutzigem Grau. Wir sind im Kohlengebiet.

Wie bissige Hunde liegen die Kohlenzechen[1] über ihrem unterirdischen Besitze. Man merkt, sie sind hier die Herren. Trotzig ragen die hohen Schachttürme in die dunstige Luft, und um sie herum ballen sich die Gebäude der Maschinen- und Kesselhäuser, der Bunker[2] und Scheidungsanlagen[3] zu einem festen, massigen Komplex. So liegen sie mitten in den Städten. Und alle Häuser um sie herum, Arbeiterkasernen und Beamtenwohnungen, Kaufläden und Wirtshäuser, verkriechen sich gleichsam vor ihrer überlegenen Wucht und Größe. Wo ein Neubau etwa mit prunkender Schauseite sich hervortun will, ein Gasthaus oder eine Vergnügungsstätte, da wirkt er nur lächerlich der einförmigen aber eindringlichen Gewalt der Werkanlagen gegenüber. Und der Kohlenstaub hat ihm sein bißchen bunten Putz bald zugedeckt.

Es ist die Zeit des Schichtwechsels. Vor den Toren der Zechen drängen sich die Scharen der Arbeiter in dunklen, unansehnlichen Kleidern. Stetig und gleichmäßig schlucken die Gruben den lebendigen Strom ein. Unaufhörlich geht der Betrieb, Tag und Nacht; er kennt keine Unterschiede zwischen Werktag und Feiertag. Dreimal in vierundzwanzig Stunden erneut sich die Belegschaft. Dreimal täglich fahren frische Bergleute ein, während die alten müde und schmutzig ihren Wohnungen zueilen.

Vor der Einfahrt wechseln wir die Kleider. Hose und Rock aus grobem, festem Tuch, dazu derbe Schuhe und ein alter Filzhut. Der Geologenstock mit der stählernen Spitze, das Steigerabzeichen, vervollständigt den Anzug. Ihn trägt jeder, der kein Arbeiter ist. Er ist das einzige Abzeichen der Vorgesetzten im Dunkel der Grube, wo der schwarze Staub alle Standesunterschiede verwischt.

Dicht vor uns erhebt sich jetzt der feste Schachtturm. Auf seinem Dache kreisen in einander entgegengesetztem Laufe zwei gewaltige stählerne Räder. Über sie laufen Drahtseile, deren eines Ende in den Schacht hinunterreicht, während das andere schräg nach abwärts läuft und in der Seitenwand eines hohen Hauses verschwindet. Dies ist das Förderhaus. Hier liegt die Fördermaschine. Blinkend liegen zu beiden Seiten ihre Zwillingszylinder, zwischen ihnen die gewaltige Seiltrommel. Vor ihr ist der Stand des Maschinisten. Soeben steht die Maschine. Da ertönt ein Glocken-

zeichen, und der Führer rückt den Hebel. Pfeifend strömt der Dampf aus den Ventilen in die Zylinder. Wie mit gewaltigem Atemzuge setzt die Maschine an. Langsam beginnt die Seiltrommel sich zu drehen, das eine Seil auf-, das andere abzuwickeln. An den Seilen hängen die Förderschalen, von denen die volle jetzt in die Höhe steigt, während gleichzeitig die leere sinkt. Rascher und rascher beginnt die Maschine zu laufen. Rasselnd fahren die Kolbenstangen hin und her, während die Seile sich in sausendem Schwunge um die Trommel schwingen. Der Maschinist hat die Augen auf den Teufenzeiger[4] gerichtet. Dies ist eine hohe Latte mit Maßeinteilung, an der zwei Zeiger auf- und abgleiten, die den jeweiligen Stand der Förderschalen anzeigen. Immer rascher gleitet der eine Zeiger an der Stange hinab, 300 m, 400 m, 500 m.

Der Führer beginnt den schwindelnden Fall zu mäßigen, 600 m, 650 m. Der Zeiger bleibt stehen, die Grubensohle ist erreicht. Nach einem kurzen Augenblick der Ruhe ertönt ein neues Signal, und in umgekehrter Reihenfolge beginnt dasselbe Spiel von vorne.

Der Schachtturm ist der Mittelpunkt der Zeche. Strahlenförmig laufen von ihm alle Linien aus, auf denen die Kohle weitergeführt wird, zu den Scheidungsanlagen, wo sie von dem tauben Gestein, den „Bergen“, befreit, zu den Kohlenwäschen, wo sie gewaschen und gereinigt wird, weiter zu den Bunkern und Hebern, um in Wagen und Kähne verladen zu werden.

Im ersten oder zweiten Stockwerk mündet der Schacht. Ein trüber Dämmer herrscht in dem niedrigen Raum; denn die Luft ist voll Kohlenstaub, der die Fenster dicht verschleiert. Donnernd sausen die Förderkörbe auf und nieder. Über den mit Eisenplatten belegten Fußboden rattern die niedrigen Karren, die in ununterbrochener Folge auf die abwärtsgehenden Plattformen geschoben werden, während auf der anderen Seite nervige Arme gespannt sind, bereit, die vollen Karren dem Schachte beim ersten Erscheinen an der Oberfläche zu entreißen.

Ein Höllenlärm herrscht, in dem die Rufe der Arbeiter wie kurze, abgerissene Schreie klingen. Unaufhörlich schluckt der Berg die leeren Karren, unermüdlich speit er schwarze Kohle aus. Jeder Mann ist eingespannt in das ungeheure, schwingende Gefüge, kein Arm darf erlahmen, um nicht die ganze Maschine zum Stocken zu bringen. Ein einziger Gedanke nur scheint alle diese schwarzen, schwitzenden Gestalten zu beseelen. Ein einziger Ton dringt aus dem Brausen und Lärmen wie immerwährender Gleichklang: Fördern, Fördern, Fördern!

Unser Kommen unterbricht auf einen Augenblick den Betrieb. Der Aufseher am Schacht verständigt durch ein Signal den Fördermaschinisten von der „Personeneinfahrt“, damit er die Maschine langsam laufen läßt; denn eine Einfahrt mit der Geschwindigkeit der Kohlenkarren könnte uns übel bekommen An Stelle leerer Karren nehmen wir jetzt Platz. Der

Raum ist nur schmal und eng und so niedrig, daß man tiefgebückt kauern muß. Dann geht es abwärts. Es geht immerhin noch rasch genug. Man muß den Mund offen halten, um die Unterschiede im Luftdruck auszugleichen. Ohne Schutz gleiten wir dicht an der feuchten Wand des Schachtes hinab, die im trüben Lampenlicht gespenstisch schimmert. Mit zunehmender Tiefe wird die Feuchtigkeit größer. Das Wasser tropft an der Schachtwand herab und verdichtet sich zu einem feinen Regen, der unsere Kleider durchnäßt. Weiter und weiter geht die Fahrt. Licht schimmert auf. Ohne Halten gleiten wir daran vorbei. Es war eine höher gelegene Strecke. Zum zweiten Male leuchtet es auf. Die Fahrt verlangsamt sich, und mit einem federnden Ruck sitzt der Korb auf. Wir sind auf der Schachtsohle angelangt und treten in ein geräumiges, von Glühlampen erleuchtetes Gewölbe. Vor dem Aufzug drängen sich Menschen und Karren. Rasch geht es weiter, die Strecke entlang. Der Gang wird enger und niedriger. Die elektrischen Birnen hören auf; nur die Berglampen werfen einen matten Schein.

Hinter uns erstirbt alles Geräusch wie ein im Sand versickerndes Bächlein. Gleichmütig geht der führende Steiger voran in Schweigen und Einsamkeit. Da überschleicht den Neuling wohl ein seltsames Gefühl, ein mit Grauen gemischtes Staunen vor dieser ungeheuren, unterirdischen Stadt, deren Größe er nur ahnen kann, wie sie jetzt durch zahllose Gänge schreiten, während rechts und links Straßen abzweigen, die wie dunkle Öffnungen zu beiden Seiten gähnen. Unwillkürlich wirft er einen Blick auf die Lampe, seinen getreuen Gefährten in der Finsternis, ob sie wohl noch hell und freundlich brenne.

Ermüdend ist die schier endlose Wanderung, besonders wenn sich der Stollen senkt und so niedrig wird, daß man nur gebückt vorwärts schreiten kann, was man erst nach einigen schmerzhaften Berührungen des Kopfes mit der felsigen Decke lernt.

Endlich tauchen aus dem Dunkel vor uns Lichter auf. Stimmengewirr klingt ans Ohr. Noch wenige Schritte, und wir stehen vor einigen Arbeitern. Die ersten Menschen wieder nach langer einsamer Wanderung! Unwillkürlich drängt sich das „Glück auf“, der uralte Bergmannsgruß, auf die Lippen, und man fühlt das gemeinsame Band, das alle die umschlingt, die hier unter der Erde arbeiten. Wir sind „vor Ort“, an der Stelle, wo die Kohle gewonnen wird. Die „Kohlenhauer“ vor uns sind gerade dabei, einen „Schram“ herzustellen. Mit der Keilhaue wird ein tiefer, wagrechter Schlitz in die Kohle geschlagen. Hier hinein wird Sprengstoff getan, und die Arbeiter ziehen sich zurück. Nach der Sprengung wird die gelöste Kohle vollends losgebrochen.

Ist das Flöz[5] so „mächtig“ wie hier, daß die Arbeiter bequem aufgerichtet arbeiten können, so ist die Arbeit, zumal bei guter Wetterführung und der jetzt in Deutschland gesetzlich eingeführten Arbeitszeit, ganz er-

träglich. Sind jedoch „schlagende Wetter“, das heißt leicht entzündliche Gase zu fürchten, so müssen die Sprengungen unterbleiben. Die Kohle ist dann nur mit der Keilhaue und mit „Schlegel und Eisen“ zu lösen. Wenn das Flöz nur von geringer „Mächtigkeit“ ist, so muß die Arbeit im Knien oder gar im Liegen verrichtet werden; denn es wäre unvorteilhaft, den Stollen in voller Manneshöhe durch das darunter und darüber liegende „taube Gestein“[6] vorzutreiben. Da erreicht oft die Temperatur eine unerträgliche Höhe. Die Lungen können nur mühsam aus der dicht mit Kohlenstaub geschwängerten Luft den nötigen Sauerstoff ziehen. Ihrer Kleider entledigt, kauern und liegen die Arbeiter vor der Kohle, in den unbequemsten Stellungen die Keilhaue schwingend, die nackten, glänzendschwarzen Leiber triefend von Schweiß.

Die vom „Häuer“ gelöste Kohle wirft der „Schlepper“ in den Karren, den „Hund“, den er zur nächsten „Förderstrecke“ schiebt. Hier werden die einzelnen Karren aneinandergekoppelt und in langen Zügen von Pferden zum „Füllort“, dem Endpunkt des Schachtes, geschleppt.

Eben kommt von dort ein Zug leerer „Hunde“ an, davor der mächtige Umriß des ziehenden Pferdes, der im gespenstischen Dämmer der Grubenlampen den ganzen Raum des Stollens ausfüllt. Auch hier ist das Pferd des Menschen treuer, bis jetzt unentbehrlicher Gefährte.

Da das Einfahren der Pferde naturgemäß mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, bleiben sie meist bis zu ihrem Tode unten. In der ständigen Dunkelheit erblinden sie oft. Ein trauriges Los, von dem sie freilich bald die Maschine erlösen wird.

Mehr und mehr ersetzen Maschinenvorrichtungen, Ketten- und Seilförderung, Benzin- und elektrische Lokomotiven die tierische Zugkraft, so daß in nicht allzu ferner Zukunft der letzte unterirdische Pferdestall leerstehen wird.

Weiter führt uns der Weg. War bis jetzt der Stollen trocken, so werden nun die Wände feucht, Wasser beginnt herabzutropfen und sich zu unseren Füßen zu sammeln. Bald rauscht uns zur Seite ein kleiner Bach, über den wir auf Brettern hinwegturnen müssen, oft bis tief über die Knöchel im Wasser.

Das aus höheren Gesteinsschichten in die Grubenbaue sickernde Wasser bildet eine große Unbequemlichkeit, oft eine Gefahr. Sollen die Gruben nicht „ersaufen“, so muß das Wasser ständig entfernt werden. Zu diesem Zweck leitet man es durch die „Sumpfstrecken“ zum „Sumpfe“, einer Vertiefung des Schachtes, aus dem es mittels gewaltiger Pumpen, den sogenannten „Wasserhaltungsmaschinen“, an die Erdoberfläche gepumpt wird.

Oft liegen die Wasserhaltungsmaschinen unterirdisch in einem niedrigen, ausgemauerten Raume. Hier ist es drückend schwül. Trübe brennen

an der gewölbten Decke die Glühlampen, und das Stöhnen und Schluchzen der Pumpe bildet einen eigentümlichen Gegensatz zu der sonstigen Stille in der unterirdischen Stadt.

Jedes Bergwerk hat verlassene, nicht mehr benützte Gänge und Strecken, den „alten Mann". Hier stehen oft noch „Fahrten", wie sie früher allgemein benutzt wurden.

Diese „Fahrten" sind ein Überbleibsel aus der guten alten Zeit. Es sind Leitern, die in engen Schächten senkrecht in die Höhe führen. Am Ende jeder Leiter ist eine winzige Plattform, mittels der man auf die nächste übertritt.

Mit gelindem Grauen denkt man der Zeiten, als diese unbequemen Leitern von den Arbeitern noch täglich zum Ein- und Ausfahren benutzt werden mußten. In der dumpfen, stickigen Luft bedeutet das Klettern eine schwere körperliche Anstrengung. Dabei sind die Schächte so schmal, daß der Körper sie fast völlig ausfüllt und ein Übertreten von einer Leiter auf die andere nur mit Schwierigkeiten möglich ist.

Das Betreten des „alten Mannes" ist nicht ungefährlich. Um die Zimmerung nochmals verwenden zu können, wird sie entfernt. Die wenigen stehengebliebenen „Stempel"[7] knicken dann oft wie Streichhölzchen, und mit Donnergepolter bricht die Decke herein. Wo man sich der Gefahr solcher Einstürze nicht aussetzen kann oder will, müssen die durch die ausgebrochene Kohle entstandenen Hohlräume ausgefüllt werden. Man benutzt dazu taubes Gestein, das möglichst bis zur Decke aufgefüllt wird, Senkungen aber nicht immer verhindern kann. Man nennt dies „Versetzen".

Eine vorzügliche Methode ist der neuzeitliche „Spülversatz". Sand und Schotter[8] wird in Röhren durch einen stark gepreßten Wasserstrom zur Versatzstelle geleitet.

Es verlohnt sich, die Sache näher anzusehen, wenn es auch ein wenig unbequem ist. Über den bereits aufgeschütteten Versatz kriecht man vor. Unter einem rinnt das Wasser ab. Immer höher steigt der schlammige Berg, so daß man bald auf dem Bauche über Nässe und Schmutz sich fortbewegen muß. Neben seinem Körper fühlt man wie einen lebendigen, blutpulsierenden Leib das Rohr, in dem der Versatz mit 10 Atmosphären Druck vorwärts gepreßt wird. An seiner Ausflußstelle beleuchtet die Lampe ein in seiner Eigenart großartiges Bild. Aus der Rohrmündung schießt in den niedrigen Raum ein mächtiger, schmutziger Strom von Sand und Wasser unter donnerndem Brausen; und ein beklemmendes Gefühl beschleicht auch den Mutigen bei dem Gedanken, daß die Stelle, wo man jetzt hält, schon nach wenigen Minuten von der schlammigen Masse angefüllt wird.

Unsere Wanderung hat Stunden gedauert. In der ungewohnten Luft macht sich die Ermüdung doppelt geltend. So drängen wir zur Rückkehr.

Freudig erkennen wir einzelne Gänge und Wege wieder und begrüßen die uns entgegenkommenden Karrenzüge. Am Füllort erscheint uns das Leben und Treiben schon vertraut. Dann geht es aufwärts. Mit einem Ruck hält der Korb. Blinzelnd kriechen wir heraus. Es ist derselbe dumpftrübe Raum, von dem aus wir eingefahren, aber uns erscheint er hell. Es ist doch Licht, helles, wirkliches Tageslicht.

Colin Roß.

48. Das hat uns der Südwest getan. . . .

1. Das hat uns der Südwest getan . . .
acht Kutter sind geblieben!
Zwei Jahre Zinsen standen an,
die hat er eingetrieben.

2. Nun kommt das dunkle Trauerkleid,
nun schleichen Not und Sorgen,
der Finkenwärder Deich trägt Leid,
und grau ist unser Morgen.

3. Die braunen Segel hängen tot,
die Flagge will nicht wehen . . .
Im Westen steht ein Abendrot,
das sieht uns stadtwärts gehen . . .

Gorch Fock.

49. John Maynard.

John Maynard!
„Wer ist John Maynard?"
„John Maynard war unser Steuermann,
aushielt er, bis er das Ufer gewann,
er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard." —

Die „Schwalbe" fliegt über den Erie-See,
Gischt schäumt um den Bug wie Flocken von Schnee;
von Detroit fliegt sie nach Buffalo, —
die Herzen aber sind frei und froh,
und die Passagiere mit Kindern und Fraun
im Dämmerlicht schon das Ufer schaun,
und plaudernd an John Maynard heran
tritt alles: „Wie weit noch, Steuermann?"
Der schaut nach vorn und schaut in die Rund':
„Noch dreißig Minuten . . . Halbe Stund'."

Alle Herzen sind froh, alle Herzen sind frei —
da klingt's aus dem Schiffsraum her wie Schrei!
„Feuer" war es, was da klang,
ein Qualm aus Kajüt' und Luke drang,
ein Qualm, dann Flammen lichterloh —
und noch zwanzig Minuten bis Buffalo.

Und die Passagiere buntgemengt,
am Bugspriet stehn sie zusammengedrängt,
am Bugspriet vorn ist noch Luft und Licht,
am Steuer aber lagert sich's dicht,
und ein Jammern wird laut: „Wo sind wir? Wo?"
Und noch fünfzehn Minuten bis Buffalo.

Der Zugwind wächst, doch die Qualmwolke steht,
der Kapitän nach dem Steuer späht,
er sieht nicht mehr seinen Steuermann,
aber durchs Sprachrohr fragt er an:
„Noch da, John Maynard?"
„Ja, Herr, ich bin."
„Auf den Strand! In die Brandung!"
„Ich halte drauf hin."
Und das Schiffsvolk jubelt: „Halt aus. Hallo!"
Und noch zehn Minuten bis Buffalo.

„Noch da, John Maynard?" Und Antwort schallt's
mit ersterbender Stimme: „Ja, Herr, ich halt's."
Und in die Brandung, was Klippe, was Stein,
jagt er die „Schwalbe" mitten hinein,
soll Rettung kommen, so kommt sie nur so.
Rettung: der Strand von Buffalo. —

Das Schiff geborsten. Das Feuer verschwelt.
Gerettet alle. Nur einer fehlt! —

Alle Glocken gehn; ihre Töne schwell'n
himmelan aus Kirchen und Kapell'n,
ein Klingen und Läuten; sonst schweigt die Stadt,
ein Dienst nur, den sie heute hat:
Zehntausend folgen oder mehr,
und kein Aug' im Zuge, das tränenleer.

Sie lassen den Sarg in Blumen hinab,
mit Blumen schließen sie das Grab,
und mit goldner Schrift in den Marmorstein
schreibt die Stadt ihren Dankspruch ein:
„Hier ruht John Maynard. In Qualm und Brand
hielt er das Steuer fest in der Hand,
er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard."

Theodor Fontane.

Lichter der Heimat.

Aus der Heimat kommt der Schein.
'S muß lieblich in der Heimat sein.

J. P. Hebel.



Rudolf Schäfer

Mensch, Natur und Gott.

50. Sonnabend im Dorf.

1. Wie heilig ist der Abend heut …
Es kommt auf weichen Wogen
mein Heimwehtag im Festgeläut
der Glocken hergezogen.

2. Denn wie die letzte Glocke schweigt,
erstirbt das Werktagssorgen.
Ein Englein nur im Herzen geigt
den Sonntag ein für morgen.

Karl Ernst Knodt.

51. Deutsche Sonntagsfeier.

Wohl ist es etwas Großes um eine würdige Sonntagsfeier! Wer in Stadt und Dorf das geschäftige Leben der Handwerkstuben und Bauernhöfe betrachtet hat, weiß, was der Sonntag bedeutet. Wenn die sechs Arbeitstage vorhanden sind, dem kleinen Mann praktische Tüchtigkeit und sein Brot zu verschaffen, so ist der Sonntag eingesetzt, seiner Seele Nahrung zu geben, ihn zu erinnern, daß ein Herrgott lebt, daß die Natur schön ist, daß es Menschen gibt, die er liebt und die ihn lieben, daß es gute Bücher gibt, fröhliche Geselligkeit, Freude, Lachen und Genuß. Jedem tätigen Landwirt ist der feierliche Tag mit seinem Glockengeläut, der Ruhe im Hof und Acker so viel wert als die sechs Arbeitstage vorher, denn er weiht ihm die ganze nächste Woche. Seine Gespanne ruhen aus, behaglich stampfen die Pferde im Stalle und knuspern am Heu vornehm und wählerisch, ihre aufgetriebenen Muskeln und geschwollenen Adern glätten sich, und das müde Fleisch quillt wieder kräftig auf unter dem glänzenden Haar. Auch der Zugochs liegt wiederkäuend wie ein vornehmer Herr und brüllt den eintretenden Wirt wohlwollend an, als wollte er sagen: „Guten Mut, Gevatter, seien wir gemütlich, alles übrige werde ich Euch schon besorgen.“

Und das Hofgesinde! Sechs Tage sind sie ernst aneinander vorübergegangen, kurze Worte, ein trockener Scherz war ihre Rede; heut am Sonntag sind sie nicht dieselben Menschen. Zuerst der reine Hemdärmel! Eine

Welt von Selbstgefühl liegt in der weißen, dicken, aufgeblähten Leinwand, welche den muskulösen Arm des Großknechts umschließt. Mit ungeheurem Behagen sieht er auf die reinliche Farbe, während er pfeift, die blaue Tuchjacke säubert und den Kupferbeschlag seines Pfeifenkopfes von Maserholz poliert. Durch die ganze Woche hat die Magd sich auf die Stunde gefreut, wo sie sich hübsch machen und das neue Mieder anlegen wird, heute steht sie glücklich vor der Tür des Gesindehauses....

Sie fühlen sich sauber, sie fühlen sich hübsch, heut gefallen sie und haben selbst Gefallen am Leben.

Tretet in die Taglöhnerhütte nebenan. Die Frau hatte in der Woche wenig Zeit für ihre Wirtschaft, denn sie und ihr Mann haben ihre Arme auf sechs Tage dem Gutsherrn vermietet; das einfache Essen mußte in einer Stunde mit müden Händen bereitet und schnell verzehrt werden, und den Kindern fehlte durch den ganzen Tag die Aufsicht der Mutter. Heute hat die Frau am frühen Morgen Stube und Geschirr gescheuert, jetzt durchflicht sie die Zöpfe des kleinen Mädchens mit schmalem, rotem Bande und sieht dabei, wie hübsch die Augen und rosigen Bäckchen der Kleinen sind. Nach der Kirche wird sie fettdurchwachsenes Schweinefleisch kochen und ihre besten Klöße dazu machen, damit ihr Mann sie lobe. Nachmittags führt sie die Kinder vor den Augen des ganzen Dorfes vorüber zur Großmutter, abends gibt's Eierkuchen; ihr Mann ist kein Säufer, sie wird im Freien mit den Nachbarinnen plaudern und ihn erwarten; er wird bei guter Zeit zu ihr zurückkehren und freundlich gegen sie sein.

Unterdessen steht ihr Hausherr bereits im Sonntagsstaat mit geschwärzten Stiefeln und bedächtigem Gespräch mit einem vorübergehenden Bekannten und überlegt mit ihm, ob es ratsamer sei, die ersparten drei Taler in der Sparkasse oder in einem Ferkel anzulegen; er klopft dabei seinem Jungen auf den blonden Kopf und empfindet sich glücklich als ein ganzer Kerl.

Holder Tag, wo der Arme Selbstgefühl gewinnt, wo der Besitz eines zweiten Hemdes, eines besseren Kleides und das Gefühl der Freiheit von den Mühen des Lebens zuversichtlich, heiter, lebenslustig macht!

Gustav Freytag.

52. Abendlied.

1. Der Mond ist aufgegangen,
die goldnen Sternlein prangen
am Himmel hell und klar;
der Wald steht schwarz und schweiget,
und aus den Wiesen steiget
der weiße Nebel wunderbar.

2. Wie ist die Welt so stille
und in der Dämmrung Hülle
so traulich und so hold
als eine stille Kammer,
wo ihr des Tages Jammer
verschlafen und vergessen sollt!



Ludwig Richter

3. Wir stolzen Menschenkinder
sind eitel arme Sünder
und wissen gar nicht viel;
wir spinnen Luftgespinste
und suchen viele Künste
und kommen weiter von dem Ziel.

4. Gott, laß dein Heil uns schauen,
auf nichts Vergänglich's trauen,
nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
und vor dir hier auf Erden
wie Kinder fromm und fröhlich sein!

5. Wollst endlich sonder Grämen
aus dieser Welt uns nehmen
durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
laß uns in Himmel kommen,
du, unser Herr und Gott!

6. So legt euch denn, ihr Brüder,
in Gottes Namen nieder!
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
und laß uns ruhig schlafen
und unsern kranken Nachbar auch!

Matthias Claudius.

53. Im Gewitter.

Es war merkwürdig am Himmel, drei, vier große Wetter standen am Horizonte, eins drohender als das andere, feurig war ihr Schoß, schwarz und weiß gestreift ihr Angesicht, als ob mit der Nacht der Tod sich gatte, dumpf tosete es. „Dort geht es bös, dort hagelt's," sagte Uli halblaut für sich, „wie angenagelt steht das Wetter, dort hagelt es fast alle Jahre, da möchte ich nicht wohnen, hier durch kommen solche Wetter nicht, der Wirt hat recht. Joggeli hat gesagt, als er die ersten Hosen getragen, da habe es einmal gehagelt, er möge sich noch gar wohl daran erinnern, seither nie

mehr, daß es der Rede wert.“ Indessen schneller wurden unwillkürlich seine Schritte, langsam rückten auch die Wetter herauf am Horizonte, zogen sich rechts, zogen sich links, feindlichen Armeen gleich, die sich bald in der Front, bald in den Flanken bedrohten, es ungewiß lassend, ob und wo sie zusammenstoßen. Das gefährlichste der Wetter zog seinen gewohnten Weg oben ein, da kam von dort her ein ander Gewitter rasch ihm entgegen, stellte seinen Lauf, drängte es ab von seiner Bahn. Gewaltig war der Streit, schaurig wirbelten die Wolken, zornig schleuderten sie einander ihre Blitze zu. Wie zwei Ringer einander drängen auf dem Ringplatze herum, bald hierhin, bald dorthin, rangen die Gewitter am Himmel, rangen höher und höher am Horizonte sich hinauf, und je wilder es am Himmel war, desto lautloser war es über der Erde. Kein Vogel strich mehr durch die Luft, bloß ein Lämmlein schrie in der Ferne. Uli war es bang. „Das kommt bös“, sagte er. „Ich habe es noch nie so gesehen. Da ist ein großer Zorn am Himmel, wenn ich nur daheim wäre. Hageln wird es, so Gott will, nicht; es ist mir wegen Einschlagen, es ließe mir niemand das Vieh heraus. In einer guten Viertelstunde zwinge ich’s.“ Wie er das für sich selbsten sagte, ward er scharf auf eine Hand getroffen. Er zuckte zusammen, sah um sich, sah einzelne Hagelsteine aufschlagen auf der Straße, durch die Bäume zwicken, nur hier und da einer, ganz trocken, ohne Regen, aber wie große Haselnüsse waren die Steine. „Es wird doch nicht sein sollen“, dachte Uli, und sein Herz zog sich zusammen, daß das Blut nicht Platz hatte in demselben, dessen Wände zu zersprengen drohte. Es hörte wieder auf. Uli dachte: „Gottlob, es wird nicht sein sollen, böser hätte es nie gehen können als gerade jetzt, so kurz vor der Ernte, und jetzt bin ich daheim oder so viel als.“ Uli stand auf einem kleinen Vorsprunge, wo der Weg nach der Glungge abging und das ganze Gut sichtbar vor ihm lag; da zwickte ihn wieder was, und zwar mitten ins Gesicht, daß er hoch auffuhr, ein großer Hagelstein lag zu seinen Füßen. Und plötzlich brach der schwarze Wolkenschoß, vom Himmel prasselten die Hagelmassen zur Erde. Schwarz war die Luft, betäubend, sinnverwirrend das Getöse, welches den Donner verschlang. Uli barg sich mühsam unter einem Kirschbaum, welcher ihm den Rücken schirmte, verstieß die Hände in die Kleider, senkte den Kopf bestmöglichst auf die Brust, mußte so stehen bleiben, froh noch sein, daß er einen Baum zur Stütze hatte, weiter zu gehen war eine Unmöglichkeit.

Da stand er nun gebeugt am Baum, in den sausenden Hagelmassen seines Lebens kaum sicher, fast wie an den Pranger gebunden, vor seinen vor kurzem so schön prangenden Feldern, welche jetzt durch die alles vernichtenden Hagelwolken verborgen waren. Uli war betäubt, keines klaren Gedankens fähig, er stand da wie ein Lamm an der Schlachtbank, er hatte nichts als ein unaussprechlich Gefühl seines Nichts, ein Zagen und Beben an Leib und Seele, das oft einer Ohnmacht nahe kam, dann in ein halb



bewußtloses Beten überging. Das Zagen und Beben entstand eben aus dem dunklen Gefühl, daß die Hand des Allmächtigen auf ihm liege. So stand er eine Ewigkeit, wie es ihm vorkam, in Fetzen schien Gott die Erde zerschlagen zu wollen. Da nahm das schreckliche Brausen ab, wie eine milde liebliche Stimme von oben hörte man das Rollen des Donners wieder, sah die Blitze wieder zucken, der Gesichtskreis dehnte sich aus, die Schlacht tobte weiter, die Wolkenmassen stürmten über neue Felder, rasch hörte der Hagel auf, freiern Atem schöpfte wieder der bis zum Tode geängstigte Mensch. Auch Uli hob sich auf, zerschlagen und durchnäßt bis auf die Haut, aber das fühlte er nicht. Vor ihm lag sein zerschlagener Hof, anzusehen wie ein Leichnam, gehüllt in sein weißes Leichentuch, von den Bäumen hing in Fetzen die Rinde, und verderblich rollten die Bäche durch die Wiesen. Aber Uli überschlug den Schaden nicht, schlug die Hände nicht über dem Kopf zusammen, fluchte nicht, verzweifelte nicht. Uli war zerknirscht, war kraftlos an Leib und Seele, fühlte sich vernichtet, von Gottes Hand niedergeschlagen.

Ob er was gedacht habe oder nicht, wußte er nie zu sagen. Er wankte heim, merkte Vreneli nicht, welches weit vom Hause die Knechte regierte, daß sie Einhalt täten den stürmenden Wassern, bis es ihm um den Hals

fiel mit lautem Jubel und sprach: „Gottlob, bist da, nun, wenn du da bist, ist alles wieder gut und gutzumachen. Aber was ich für einen Kummer um dich ausgestanden, das glaubst du nicht. Mein Gott, wo warst in diesem Wetter? Gewiß im Freien und kamst lebendig davon!“ Die freundliche Teilnahme weckte Uli aus der dumpfen Betäubung, doch bloß bis zu den Worten: „Es wäre vielleicht besser anders, mir wäre es wohl gegangen und niemand übel.“ — „Nit, nit,“ sagte Vreneli, „versündige dich nicht. Es ist übel gegangen, viel zu übel; als es am stärksten machte, wollte mir es fast das Herz abdrücken, es war mir, als sollte ich dem lieben Gott zuschreien, was er doch denke. Da fiel mir ein, du könntest im Wetter sein, vom Blitz getroffen werden oder sonst übel zugerichtet. Da war es mir weder um Korn, noch Gras, noch Bäume mehr; es kommt ein ander Jahr, und da wachsen wieder andere Sachen, aber wenn es nur Uli nichts tut, dieser recht nach Hause kommt, so macht alles andere nichts, ward mir. Da faßte ich mich, und sobald man vor Dach durfte, sah ich nach dem Wasser, und siehe, da kamst du daher, und jetzt ist alles gut. Jetzt komm heim, du hast es nötig.“ — „Siehst,“ sagte beim Gehen Uli, „kein Halm steht mehr, kein Blatt ist an den Bäumen, alles am Boden, alles weiß wie mitten im Winter. Was jetzt?“ Er stand still und zeigte Vreneli hin über das Gut. Es bot wirklich einen herzzerreißenden Anblick, sah schaurig aus, ein Schlachtfeld Gottes, wo seine Hand über den Saaten der Menschen gewaltet. Unwillkürlich tränten Vrenelis Augen, und seine Hände falteten sich, aber es suchte sich stark zu machen, es sagte: „In Gottes Namen, es sieht schrecklich aus, aber denk, Gott hat es getan, wer weiß warum? Wir müssen es nehmen, wie er es gibt, er, der uns geschlagen hat, kann uns auch helfen, mit Kummern und Klagen richten wir nichts aus. Denk, wie es heißt: Sorget nicht für den morgenden Tag, es ist gut, daß jeder Tag seine eigene Plage habe.“ — „Das steht schon geschrieben, aber wer kann es so nehmen?“ sagte Uli, „b'sunders ...“ Doch Vreneli fiel ihm ins Wort und sagte: „Nit, nit, Uli, immer denken muß man so, dann kommt es einem auch so ins Herz, und man weiß nichts mehr anders.“

Jeremias Gotthelf.

54. Der Mönch von Heisterbach.

Einmal vor vielen Jahren saß ein junger Mönch zu Heisterbach vor seinem Psalter und grübelte den letzten Dingen nach und konnte nicht verstehen, was da geschrieben stand: Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

Weil ihm heiß geworden war in Grübelei und Seelennot, ging er in den Klostergarten, wo die Frühlingslüfte kühl um seine Ohren wehten. Da hörte er Gesang von einem Vogel, voll und schmelzend wie von einer Flöte, so daß er alle Grübelei vergaß und durch den Garten hin und her

dem wunderbaren Vogel folgte, der nur ein unscheinbares Tierchen war und rasch von Baum zu Baum sich schwingend stets wieder andern Gesang anhob. Zuletzt flog er auf einen Tannenbaum jenseits der Mauer, und weil das Klosterpförtchen offen stand, da folgte ihm der junge Mönch auch da und ließ sich in den Frühlingswald hinunterlocken bis tief in eine Brombeerschlucht, wo eine Quelle wie ein Brunnen in ihrem eigenen Wasser stand und von den Sonnenstrahlen glühte.

Auf einmal aber ging die Sonne unter, der Vogel schwieg, und eine Kühle stieg aus dem Gebüsch. Er wollte fröstelnd zurück, jedoch die Brombeerranken hängten sich in seine Kutte, daß er mühsam aus der Schlucht und in der Dämmerung erst ins Kloster kam. Da war das Gartenpförtchen schon geschlossen, er mußte um die Mauer her den Umweg ans Haupttor machen. Beschämten Sinnes wollte er die Glocke ziehn und fand den Griff nicht mehr und klopfte schließlich an wie ein Fremder.

Er sprach den Pförtner gleich demütig an, daß er zu spät gekommen wäre, und wollte schnell an ihm vorbei. Der aber trat ihm in den Weg und sah ihm forschend ins Gesicht; da merkte er, daß es ein anderer Pförtner war, und weil der hitzig wurde, hieß er ihn mit zum Abt hinübergehn. Auch dieser aber war ein Fremder, und als er zweifelnd die getäfelten Wände sah, die er doch kannte: sah er vom Licht der Kerzen in den kleinen Scheiben sein eigenes Bild mit weißem Bart und Haar und fühlte, daß sein Rücken ihm krumm geworden war wie einem alten Mann. Da hielten ihn die Füße nicht mehr länger, sie mußten ihn auf einen Sessel leiten, wo er die Brüder kommen sah, einen nach dem andern, und keinen kannte er und keiner ihn. Und als er zitternd seinen Namen nannte, holten sie das alte Klosterbuch und fingen an zu blättern, weit zurück, und fanden keinen seines Namens in drei Jahrhunderten; der letzte aber, der so hieß, war jungen Jahres schon ein Zweifler und ging heimlich fort.

Da sank dem alten Mönch ein schwerer Schatten in die Augen: denn tausend Jahre sind ein Tag; und war gestorben, wie wenn Wind auf eine Kerze fällt.

Wilhelm Schäfer.

55. Krambambuli.

Vorliebe empfindet der Mensch für allerlei Gegenstände, Liebe, die echte, unvergängliche, die lernt er — wenn überhaupt — nur einmal kennen. So wenigstens meint der Herr Revierjäger Hopp. Wie viele Hunde hat er schon gehabt und auch gern gehabt, aber lieb, was man sagt lieb und unvergeßlich, ist ihm nur einer gewesen — der Krambambuli. Er hatte ihn im Wirtshause zum Löwen in Wischau von einem stellenlosen Forstgehilfen gekauft oder eigentlich eingetauscht. Gleich beim ersten Anblicke des Hundes war er von der Zuneigung ergriffen worden, die dauern sollte bis zu seinem letzten Atemzuge. Dem Herrn des schönen Tieres, der am Tische vor einem

geleerten Branntweingläschen saß und über den Wirt schimpfte, weil dieser kein zweites umsonst hergeben wollte, sah der Lump aus den Augen. Ein kleiner Kerl, noch jung, und doch so fahl wie ein abgestorbener Baum, mit gelbem Haar und gelbem, spärlichem Bart. Der Jägerrock, ein Überrest vermutlich aus der vergangenen Herrlichkeit des letzten Dienstes, trug die Spuren einer im nassen Straßengraben zugebrachten Nacht. Obwohl sich Hopp ungern in schlechte Gesellschaft begab, nahm er trotzdem Platz neben dem Burschen und begann sogleich ein Gespräch mit ihm. Da bekam er es denn bald heraus, daß der Nichtsnutz den Stutzen und die Jagdtasche dem Wirt bereits als Pfänder ausgeliefert hatte, und daß er jetzt auch den Hund als solches hergeben möchte; der Wirt jedoch, der schmutzige Leuteschinder, wollte von einem Pfand, das gefüttert werden muß, nichts hören.

Herr Hopp sagte vorerst kein Wort von dem Wohlgefallen, das er an dem Hunde gefunden hatte, ließ aber eine Flasche von dem guten Danziger Kirschbranntwein bringen, den der Löwenwirt damals führte, und schenkte dem Fremden fleißig ein. — Nun, in einer Stunde war alles in Ordnung. Der Jäger gab zwölf Flaschen von demselben Getränke, bei dem der Handel geschlossen worden — der Vagabund gab den Hund. Zu seiner Ehre muß man gestehen: nicht leicht. Die Hände zitterten ihm so sehr, als er dem Tiere die Leine um den Hals legte, daß es schien, er werde damit nimmermehr zurechtkommen. Hopp wartete geduldig und bewunderte im stillen den trotz der schlechten Verfassung, in der er sich befand, wundervollen Hund. Höchstens zwei Jahre mochte er alt sein, und in der Farbe glich er dem Lumpen, der ihn hergab, doch war die seine um ein paar Schattierungen dunkler. Auf der Stirn hatte er ein Abzeichen, einen weißen Strich, der rechts und links in kleine Linien auslief, in der Art wie die Nadeln an einem Tannenreis. Die Augen waren groß, schwarz, leuchtend, von tauklaren, lichtgelben Reiflein umsäumt, die Ohren hoch angesetzt, lang, makellos. Und makellos war alles an dem ganzen Hunde von der Klaue bis zu der feinen Witternase, die kräftige, geschmeidige Gestalt, der über jedes Lob erhabene Bau der Beine: vier lebende Säulen, die auch den Körper eines Hirsches getragen hätten und nicht viel dicker waren als die Läufe eines Hasen. Beim heiligen Hubertus! dieses Geschöpf mußte einen Stammbaum haben, so alt und rein wie der eines Deutschen Ordensritters.

Dem Jäger lachte das Herz im Leibe über den prächtigen Handel, den er gemacht hatte. Er stand nun auf, ergriff die Leine, die zu verknoten dem Fremden endlich gelungen war, und fragte: „Wie heißt er denn?" — „Er heißt wie das, wofür Ihr ihn kriegt: Krambambuli[1]", lautete die Antwort. — „Gut, gut, Krambambuli! So komm! Wirst gehen? Vorwärts!" — Ja, er konnte lange rufen, pfeifen, zerren — der Hund gehorchte ihm nicht, wandte den Kopf dem zu, den er noch für seinen Herrn hielt, heulte, als dieser ihm zuschrie: „Marsch!" und den Befehl mit einem tüchtigen

Fußtritt begleitete, suchte sich aber immer wieder an ihn heranzudrängen. Erst nach einem heißen Kampfe gelang es Herrn Hopp, den Hund wirklich in seinen Besitz zu bringen. Gebunden und geknebelt mußte er zuletzt in einem Sacke auf die Schulter geladen und so bis in das mehrere Wegstunden entfernte Jägerhaus getragen werden.

Zwei volle Monate brauchte es, bevor der Krambambuli, halb tot geprügelt, nach jedem Fluchtversuche mit dem Stachelhalsband an die Kette gelegt, endlich begriff, wohin er jetzt gehöre. Dann aber, als seine Unterwerfung vollständig geworden war, was für ein Hund wurde er da! Keine Zunge schildert, kein Wort ermißt die Höhe der Vollendung, die er erreichte, nicht nur in der Ausübung seines Berufes, sondern auch im täglichen Leben als eifriger Diener, guter Kamerad und treuer Freund und Hüter. Dem fehlt nur die Sprache, heißt es von anderen intelligenten Hunden — dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zum mindesten pflog lange Unterredungen mit ihm. Die Frau des Revierjägers wurde ordentlich eifersüchtig auf den „Buli", wie sie ihn geringschätzig nannte. Manchmal machte sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie hatte den ganzen Tag, in jeder Stunde, in der sie nicht aufräumte, wusch oder kochte, schweigend gestrickt. Am Abend, nach dem Essen, wenn sie wieder zu stricken begann, hätte sie gern eins dazu geplaudert. „Weißt denn immer nur dem Buli was zu erzählen, Hopp, und mir nie? Du verlernst vor lauter Sprechen mit dem Vieh das Sprechen mit den Menschen."

Der Revierjäger gestand sich, daß etwas Wahres an der Sache sei; aber zu helfen wußte er nicht. Wovon hätte er mit seiner Alten reden sollen? Kinder hatten sie nie gehabt; eine Kuh durften sie nicht halten, und das zahme Geflügel interessiert einen Jäger im lebendigen Zustande gar nicht und im gebratenen nicht sehr. Für Kulturen aber und für Jagdgeschichten hatte wieder die Frau keinen Sinn. Hopp fand zuletzt einen Ausweg aus diesem Dilemma; statt mit dem Krambambuli sprach er von dem Krambambuli, von den Triumphen, die er allenthalben mit ihm feierte, von dem Neide, den sein Besitz erregte, von den lächerlich hohen Summen, die ihm für den Hund geboten wurden und die er verächtlich von der Hand wies.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erschien eines Tages die Gräfin, die Frau seines Brotherrn, im Hause des Jägers. Er wußte gleich, was der Besuch zu bedeuten habe, und als die gute, schöne Dame begann „Morgen, lieber Hopp, ist der Geburtstag des Grafen . . .", setzte er ruhig und schmunzelnd fort: „Und da möchten Hochgräfliche Gnaden dem Herrn Grafen ein Geschenk machen und sind überzeugt, mit keinem soviel Ehre einlegen zu können als mit dem Krambambuli." — „Ja, ja, lieber Hopp . . ." Die Gräfin errötete vor Vergnügen über dieses freundliche Entgegenkommen und sprach gleich von Dankbarkeit und bat, den Preis nur zu nennen, der für den Hund zu entrichten wäre. Der alte Fuchs von einem Revierjäger

kicherte, tat sehr demütig und rückte auf einmal mit der Erklärung heraus: „Hochgräfliche Gnaden! Wenn der Hund im Schlosse bleibt, nicht jede Leine zerbeißt, nicht jede Kette zerreißt, oder, wenn er sie nicht zerreißen kann, sich bei den Versuchen, es zu tun, erwürgt, dann behalten ihn Hochgräfliche Gnaden umsonst — dann ist er mir nichts mehr wert."

Die Probe wurde gemacht; aber zum Erwürgen kam es nicht; denn der Graf verlor früher die Freude an dem eigensinnigen Tier. Vergeblich hatte man es durch Liebe zu gewinnen, mit Strenge zu bändigen gesucht. Es biß jeden, der sich ihm näherte, versagte das Futter und — viel hat der Hund eines Jägers ohnehin nicht zuzusetzen — kam ganz herunter. Nach einigen Wochen erhielt Hopp die Botschaft, er könne sich seinen Köter abholen. Als er eilends von der Erlaubnis Gebrauch machte und den Hund in seinem Zwinger aufsuchte, da gab's ein Wiedersehen unermeßlichen Jubels voll. Krambambuli erhob ein wahnsinniges Geheul, sprang an seinem Herrn empor, stemmte die Vorderpfoten auf dessen Brust und leckte die Freudentränen ab, die dem Alten über die Wangen liefen.

Am Abend dieses glücklichen Tages wanderten sie zusammen ins Wirtshaus. Der Jäger spielte Tarock[2] mit dem Doktor und mit dem Verwalter; Krambambuli lag in der Ecke hinter seinem Herrn. Manchmal sah dieser sich nach ihm um, und der Hund, so tief er auch zu schlafen schien, begann augenblicklich mit dem Schwanze auf den Boden zu klopfen, als wollt' er melden: „Hier!" Und wenn Hopp, sich vergessend, recht wie ein Triumphgesang das Liedchen anstimmte: „Was macht denn mein Krambambuli?" richtete der Hund sich würde- und respektvoll auf, und seine hellen Augen antworteten: „Es geht ihm gut."

Um dieselbe Zeit trieb nicht nur in den gräflichen Forsten, sondern in der ganzen Umgebung eine Bande Wildschützen auf wahrhaft tolldreiste Art ihr Wesen. Der Anführer sollte ein verlottertes Subjekt sein. Den „Gelben" nannten ihn die Holzknechte, die ihn in irgendeiner übel berüchtigten Spelunke beim Branntwein trafen, die Heger, die ihm hier und da schon auf der Spur gewesen, ihm aber nie hatten beikommen können, und endlich die Kundschafter, deren er unter dem schlechten Gesindel in jedem Dorfe mehrere besaß. Er war wohl der frechste Gesell, der jemals ehrlichen Jägersmännern etwas auf zu lösen gab, mußte auch selbst vom Handwerk gewesen sein, sonst hätte er das Wild nicht mit solcher Sicherheit aufspüren und nicht so geschickt jeder Falle, die ihm gestellt wurde, ausweichen können.

Die Wild- und Waldschäden erreichten eine unerhörte Höhe; das Forstpersonal befand sich in grimmigster Aufregung. Da begab es sich nur zu oft, daß die kleinen Leute, die bei irgendeinem unbedeutenden Waldfrevel ertappt wurden, eine härtere Behandlung erlitten, als zu anderen Zeiten geschehen wäre und als gerade zu rechtfertigen war. Große Erbitterung

herrschte darüber in allen Ortschaften. Dem Oberförster, gegen den der Haß sich zunächst wandte, kamen gutgemeinte Warnungen in Menge zu. Die Raubschützen, hieß es, hätten einen Eid darauf geschworen, bei der ersten Gelegenheit exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Er, ein rascher, kühner Mann, schlug das Gerede in den Wind und sorgte mehr denn je dafür, daß weit und breit kund wurde, wie er seinen Untergebenen die rücksichtsloseste Strenge anbefohlen und für etwaige schlimme Folgen die Verantwortung selbst übernommen habe. Am häufigsten rief der Oberförster dem Revierjäger Hopp die scharfe Handhabung seiner Amtspflicht ins Gedächtnis und warf ihm zuweilen Mangel an „Schneid" vor, wozu freilich der Alte nur lächelte. Der Krambambuli aber, den er bei solcher Gelegenheit von oben herunter anblinzelte, gähnte laut und wegwerfend. Übel nahmen er und sein Herr dem Oberförster nichts. Der Oberförster war ja der Sohn des Unvergeßlichen, bei dem Hopp das edle Weidwerk erlernt, und Hopp hatte wieder ihn als kleinen Jungen in die Elemente des Berufs eingeweiht. Die Plage, die er einst mit ihm gehabt, hielt er heute noch für eine Freude, war stolz auf den ehemaligen Zögling und liebte ihn trotz der rauhen Behandlung, die er so gut wie jeder andere von ihm erfuhr.

Eines Junimorgens traf er ihn eben wieder bei einer Exekution. Es war im Lindenrondell[3] am Ende des herrschaftlichen Parks, der an den „Grafenwald" grenzte, und in der Nähe der Kulturen, die der Oberförster am liebsten mit Pulverminen umgeben hätte. Die Linden standen just in schönster Blüte, und über diese hatte ein Dutzend kleiner Jungen sich hergemacht. Wie Eichkätzchen krochen sie auf den Ästen der herrlichen Bäume herum, brachen alle Zweige, die sie erwischen konnten, ab und warfen sie zur Erde. Zwei Weiber lasen die Zweige hastig auf und stopften sie in die Körbe, die bereits mehr als zur Hälfte mit dem duftenden Raube gefüllt waren. Der Oberförster raste in unermeßlicher Wut. Er ließ durch seine Heger die Buben nur so von den Bäumen schütteln, unbekümmert um die Höhe, aus der sie fielen. Während sie wimmernd und schreiend um seine Füße krochen, der eine mit zerschlagenem Gesicht, der andere mit ausgerenktem Arm, ein dritter mit gebrochenem Bein, zerbleute er eigenhändig die beiden Weiber. In dem einen derselben erkannte Hopp mit stillem Gruseln die leichtfertige Dirne, die das Gerücht als die Geliebte des „Gelben" bezeichnete. Und als die Körbe und Tücher der Weiber und die Hüte der Buben in Pfand genommen wurden und Hopp den Auftrag bekam, sie aufs Gericht zu bringen, konnte er sich eines schlimmen Vorgefühls nicht erwehren.

Der Befehl, den ihm damals der Oberförster zurief, wild wie ein Teufel in der Hölle und wie ein solcher umringt von jammernden und gepeinigten Sündern, ist der letzte gewesen, den der Revierjäger im Leben von ihm erhalten hat. Eine Woche später traf er ihn wieder im Lindenrondell — tot.

Aus dem Zustande, in dem die Leiche sich befand, war zu ersehen, daß sie hierher, und zwar durch Sumpf und Gerölle, geschleppt worden war, um an dieser Stelle aufgebahrt zu werden. Der Oberförster lag auf abgehauenen Zweigen, die Stirn mit einem dichten Kranz aus Lindenblüten umflochten, einen ebensolchen schräg um die Brust gewunden. Sein Hut stand neben ihm mit Lindenblüten gefüllt. Auch die Jagdtasche hatte der Mörder ihm gelassen, nur die Patronen herausgenommen und statt ihrer Lindenblüten hineingesteckt. Der schöne Hinterlader des Oberförsters fehlte und war durch einen elenden Schießprügel ersetzt. Als man später die Kugel, die seinen Tod verursacht hatte, in der Brust des Ermordeten fand, zeigte es sich, daß sie genau in den Lauf des Schießprügels paßte, der dem Oberförster gleichsam zum Hohne über die Schulter gelegt worden war. Hopp stand beim Anblick der entstellten Leiche regungslos vor Entsetzen. Er hätte keinen Finger heben können, und auch das Gehirn war ihm wie gelähmt; er starrte nur und starrte und dachte anfangs gar nichts, und erst nach einer Weile brachte er es zu einer Beobachtung, einer stummen Frage: — „Was hat denn der Hund?"

Der Krambambuli beschnüffelt den toten Mann, läuft wie nicht gescheit um ihn herum, die Nase immer am Boden. Einmal winselt er, einmal stößt er einen schrillen Freudenschrei aus, macht ein paar Sätze, bellt, und es ist geradeso, als erwache in ihm eine längst erstorbene Erinnerung ...

„Herein", ruft Hopp, „da herein!" Und Krambambuli gehorcht, sieht aber seinen Herrn in allerhöchster Aufregung an und — wie der Jäger sich auszudrücken pflegt — sagt ihm: „Ich bitte dich um alles in der Welt, siehst du denn nichts? Riechst du denn nichts? ... O lieber Herr, schau doch! riech doch! O Herr, komm! Daher komm! ..." Und tupft mit der Schnauze an des Jägers Knie und schleicht, sich oft umsehend, als frage er: „Folgst du mir?" zu der Leiche zurück und fängt an, das schwere Gewehr zu heben und zu schieben und ins Maul zu fassen, in der offenbaren Absicht, es zu apportieren.

Dem Jäger läuft ein Schauer über den Rücken, und allerlei Vermutungen dämmern in ihm auf. Weil das Spintisieren aber nicht seine Sache ist, es ihm auch nicht zukommt, der Obrigkeit Lichter aufzustecken, sondern vielmehr den gräßlichen Fund, den er getan hat, unberührt liegen zu lassen und seiner Wege — das heißt in dem Fall: recte[4] zu Gericht — zu gehen, so tut er denn einfach, was ihm zukommt. Nachdem es geschehen und alle Förmlichkeiten, die das Gesetz bei solchen Katastrophen vorschreibt, erfüllt, der ganze Tag und auch noch ein Stück der Nacht darüber hingegangen sind, nimmt Hopp, eh' er schlafen geht, noch seinen Hund vor.

„Mein Hund," spricht er, „jetzt ist die Gendarmerie auf den Beinen, jetzt gibt's Streifereien ohne Ende. Wollen wir es andern überlassen, den Schuft, der unsern Oberförster erschossen hat, wegzuputzen aus der Welt?

— Mein Hund kennt den niederträchtigen Strolch, kennt ihn, ja, ja. Aber das braucht niemand zu wissen, das habe ich nicht ausgesagt ... Ich, hoho! Ich werd' meinen Hund hineinbringen in die Geschichte ... Das könnt' mir einfallen!" Er beugte sich über Krambambuli, der zwischen seinen ausgespreizten Knien saß, drückte die Wange an den Kopf des Tieres und nahm seine dankbaren Liebkosungen in Empfang. Dabei summte er: „Was macht denn mein Krambambuli?", bis der Schlaf ihn übermannte.

Seelenkundige haben den geheimnisvollen Drang zu erklären gesucht, der manchen Verbrecher stets wieder an den Schauplatz seiner Untat zurückjagt. Hopp wußte von diesen gelehrten Ausführungen nichts, strich aber dennoch ruh- und rastlos mit seinem Hund in der Nähe des Lindenrondells umher.

Am zehnten Tage nach dem Tode des Oberförsters hatte er zum erstenmal ein paar Stunden lang an etwas anderes gedacht als an seine Rache und sich im „Grafenwalde" mit dem Bezeichnen der Bäume beschäftigt, die beim nächsten Schlag ausgenommen werden sollten.

Wie er nun mit seiner Arbeit fertig ist, hängt er die Flinte wieder um und schlägt den kürzesten Weg quer durch den Wald gegen die Kulturen in der Nähe des Lindenrondells ein. Im Augenblick, in dem er auf den Fußsteig treten will, der längs des Buchenzaunes läuft, ist ihm, als höre er etwas im Laube rascheln. Gleich darauf herrscht jedoch tiefe Stille, tiefe, anhaltende Stille. Fast hätte er gemeint, es sei nichts Bemerkenswertes gewesen, wenn nicht der Hund so merkwürdig dreingeschaut hätte. Der stand mit gesträubtem Haar, den Hals vorgestreckt, den Schwanz aufrecht, und glotzte eine Stelle des Zaunes an. „Oho!" dachte Hopp, „wart, Kerl, wenn du's bist," trat hinter einen Baum und spannte den Hahn seiner Flinte. Wie rasend pochte ihm das Herz, und der ohnehin kurze Atem wollte ihm völlig versagen, als jetzt plötzlich — Gottes Wunder, durch den Zaun — der „Gelbe" auf den Fußsteig trat. Zwei junge Hasen hängen an seiner Weidtasche und auf seiner Schulter am wohlbekannten Juchtenriemen der Hinterlader des Oberförsters. Nun wär's eine Passion, den Racker niederzubrennen aus sicherem Hinterhalt.

Aber nicht einmal auf den schlechtesten Kerl schießt der Jäger Hopp, ohne ihn angerufen zu haben. Mit einem Satze springt er hinter dem Baum hervor und auf den Fußsteig und schreit: „Gib dich, Vermaledeiter!" Und als der Wildschütz zur Antwort den Hinterlader von der Schulter reißt, gibt der Jäger Feuer ... All ihr Heiligen! — ein sauberes Feuer. Die Flinte knackst, anstatt zu knallen. Sie hat zu lange mit aufgesetzter Kapsel im feuchten Wald am Baum gelehnt — sie versagt.

Gute Nacht, so sieht das Sterben aus, denkt der Alte ... doch nein — er ist heil; sein Hut nur fliegt, von Schroten durchlöchert, ins Gras ...

Der andere hat auch kein Glück; das war der letzte Schuß in seinem Gewehr, und zum nächsten zieht er eben erst die Patrone aus der Tasche. „Pack an!“ ruft Hopp seinem Hunde heiser zu, „pack an!“ Und: „Herein zu mir! Herein! Krambambuli!“ lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller — ach mit altbekannter Stimme ... Der Hund aber — —

Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann. Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte auf ihn zu, bis — in die Mitte des Weges. Da pfeift Hopp, und der Hund macht kehrt, der „Gelbe“ pfeift, und der Hund macht wieder kehrt und windet sich in Verzweiflung auf einem Fleck, in gleicher Distanz von dem Jäger wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt ...

Zuletzt hat das arme Tier den trostlos unnötigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende gemacht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf emporgehoben, als riefe es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht es — seinem ersten Herrn zu.

Bei dem Anblick wird Hopp von Blutdurst gepackt. Mit zitternden Fingern hat er die neue Kapsel aufgesetzt — mit ruhiger Sicherheit legt er an. Auch der „Gelbe“ hat wieder den Lauf auf ihn gerichtet. Diesmal gilt's! Das wissen die beiden, die einander auf dem Korn haben, und was auch in ihnen vorgehen möge, sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen. Zwei Schüsse fallen. Der Jäger trifft, der Wildschütze fehlt. Warum? weil er — vom Hunde mit stürmischer Liebkosung angesprungen — gezuckt hat im Augenblicke des Losdrückens. „Bestie!“ zischt er noch, stürzt rücklings hin und rührt sich nicht mehr.

Der ihn gerichtet, kommt langsam herangeschritten. Du hast genug, denkt er, um jedes Schrotkorn wär's schad' bei dir. Trotzdem stellt er die Flinte auf den Boden und lädt von neuem. Der Hund sitzt aufrecht vor ihm, läßt die Zunge heraushängen, keucht kurz und laut und sieht ihm zu. Und als der Jäger fertig ist und die Flinte wieder zur Hand nimmt, halten sie ein Gespräch, von dem kein Zeuge ein Wort vernommen hätte, wenn es auch statt eines toten ein lebendiger gewesen wäre.

„Weißt du, wem die Kugel bestimmt ist?“ — „Ich kann es mir denken.“ „Deserteur, Kalfakter[5], pflicht- und treuvergessene Kanaille!“ — „Ja, Herr, jawohl.“ — „Du warst meine Freude. Jetzt ist's vorbei. Ich habe keine Freude mehr an dir.“ — „Begreiflich, Herr“, und Krambambuli legte sich hin, drückte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten und sah den Jäger an.

Ja, hätte das verdammte Vieh ihn nur nicht angesehen! Da würde er ein rasches Ende gemacht und sich und dem Hunde viel Pein erspart haben. Aber so geht's nicht! Wer könnte ein Geschöpf niederknallen, das einen so ansieht? Herr Hopp murmelte ein halbes Dutzend Flüche zwischen den

Zähnen, einer gotteslästerlicher als der andere, hängt die Flinte wieder um, nimmt dem Raubschützen noch die jungen Hasen ab und geht.

Der Hund folgte ihm mit den Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war, stand dann auf, und sein mark- und beinerschütterndes Wehgeheul durchdrang den Wald. Ein paarmal drehte er sich im Kreise und setzte sich wieder aufrecht neben den Toten hin. So fand ihn die gerichtliche Kommission, die, von Hopp geleitet, bei sinkender Nacht erschien, um die Leiche des Raubschützen in Augenschein zu nehmen und fortschaffen zu lassen. Krambambuli wich einige Schritte zurück, als die Herren herantraten. Einer von ihnen sagte zu dem Jäger: „Das ist ja Ihr Hund.“ „Ich habe ihn hier als Schildwache zurückgelassen“, antwortete Hopp, der sich schämte, die Wahrheit zu gestehen. — Was half's? Sie kam doch heraus; denn als die Leiche auf den Wagen geladen und fortgeführt wurde, trottete Krambambuli gesenkten Kopfes und mit eingezogenem Schwanze hinterher. Unweit der Totenkammer, in der „der Gelbe“ lag, sah ihn der Gerichtsdiener noch am folgenden Tage herumstreichen. Er gab ihm einen Tritt und rief ihm zu: „Geh nach Hause!“ — Krambambuli fletschte die Zähne gegen ihn und lief davon, wie der Mann meinte, in der Richtung des Jägerhauses. Aber dorthin kam er nicht, sondern führte ein elendes Vagabundenleben.

Verwildert, zum Skelett abgemagert, umschlich er einmal die armen Wohnungen der Häusler am Ende des Dorfes. Plötzlich stürzte er auf ein Kind los, das vor der letzten Hütte stand, und entriß ihm gierig das Stück Brot, an dem es nagte. Das Kind blieb starr vor Schrecken; aber ein kleiner Spitz sprang aus dem Hause und bellte den Räuber an. Dieser ließ sogleich seine Beute fahren und entfloh.

Am selben Abend stand Hopp vor dem Schlafengehen am Fenster und blickte in die schimmernde Sommernacht hinaus. Da war ihm, als sähe er jenseits der Wiese am Waldessaum den Hund sitzen, die Stätte seines ehemaligen Glückes unverwandt und sehnsüchtig betrachten — der Treueste der Treuen, herrenlos!

Der Jäger schlug den Laden zu und ging zu Bette. Aber nach einer Weile stand er auf, trat wieder ans Fenster — der Hund war nicht mehr da. Und wieder wollte er sich zur Ruhe begeben, und wieder fand er sie nicht. Er hielt es nicht mehr aus. Sei es, wie es sei! ... Er hielt es nicht mehr aus ohne den Hund. — Ich hol' ihn heim, dachte er, und fühlte sich wie neugeboren nach diesem Entschluß.

Beim ersten Morgengrauen war er angekleidet, befahl seiner Alten, mit dem Mittagessen nicht auf ihn zu warten, und sputete sich hinweg. Wie er aber aus dem Hause trat, stieß sein Fuß an denjenigen, den er in der Ferne zu suchen ausging. Krambambuli lag verendet vor ihm, den Kopf an die Schwelle gepreßt, die zu überschreiten er nicht mehr gewagt hatte.

Der Revierjäger verschmerzte ihn nie. Die Augenblicke waren seine besten, in denen er vergaß, daß er ihn verloren hatte. In freundliche Gedanken versunken, begann er dann sein berühmtes: „Was macht denn mein Krambam…“ Aber mitten in dem Worte hielt er bestürzt inne, schüttelte das Haupt und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Schad' um den Hund!“

Marie v. Ebner-Eschenbach.

56. Der Taugenichts.

1. Die ersten Veilchen waren schon
erwacht im stillen Tal;
ein Bettelpack stellt seinen Thron
ins Feld zum erstenmal.
Der Alte auf dem Rücken lag,
das Weib, das wusch am See;
bestaubt und unrein schmolz im Hag
das letzte Häuflein Schnee.

2. Der Vollmond warf den Silberschein
dem Bettler in die Hand,
bestreut der Frau mit Edelstein
die Lumpen, die sie wand;
ein linder West blies in die Glut
von einem Dorngeflecht,
drauf kocht in Bettelmannes Hut
ein sündengrauer Hecht.

3. Da kam der kleine Betteljung',
vor Hunger schwach und matt,
doch glühend in Begeisterung
vom Streifen durch die Stadt,
hielt eine Hyazinthe dar
in dunkelblauer Luft;
dicht drängte sich der Kelchlein Schar,
und selig war der Duft.

4. Der Vater rief: Wohl hast du mir
viel Pfennige gebracht?
Der Knabe rief: O sehet hier
der Blume Zauberpracht!
Ich schlich zum gold'nen Gittertor,
sooft ich ging, zurück,
bedacht nur, aus dem Wunderflor
zu stehlen mir dies Glück!

5. O sehet nur, ich werde toll,
die Glöcklein alle an!
Ihr Duft, so fremd und wundervoll
hat mir es angetan!
O schlaget nicht mich armen Wicht,
laßt euren Stecken ruhn!
Ich will ja nichts, mich hungert nicht,
ich will's nicht wieder tun!

6. O wehe mir geschlagnem Tropf!
brach nun der Alte aus,
mein Kind kommt mit verrücktem Kopf,
anstatt mit Brot nach Haus!
Du Taugenichts, du Tagedieb
und deiner Eltern Schmach!
Und rüstig langt er Hieb auf Hieb
dem armen Jungen nach.

7. Im Zorn fraß er den Hecht, noch eh
der gar gesotten war,
schmiß weit die Gräte in den See
und stülpt' den Filz aufs Haar.
Die Mutter schmält mit sanftem Wort
den mißgeratnen Sohn,
der warf die Blume zitternd fort
und hinkte still davon.

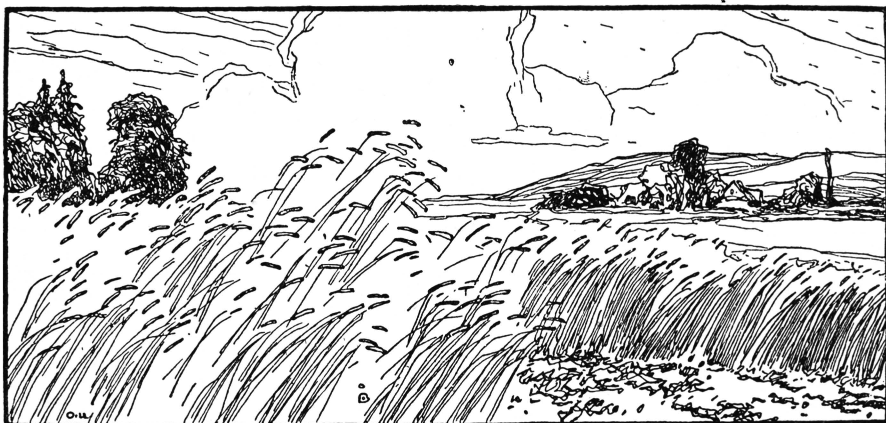
8. Es perlte seiner Tränen Fluß,
er legte sich ins Gras
und zog aus seinem wunden Fuß
ein Stücklein scharfes Glas,
der Gott der Taugenichtse rief
der guten Nachtigall,
daß sie dem Kind ein Liedchen pfiff
zum Schlaf mit süßem Schall.

Gottfried Keller.

57. An den Mai.

Es ist doch im April fürwahr
der Frühling weder halb noch gar!
Komm, Rosenbringer, süßer Mai,
komm du herbei!
So weiß ich, was der Frühling sei.
— Wie aber? Soll die erste Gartenpracht,
Narzissen, Primeln, Hyazinthen,
die kaum die hellen Äuglein aufgemacht,
schon welken und verschwinden?
Und mit euch besonders, holde Veilchen,
wär's dann für's ganze Jahr vorbei?
Lieber, lieber Mai,
ach, so warte noch ein Weilchen!

Eduard Mörike.



Otto Ubbelohde

58. König Sommer.

1. Nun fallen leis die Blätter ab,
und die jungen Früchte schwellen.
Lächelnd steigt der Frühling ins Grab
und tritt dem Sommer die Herrschaft ab,
dem starken, braunen Gesellen.

2. König Sommer bereist sein Land
bis an die fernsten Grenzen;
die Ähren küssen ihm das Gewand,
er segnet sie alle mit reicher Hand;
wie stolz sie nun stehen und glänzen!

3. Es ist eine Pracht unterm neuen Herrn,
ein sattes Genügen, Genießen,
und jedes fühlt sich im innersten Kern
so reich und tüchtig. Der Tod ist fern
und des Lebens Quellen fließen.

4. König Sommer auf rotem Roß
hält auf der Mittagsheide,
Müdigkeit ihn überfloß;
er träumt von einem weißen Schloß
und einem König in weißem Kleide.

Gustav Falke.

59. Kornrauschen.

Bist du wohl im Kornfeld schon gegangen,
wenn die vollen Ähren überhangen,
durch die schmale Gasse dann inmitten

schlanker Flüsterhalme hingeschritten?
Zwang dich nicht das heimelige Rauschen,
stehnzubleiben und darein zu lauschen?
Rauscht es nicht von fernem Sichelklang?
Sang es drinnen nicht von Schnittersang?
Hörtest nicht den Wind auf fernen Höhn
lustig sausend du die Flügel drehn?
Hörtest nicht die Wasser aus den kühlen
Tälern singen du von Rädermühlen?
Nun im Korn sich Traum mit Traum verwebt,
leise nun verhallt's da und verschwebt
in ein fein Gesumm von Orgelklingen,
drein ihr Danklied die Gemeinden singen.
Rückt die Sonne rot der Erde zu,
wird im Korne immer tiefre Ruh',
und der liebe Wind hat's eingewiegt,
wenn die Mondnacht schimmernd drüber liegt.
Wie von warmem Brot ein lauer Duft
zieht mit würz'gen Wellen durch die Luft.

Ferdinand Avenarius.

60. Herbst.

1. Schon ins Land der Pyramiden
flohn die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
auch die Lerche singt nicht mehr.

2. Seufzend in geheimer Klage
streift der Wind das letzte Grün;
und die süßen Sommertage,
ach, sie sind dahin, dahin!



Karl Biese

3. Nur noch einmal bricht die Sonne
unaufhaltsam durch den Duft,
und ein Strahl der alten Wonne
rieselt über Tal und Kluft.

4. Und es leuchten Wald und Heide,
daß man sicher glauben mag,
hinter allem Winterleide
lieg' ein ferner Frühlingstag.

Theodor Storm.

61. Weihnacht.

Da brannte nun die kleine Herrlichkeit
von Paraffin,[1]
am Rand der alten Kiste aufgereiht;
wie lieblich schien
der Kreis der Lichte, rosa, weiß und blau,
darin ein Antlitz, bärtig, braun und rauh
von einem Grenadier auf Knien.

Auch Gaben hatte er herumgelegt:
gestricktes Gut,
Kakao, Zigarren, Backwerk bandumhegt;
und in die Hut
der Kerzen mittenein den fremden Brief,
von einer Kinderhand geschrieben schief:
Hermine Wildermuth.

Aus welcher fernen Stadt, aus welchem Land
kam das Paket?
wer war das Kind? wer war die kleine Hand,
die ein Gebet
versprach für den, der ihr Geschenk erhielt?
ach, aber Liebe, die nicht prüft und zielt,
sorgt allerorten früh und spät.

Die Flammen wankten sacht und wuchsen groß.
Der Grenadier
nahm sein Gewehr und legt' es über den Schoß,
als ein Klavier,
und spielt' am Bügel mit den Fingern quer.
Es standen schöne Wesen um ihn her,
wohl Könige und Engel, Hirt und Stier.

Albrecht Schaeffer.

62. Vom Kuckuck und Hänfling, von den Bienen, Rotkehlchen, Zaunkönigen und der unendlichen Liebe Gottes.

Ein Gespräch.

Man hatte im Freien gegessen und saß danach noch bei einer Flasche Wein und hatte allerlei gute Unterhaltung. Ein kleiner Falke flog herbei, der in seinem Flug und seiner Gestalt große Ähnlichkeit mit dem Kuckuck hatte.

„Es gab eine Zeit,“ sagte Goethe, „wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck sei nur im Sommer ein Kuckuck, im Winter aber ein Raubvogel.“

„Diese Ansicht“, erwiderte Freund Eckermann, „existiert im Volke auch jetzt noch. Ja, man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, sobald er völlig ausgewachsen sei, er seine eigenen Eltern verschlucke. Und so gebraucht man ihn denn als ein Gleichnis des schändlichsten Undanks. Ich kenne noch jetzt Leute, die sich diese Torheiten durchaus nicht wollen ausreden lassen und die daran so fest hängen wie an irgendeinem Artikel ihres christlichen Glaubens.“

„Alles, was ich über den Kuckuck gehört habe,“ sagte Goethe, „gibt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Es ist ein offenbares Geheimnis, das aber nichtsdestoweniger schwer zu lösen, weil es so offenbar ist. Und wie bei vielen Dingen finden wir uns in demselbigen Falle! Wir stecken in lauter Wundern, und das Letzte und Beste der Dinge ist uns verschlossen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir sehen sie nach Honig fliegen stundenweit, und zwar immer einmal in einer andern Richtung. Jetzt fliegen sie wochenlang westlich nach einem Felde von blühendem Rübsamen. Dann ebensolange nördlich nach der Blüte des Buchweizens. Dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld. Und endlich wieder in einer andern Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber gesagt: „Jetzt fliegt dorthin, da gibt es etwas für euch! Und dann wieder dort, da gibt es etwas Neues! Und wer führt sie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle? Sie gehen wie an einem unsichtbaren Gängelbande hierhin und dorthin; was es aber eigentlich sei, wissen wir nicht. Ebenso die Lerche. Sie steigt singend auf über einem Halmenfeld, sie schwebt über einem Meere von Halmen, das der Wind hin und her wiegt, und wo die eine Welle aussieht wie die andere; sie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo sie ihr Nest hat. All diese äußeren Dinge liegen klar vor uns wie der Tag, aber ihr inneres geistiges Band ist uns verschlossen.“

„Mit dem Kuckuck“, sagte Eckermann, „ist es nicht anders. Wir wissen von ihm, daß er nicht selber brütet, sondern sein Ei in das Nest irgendeines andern Vogels legt. Wir wissen ferner, daß er es legt in das Nest der Grasmücke, der gelben Bachstelze, des Mönches; ferner in das Nest der Braunelle, des Rotkehlchens und des Zaunkönigs. Dieses wissen wir. Auch wissen wir gleichfalls, daß dies alles Insektenvögel sind und es sein müssen, weil der Kuckuck selber ein Insektenvogel ist und der junge Kuckuck von einem samenfressenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuck, daß dieses alles auch wirklich Insektenvögel sind? Da doch alle diese genannten sowohl in ihrer Gestalt als in ihrer Farbe

und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen so äußerst voneinander abweichen? Und ferner: wie kommt es, daß der Kuckuck sein Ei und sein zartes Junges Nestern anvertrauen kann, die in Hinsicht auf Bau und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchtigkeit so verschieden sind wie nur immer möglich? — Das Nest der Grasmücke von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurchweht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunkönigs dagegen ist äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und fest gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn sorgfältig ausgefüttert, so daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch ist es oben gedeckt und gewölbt, und nur eine kleine Öffnung zum Hinein- und Hinausschlüpfen des sehr kleinen Vogels gelassen. Man sollte denken, es müßte in heißen Junitagen in solcher geschlossenen Höhle eine Hitze zum Ersticken sein. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin aufs beste. — Und wiederum wie anders ist das Nest der gelben Bachstelze! Der Vogel lebt am Wasser, an Bächen und in allerlei Nassem. Er baut sein Nest auf feuchten Triften, in einem Büschel von Binsen. Er scharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, so daß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachsen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was ist das aber für ein Vogel, für den im zartesten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen, die für jeden anderen Vogel tödlich wären, durchaus gleichgültige Dinge sind? Und wie weiß der alte Kuckuck, daß sie es sind, da er doch selber im erwachsenen Alter für Nässe und Kälte so sehr empfindlich ist?"

„Wir stehen hier", erwiderte Goethe, „eben vor einem Geheimnis. Aber sagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck sein Ei in das Nest des Zaunkönigs, da es doch nur eine so geringe Öffnung hat, daß er nicht hineinkommen und er sich nicht selber darauf setzen kann?"

„Er legt es auf irgendeine trockene Stelle", entgegnete Eckermann, „und bringt es mit dem Schnabel in das Nest hinein. Auch glaube ich, daß er nicht nur beim Zaunkönig, sondern auch bei den übrigen Nestern so tut. Denn auch die Nester der anderen Insektenvögel, wenn auch oben offen, sind doch so klein oder so nahe von Zweigen umgeben, daß der große langschwänzige Kuckuck sich nicht darauf setzen könnte. Dies ist sehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein so außerordentlich kleines Ei legt, ja so klein, als wäre es das Ei eines kleinen Insektenvogels, das ist ein neues Rätsel, das man im stillen bewundert, ohne es lösen zu können. Das Ei des Kuckucks ist nur um ein weniges größer als das der Grasmücke, und es darf im Grunde nicht größer sein, wenn die kleinen Insektenvögel es brüten sollen. Dies ist durchaus gut

und vernünftig. Allein daß die Natur, um in einem speziellen Fall weise zu sein, von einem durchgehenden großen Gesetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwischen der Größe des Eies und der Größe des Vogels ein entschiedenes Verhältnis stattfindet, dieses willkürliche Verfahren, sage ich, ist durchaus geeignet, uns zu überraschen und in Erstaunen zu versetzen."

„Es setzt uns allerdings in Erstaunen," erwiderte Goethe, „weil unser Standpunkt zu klein ist, als daß wir es übersehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, so würden wir auch diese scheinbaren Abweichungen wahrscheinlich im Umfange und Rahmen des Gesetzes finden. Doch fahren Sie fort und sagen Sie mir mehr! Weiß man denn nicht, wie viele Eier der Kuckuck legen mag?"

„Wer darüber etwas mit Bestimmtheit sagen wollte," antwortete Eckermann, „wäre ein großer Tor. Der Vogel ist sehr flüchtig, er ist bald hier und bald dort. Man findet von ihm in einem einzigen Nest immer nur ein einziges Ei. Er legt sicherlich mehrere, allein wer weiß, wo sie hingeraten, und wer kann ihm nachkommen! Gesetzt aber, er lege fünf Eier, und diese würden alle fünf glücklich ausgebrütet und die Jungen von liebevollen Pflegeeltern herangezogen, so hat man wiederum zu bewundern, daß die Natur sich entschließen mag, für fünf junge Kuckucks wenigstens fünfzig Junge unserer besten Singvögel zu opfern."

„In dergleichen Dingen", erwiderte Goethe, „pflegt die Natur auch in anderen Fällen nicht eben bedenklich zu sein. Sie hat einen großen Vorrat von Leben zu vergeuden, und sie tut es gelegentlich ohne sonderliches Bedenken. Wie aber kommt es, daß für einen einzigen jungen Kuckuck so viele junge Singvögel verlorengehen?"

„Zunächst", erklärte Eckermann, „geht die erste Brut verloren. Denn wenn auch die Eier des Singvogels neben dem Kuckucksei, wie es wohl geschieht, mit ausgebrütet würden, so haben doch die Eltern über den entstandenen größeren Vogel eine solche Freude und für ihn eine solche Zärtlichkeit, daß sie nur an ihn denken und nur ihn füttern, worüber denn ihre eigenen kleinen Jungen zugrunde gehen und aus dem Neste verschwinden. Auch ist der junge Kuckuck immer begierig und bedarf soviel Nahrung, als die kleinen Insektenvögel nur immer herbeischleppen können. Es dauert sehr lange, ehe er seine vollständige Größe und sein vollständiges Gefieder erreicht und ehe er fähig ist, das Nest zu verlassen und sich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Ist er aber auch längst ausgeflogen, so verlangt er doch noch fortwährend gefüttert zu werden, so daß der ganze Sommer hingeht und die liebevollen Pflegeeltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und auch an eine zweite Brut nicht denken. Aus diesem Grunde gehen denn über einen einzigen jungen Kuckuck so viele andere junge Vögel verloren."

„Das ist sehr überzeugend“, erwiderte Goethe. „Doch sagen Sie mir, wird denn der junge Kuckuck, sobald er ausgeflogen ist, auch von andern Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es ist mir, als hätte ich dergleichen gehört.“

„Es ist so“, antwortete Eckermann. „Sobald der junge Kuckuck sein niederes Nest verlassen und seinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher sagt, daß er da sei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarschaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasmücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachstelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, dessen Naturell es ist, beständig in niederen Hecken und dichten Gebüschen zu schlüpfen, überwindet seine Natur und erhebt sich dem geliebten Ankömmling entgegen zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, ist mit Füttern treuer, während die übrigen nur gelegentlich mit einem guten Bissen herzufliegen.“

„Es scheint also“, bemerkte Goethe, „zwischen dem jungen Kuckuck und den kleinen Insektenvögeln eine große Liebe zu bestehen.“

„Die Liebe der kleinen Insektenvögel zum jungen Kuckuck“, erwiderte Eckermann, „ist so groß, daß, wenn man einem Neste nahekommt, in dem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wissen, wie sie sich gebärden sollen. Besonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, so daß er fast wie in Krämpfen am Boden flattert.“

„Merkwürdig genug“, meinte Goethe; „aber es läßt sich denken. Allein etwas sehr zweifelhaft erscheint mir, daß z. B. ein Grasmückenpaar, das im Begriff ist, die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuck erlaubt, ihrem Neste nahezukommen und sein Ei hineinzulegen.“

„Das ist freilich sehr rätselhaft“, erwiderte Eckermann; „doch nicht so ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Insektenvögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern, und daß ihn also auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entsteht und erhält sich zwischen beiden eine Art Verwandtschaft, so daß sie sich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja, es kann sogar kommen, daß derselbige Kuckuck, den ein paar Grasmücken im vorigen Jahr ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in diesem Jahre ein Ei bringt.“

„Das läßt sich allerdings hören,“ sagte Goethe, „sowenig man es auch begreift. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuck auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen haben.“

„Es ist freilich ein Wunder“, erwiderte Eckermann; „doch gibt es wohl noch ähnliche Vorgänge. Ja, ich ahne in dieser Richtung sogar ein großes Gesetz, das tief durch die ganze Natur geht. — Ich hatte einen jungen

Hänfling gefangen, der schon zu groß war, um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung, um allein zu fressen. Ich gab mir mit ihm viele Mühe, da er aber durchaus nichts annehmen wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, den ich schon seit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenster hing. Ich dachte: wenn der Junge sieht, wie der Alte frißt, so wird er vielleicht auch ans Futter gehen und es ihm nachmachen. Er tat aber nicht so, sondern er öffnete seinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling sich seiner sogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es sein eigenes."

„Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem," sagte Goethe, „das mich in freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Gesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Rätsel gelöst, und man könnte mit Überzeugung sagen, daß Gott sich der verwaisten, jungen Raben erbarme, die ihn anrufen."

„Etwas Allgemein-Gesetzliches", erwiderte Eckermann, „scheint es allerdings zu sein, denn ich habe auch im wilden Zustande dieses hilfreiche Füttern und dieses Erbarmen gegen das Verlassene beobachtet.

Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrscheinlich erst ganz kürzlich ihr Nest verlassen hatten, denn sie saßen in einem Busch auf einem Zweige nebst sieben Geschwistern in einer Reihe und ließen sich von ihren Alten füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein seidenes Taschentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis ans Schießhaus, dann rechts nach der Wiese an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann wieder links in das kleine Gehölz. Hier dachte ich, hast du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu sehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entschlüpften sie mir beide und waren sogleich im Gebüsch und Grase verschwunden, so daß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieselbige Stelle, und da ich die Locktöne eines Rotkehlchens hörte, so vermutete ich ein Nest in der Nähe, welches ich nach einigem Umherspähen auch wirklich fand. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich in diesem Nest neben beinahe flüggen jungen Rotkehlchen auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die sich hier ganz gemütlich untergetan hatten und sich von dem alten Rotkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über diesen höchst merkwürdigen Fund. Da ihr so klug seid, dachte ich bei mir selber, und euch so hübsch zu helfen gewußt habt, und da auch die guten Rotkehlchen sich euer so hilfreich angenommen, so bin ich weit entfernt, so gastfreundliche Verhältnisse zu stören, im Gegenteil wünsche ich euch das allerbeste Gedeihen."

„Das ist eine der besten ornithologischen[1] Geschichten, die mir je zu Ohren gekommen ist“, sagte Goethe. „Stoßen Sie an, Sie sollen leben, und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten. Das ist es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Teil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat und schon im Tier. dasjenige als Knospe andeutet, was im edlen Menschen zur schönsten Blüte kommt. Fahren Sie ja in Ihren Studien und in Ihren Beobachtungen fort! Sie scheinen darin ein besonderes Glück zu haben und können noch ferner zu ganz unschätzbaren Ergebnissen kommen.“

Indem sich so die beiden Männer in freier Natur über gute und tiefe Dinge unterhielten, neigte sich die Sonne den Gipfeln der westlichen Hügel zu, und Goethe fand es an der Zeit, den Rückweg anzutreten.

Rudolf Frank nach Eckermann.



Matthäus Schiestl

63. Erntelied.

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
hat Gewalt vom großen Gott,
heut wetzt er das Messer,
es schneidt schon viel besser,
bald wird er drein schneiden,
wir müssen's nur leiden.
Hüt' dich, schöns Blümelein!

Was heut noch grün und frisch dasteht,
wird morgen weggemäht:
die edel Narzissel,
die englische Schlüssel,
die schöne Hyazinth,
die türkische Bind':
Hüt' dich, schöns Blümelein!

Viel hunderttausend ungezählt
da unter die Sichel hinfällt:
rot Rosen, weiß Lilien,
beid' wird er austilgen;
ihr Kaiserkronen,
man wird euch nicht schonen:
Hüt' dich, schöns Blümelein!

Das himmlische Ehrenpreis,
die Tulipan gelb und weiß,
die silberne Glöckchen,
die guldene Flöckchen,
senkt alles zur Erden;
was wird nur draus werden?
Hüt' dich, schöns Blümelein!

Ihr hübsch Lavendel und Röselein,
ihr Pappeln groß und klein,
ihr stolze Schwertlilien,
ihr krause Basilien,[1]
ihr zarte Violen,
man wird euch bald holen:
Hüt' dich, schöns Blümelein!

Aus Seiden ist der Fingerhut,
aus Sammet das Wohlgemut,
noch ist er so blind,
nimmt, was er nur findt,
kein Sammet, kein Seiden
mag ihn vermeiden:
Hüt' dich, schöns Blümelein!

Soviel Maßlieb und Rosmarin,
schwellt unter der Sichel hin,
Vergißmeinnit,
du mußt auch mit,
und du, Tausendschön,
man läßt dich nit stehn:
Hüt' dich, schöns Blümelein!

Er macht so gar kein Unterschied,
geht alles in einem Schritt,
der stolze Rittersporn
und Blumen in dem Korn,
da liegen's beisammen,
man weiß kaum den Namen:
Hüt' dich, schöns Blümelein!

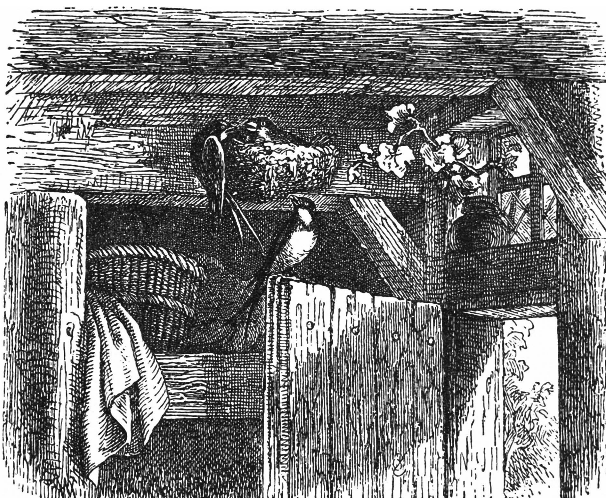
Volkslied.

Volksweise von 1683.

64. Rätsel.

Es ist die wunderschönste Brück',
darüber noch kein Mensch gegangen,
doch ist daran ein seltsam Stück,
daß über ihr die Wasser hangen
und unter ihr die Leute gehn
ganz trocken und sie froh ansehn,
die Schiffe segelnd durch sie ziehn,
die Vögel sie durchfliegen kühn,
doch stehet sie im Sturme fest,
kein Zoll noch Weggeld zahlen läßt.

Des Knaben Wunderhorn.



Das Leben in der Natur.

65. Die Schwalben.

Ein besonders stiller Sonntagnachmittag im Sommer bei uns auf dem Lande. Aus dem Hause ist alles ausgeflogen, die Spatzen in den Dachrinnen einzig ausgenommen. Im Garten herrscht die schönste Einsamkeit, lebendige, wonnige, atmende Ruhe. Feierlich breiten die Bäume ihre Zweige in die milde, regungslose Luft und trinken Sonnenschein. Die Vögel haben sich müde gesungen, kein einziges Stimmchen wird laut. Ich gehe langsam in den Laubgängen und zwischen den Wiesen hin und kann den Fuß auf keine Stelle setzen, die nicht vor langer, langer Zeit oder vor einer noch nicht fernen, ein mir teurer Mensch betreten hat.

Sie alle haben den dankbaren, fruchtbaren Boden unsrer Heimat geliebt, und wenn ich über ihn hinschreite, umgeben sie mich, die Erbin dieser Liebe, sie mir ins Dasein, ich ihnen in den Tod getreu. Die Erinnerung knüpft ihre feinen, starken Fäden, trägt mir liebe Bilder, liebe Worte zu. Auch manches begrabene Leid regt sich, ein Widerstreit erwacht. Aber nur der Schatten seiner selbst, ohne Härte und Herbigkeit.

Entschwundene Zeit! Erst das Heute lehrt, was in deinem Damals des Kampfes wert oder unwert war.

Wie die Linden duften! Süß und schwer, beinahe betäubend. Die alten Bäume sind mit einem dichten Regen junger Blüten ganz überschüttet. Schlußakkord vom Farbenjubel des Frühlings. Was jetzt erklingt in unhörbaren Tönen, aus dem tiefen Dunkel der Blutbuchen bis herauf zum

wasserhellen Ton des weißen Ahorns, ist eine sanfte Symphonie in Grün. In ihrer Lautlosigkeit schmeichelt sie sich dem Auge ein, wird ihm Erquickung und Labe. Es genießt mit Wonne alle Schönheit, die ihm entgegenquillt aus jedem Blatt am Baume, jeder Blume auf der Wiese, genießt mit tiefem Entzücken den Frieden dieser segensreichen Stunde.

Der Teich liegt so regungslos wie eine große Glasscheibe und spiegelt den eintönig blauen Himmel wider. Ringsum in den Gebüschen, da haben die Nachtigallen in ihrer Braut- und jungen Ehezeit goldig tönende Sängerkriege geführt, haben eins das andre überboten mit Klagelauten flehender Sehnsucht, mit Flöten und Schluchzen, mit dem Jubeln und Jauchzen triumphierender, beglückter Liebe.

Jetzt ist es aus. Der kleine Vogel schweigt über die Familienfreuden oder -sorgen, die er sich ersungen hat.

In den das Buschwerk überhängenden Zweigen hat sich etwas geregt und kommt herabgeflogen auf den Weg. Etwas Kleines, Herziges, Weiß und Schwarzes mit Spindelbeinen. „Guten Abend, Fräulein oder vielleicht Frau Bachstelze.“ Sie begibt sich dicht an den steinernen Rand des Teiches, der platt voll ist, läuft schnell und still wie eine Maus, bleibt stehen, tunkt den Schnabel ins Wasser, läuft ein Stückchen weiter, tunkt wieder, und sooft sie das tut, hat eine winzige Mücke ihre Existenz aufgeben müssen. Und wer weiß, was für eine fröhliche und ihrer Fröhlichkeit bewußte Mücke das war. Jetzt ist sie ein bewußtloser Bachstelzenbestandteil geworden.

So wäre denn endlich mein Traum vom unendlichen Frieden nun ausgeträumt. Was uns lebendig und glücklich scheint, lebt von Tod und Qual.

Die große Stille wird durch ein plätscherndes Geräusch unterbrochen.

„Da sind Sie ja, Madame Schwalbe. Dürften wohl auf der Jagd nach einem fliegenden Wild etwas tiefer ins Wasser geraten sein, als Ihnen lieb war.“

„Durchaus nicht; es war ein Flugbad in der Eile. Ich habe sechs aufgerissene Schnäbel zu stopfen.“

Richtig, sechs Schwälblein, nicht größer als die Faust eines dreijährigen Kindes, hocken auf der Querstange neben dem Teiche, die zum Ruheplatz für die noch nicht flugsichere Jugend angebracht worden ist. Sie hocken und schauen und warten, und so geschwind wie ein geschleuderter Stein kommt die Mutter aus der Luft herabgestoßen und hat irgendein erbeutetes Lebewesen, ein Würmchen, das sich kläglich krümmt, eine Larve oder eine Fliege im Schnabel. Alle Wartenden strecken die Hälse und erheben ein ungestümes Geflatter. Dann Ruhe. Eins ist mit einem guten Bissen versorgt worden, die andern sind voll Neid, aber auch voll Hoffnung. Die Mutter ist ja gleich wieder auf Raub ausgeflogen und auch bald wieder

in Sicht. Neues Geflatter erhebt sich, und abermals ist ein aufgerissener Schnabel gestopft worden. Und so weiter, einer nach dem andern, bis alle versorgt sind, keins vergessen worden und keins zweimal beteilt.

Frau Schwalbe hat zum Besten der Brut ihre Grausamkeiten mit großer Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe vollbracht.

Nach dem Abendessen die Lektion — ein Ballett in der Luft. Die Mutter, vielleicht auch der Vater, und eine Anzahl Verwandter, fliegen den Kleinen etwas vor, überbieten sich an Grazie und Eleganz in ihrem lautlosen, wonnigen Gleiten und Schweben. In Ellipsen, in Spiralen, in engen und weiten Ringen kreisen sie über dem Wasser, tauchen die Brust in seine Kühle, kosen ganz hingegeben mit weit ausgebreiteten Flügeln die linde Luft, die sie sanft und liebreich trägt, jagen einander nach, schießen plötzlich wie Pfeile in Wolkennähe empor.

Und die Kleinen gucken, gucken, gucken, stoßen einander an, fragen: Wollen wir's nicht auch proben? — Und eins schüttelt sich, hebt sich, fliegt und — kann's und ist ein Meister schon nach dem ersten Versuch.

Die übrigen lassen sich nicht spotten, folgen dem Beispiel, tun es glorreich, und große Freude über den famosen Nachwuchs herrscht in der ganzen Kolonie. Ein allgemeines lautes Gezwitscher erhebt sich, schallt hell über den Teich, tönt beifällig von den Zweigen. Nun weh' den Mückenschwärmen, die dort tanzen im Abendsonnenschein! Die fliegen können, werden auch jagen können. Gott behüte das kleine lustige Mückenvolk vor dem Wolfshunger junger Schwalben.

„Wird sie nicht behüten", sprach eine alte Dicke, die es im Gedankenlesen weit gebracht haben mußte. „Sie, Angehörige der Würger, die alles fressen, nur daß es bei euch ‚essen' heißt, scheinen mir eine sentimentale Heuchlerin. Was steht den Tausenden der Meinen von Ihresgleichen bevor, wenn wir im Herbst reisen, dem Licht und der Wärme nach. Wissen Sie das?"

„Ich weiß", erwiderte ich kleinlaut.

„Nun, wir Tiere klagen nicht und klagen nicht an. Wir jagen auch nicht zu unserm Vergnügen und fressen bloß aus Notwendigkeit, ohne Liebe und ohne Haß erfüllen wir das Gesetz des großen Tieres Erde, das einem allerhöchsten und unerforschlichen Schöpferwillen folgen und unaufhörlich Leben hervorbringen und verschlingen muß. Verstehen Sie?"

„Sehr gut."

„Und werden das Getier nicht mehr bejammern, das uns zur Nahrung angewiesen ist?"

„Nicht mehr."

„Also, gute Nacht."

Und sie flog fort, ihrem wohlbestellten Neste zu in einer Mauerritze des Pferdestalls.

Wieder herrschte eine melodische Stille, eine atmende Regungslosigkeit. Nur hoch oben im Wipfel der feinen, schlanken Birke schaukelten und wippten, wie spielend vor dem Schlafengehen, einige kleine Blätter. Langsam zog das graue Dämmern heran, und wieder erfüllte mich das Gefühl eines unendlichen Friedens. Doch war das nur ein Abglanz des Friedens in meiner eignen Brust. In den Hainen, den Gängen, den Beeten drängten überall die Starken vor den Schwachen und diese vor noch Schwächeren ans Licht, entfalteten sich auf ihre Kosten, gediehen durch die ihnen entzogene Kraft.

Und mir war, als führe auch das scheinbar Leblose die Sprache der Schwalbe.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

66. Die Meise.

1. Kopfüber, kopfunter, zweigab und zweigauf!
Ein lustiges kleines Ding,
und immer geschwätzig und flink,
und immer obenauf!

2. Denn ob die ganze Welt vereist,
sie findet den Tisch gedeckt:
hier wird ein Körnchen geschleckt
und dort ein Püppchen verspeist.

3. „Zizidä, zizidä! Der Frühling ist da!"
So ruft sie im knospenden Wald,
und wehn auch die Winde noch kalt:
sie weiß es, glaubt es nur ja!

4. Sie hat in das Herz der Knospe gesehn,
in die Wiege von Blume und Grün,
sie weiß: bald wird es nun blühn
und die Welt in Veilchen stehn.

Heinrich Seidel.

67. Von Katzen.

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
zur Welt sechs allerliebste kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen sind grausam,
und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
die wollte von den Sechsen fünf ertränken,
fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — Der Himmel segne

mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen,
sie wuchsen auf und schritten binnen kurzem
erhobnen Schwanzes über Hof und Herd;
ja, wie die Köchin auch ingrimmig dreinsah,
sie wuchsen auf, und nachts vor ihrem Fenster
probierten sie die allerliebsten Stimmchen.
Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —
Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
in Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen
hat sieben, denkt euch! sieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen!
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wut
nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
ersäufen will sie alle neunundvierzig!
Mir selber! ach, mir läuft der Kopf davon —
o Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren!
was fang ich an mit sechsundfünfzig Katzen! —

Theodor Storm.

68. Frühlingsnacht.

Über eine Woche schon hatte mich der Sturm um meinen Frühling betrogen. Vom Zimmer aus sah ich das Sprießen und Grünen, sah der wonnevollen Frühlingsfeier der Natur zu. Doch vor dem Hause wehte der Sturm, fegte bald Regenschauer, bald Staubwolken auf der Straße dahin, jedem die Freude am frohen Schauen zu nehmen. Da schlug ich dem unfreundlichen Gesellen ein Schnippchen, stahl mich durch den Wald an der Fichtenschonung entlang hin zum Teiche, um hinter schützenden Baumgruppen den Abend zu genießen.

Als wolle der Wind mir meine List verzeihen, trieb er schnell noch die dicksten Wolken vom Himmel: dann stillte er sein Blasen. Aufatmend hoben die Bäume ihre tagelang gebeugten Wipfel gerade zum Himmel empor, das Schilf ließ sein Rauschen einschlafen, die kraus huschenden Wellen des Teichs hemmten ihre Unruhe und gaben den blanken, unendlich blauen Teichspiegel frei.

Verstohlen klettert eine Rohrammer im Schilfe empor, läßt einen zarten Triller hören, einen zagen Pfeifton und wieder einen Triller. Reizend steht

ihr der weiße Kragen unter dem rußschwarzen Köpfchen, zaghaft nur ertönt ihr anspruchsloses, verschämt gestammeltes Lied. Klarer wird der Himmel, die Farben kriegen strahlenden Glanz. Wie in funkelnde Emaille gekleidet blitzen die Birkenstämme vor der schwarzen Nacht, die unter den Fichtenstämmen lagert. Funkelnd und lebensvolle Lichter sprühend erglänzen die maigrünen Birkenblätter, ein zarter Schleier vor der düsteren Farbe der Fichten. Das alte, abgestorbene Schilf, eben noch grau und fahl, leuchtet in kräftigem Ockergelb und spiegelt sich in der blauen Pracht des Teiches.

Langsam sinkt die Sonne hinter Wolkenkulissen, bei ihrem Scheiden einen brennendroten Saum auf die dunkle Wetterwand stickend. Mit dem Aufflammen des Abendrotes wandelt sich die Farbe des Teiches. Wie schimmernde Glut, nein, wie ein einziges, wundervoll getöntes Rosenblatt liegt er da, und einige Enten und Wasserhühner gleiten über ihn hin wie winzige Käfer über eine Blüte. Schreiend jagen sich zwei Bläßhühner, sie schlagen mit den Flügeln und strampeln mit den Füßen, und wo sie den Wasserspiegel verwunden, sprüht es und flammt und glitzert und leuchtet in brennenden Flimmerfarben.

Mitten im glühenden Rot taucht der Haubentaucher auf, und von ihm fort zum Ufer huschen gespenstische Ringel in seltenen Märchenfarben. Sprühende Wassertropfen schüttelt der Krontaucher von seiner Haube, die glitzernd den Wasserspiegel treffen, noch einmal aufspringen und dann verschwinden. Ein ganzes Gewirr von Kringeln huscht davon und vergeht. Jetzt hat mich der Taucher entdeckt, er senkt seinen Leib tief in die rosige Flut und rudert mit Kraft, meiner Nähe zu entfliehen. Hinter ihm strudelt das Wasser, wie glühende Ackerschollen erscheinend, die sofort wieder verschwinden, nur ein leis erzitternder Streifen bleibt noch ein Weilchen, bis auch er vergeht. Klingelnden Fluges streichen zwei Stockenten heran und kreisen einigemal um den Teich, bald wie schwarze Schattenbilder anzusehen, bald in grellen Farben schimmernd. In flachen Bogen senken sie sich zum Wasserspiegel, hemmen mit heftigen Flügelschlägen ihren Schwung, stemmen ihre Ruder dem Wasser entgegen und pflügen gleißende Furchen in die strahlende Flut. Mit hellem Flügelschnurren ziehen einzelne Stare vorüber, brausend kommt ein starker Schwarm heran, pfeifend und lockend schwenken sie, bald im Lichte aufblitzend, bald matt und schwarz erscheinend. Sie schwingen sich in die Spitze der hohen Pappel ein, wo sie wie dichte Trauben sitzen, schwätzen und schreien durcheinander, fliegen brausend auf und nehmen nach einem kurzen Rundflug ihre Plätze wieder ein; schwätzend und durcheinanderschreiend tauschen sie die Tageserlebnisse aus. Ein Flug Ringeltauben zieht auf leise quietschenden Flügeln vorüber, Krähen streben mit weitausholenden Flügelschlägen quarrend und krächzend ihren Schlafplätzen zu, mit dünnem Lockton eilt ein Goldammerpärchen vorüber nach dem Fichtendickicht, ein Finkenflug folgt, dann ein Amselhahn in hastiger Eile.

Allmählich verglüht die rote Pracht der Wasser, die grellroten Ziegeldächer des Dorfes schimmern stumpfer, matter durch die Baumwipfel, das Schilf verliert seinen goldenen Feuerglanz, purpurschwarz erscheint die Nacht unter den Fichtenstämmen, und die Birken davor sehen aus wie in mattem Silber getrieben. Gelbgrau wie angelassener Stahl ist der Wasserspiegel, wie metallische Bruchflächen schimmern die Wasserschollen, die von zankenden Bläßhühnern aufgeworfen werden. Dann zieht die weiße Frau durch den Wald und läßt über die Wiesen zarte, weiße Schleier wehen. Rotkehlchen schwingt sich in die Fichtenkrone und dichtet schmelzende Strophen, die Amsel läßt ihren Frühlingschoral ertönen, und der taktmäßige Schlag der Davidsdrossel schallt aus der Birkengruppe herüber.

Zögernd schiebt sich eine alte Häsin aus den Fichten, hoppelt langsam den Teichdamm entlang und nascht von zarten Blättchen. Näher und näher kommt sie; schon kann ich jede Flocke ihres schäbigen Balges erkennen. Wie dürr das Tier ist, die Jungen brauchen wohl an kühlen Frühlingstagen doppelt viel Milch. Man kann jeden Knochen aus den dünnen Läufen schimmern sehen, allzugroß beinahe erscheinen die honigfarbenen Seher in dem hageren Kopfe, über dem die langen, schwarzgesäumten Löffel rastlos forschend spielen. Langsam setzt die Häsin ihre Vorderläufe vor und schnuppert und nascht am zarten Grün. Ist der Rücken ganz lang gestreckt, dann schnellen wie von selbst die Hinterläufe nach, und dann können die Vorderpfoten wieder weiter wandern. Noch immer hat Frau Häsin keine Ahnung davon, daß ich kein Baumstamm bin, da weht ihr der Wind eine leise Witterung zu. Mit einem Schlage sitzt sie stockstill, ihre Seher werden fast noch weiter, ihr Näschen zuckt fieberhaft auf und nieder, daß ihr Schnurrbart kaum mitkann, die langen Löffel drehen hierhin und dorthin und stehen dann wieder fest wie aus Holz geschnitzt. Endlich ist der Häsin klar geworden, woher der feindliche Wind weht, husch ist sie herum und zeigt mir ihre schäbige Blume, winkt mir hastig damit einen höhnischen Abschiedsgruß zu, bis sie zwischen den Fichtenstämmen verschwindet.

Vom Felde herein naht jetzt eine lange Prozession. Langsam in stolzer Haltung wandern die Fasanen dem Holze zu, wie Schleppkleider wehen die langen Schwänze, steif einen weiten Kreis beschreibend bei jeder Drehung des Vogels. Schon fangen einige der bunten Gesellen im Altholze an, ihr Nachtlied zu singen. Das Prasseln der harten Schwingen, das metallisch harte Gackern mit dem leisen Seufzer danach verrät, wo die Vögel aufbäumen, um die Nacht zu verbringen. Müden Fluges kehrt ein Turmfälkchen von der Mäusejagd auf dem Brachfelde heim, Enten naken, Bläßen[1] belfern und quieken, der Zwergtaucher trillert, und in dröhnenden Mißtönen läßt der Rothalstaucher sein Balzlied erschallen. Im Wasser gurgelt es leise, eine Welle zieht vom Ufer fort, es brodelt und quirlt an einer Stelle, dann taucht der runde Kopf einer Wasserratte auf. Sie ver-

schwindet wieder und sitzt dann plötzlich mit einer saftigen Wurzel zwischen den Zähnen auf dem Schlammhügel, der neben ihrem Schlupfloche aus dem Wasser ragt. Wie ein Biber in Zwerggestalt erscheint sie, emsig schaben ihre gelben Nagezähne an der Wurzel. Von Zeit zu Zeit dreht sie ihr Schnuppernäschen gegen den Wind und prüft den leisen Luftzug, ihre schwarzen Äuglein glimmen, ihre im Pelz verborgenen Ohren lauschen. Plötzlich ist sie mit einem leisen Plumps im Wasser verschwunden. Ein großes Wiesel sucht das Teichufer gegen den Wind ab. Dabei kriegt es meine Witterung in die Nase, glaubt zuerst gar nicht recht daran, daß ein Mensch da sitzen soll, richtet sich hoch auf und zeigt mir sein weißgelbes Vorhemdchen, hüpft einige Schritte seitwärts und schnuppert und lauscht wieder, macht ein Männchen und zuckt mit seinem schwarzen Schwänzchen, kreischt und schnalzt ärgerlich über die dumme Störung, dann wendet es sich und eilt den Weg zurück, den es kam.

Allmählich wird es dunkler, ferne Baumstümpfe reichen sich im Schatten die Hand, ein bleicher Stern guckt durch das Himmelsgewölbe. Ein Vogel flattert über mich weg, scheint eine Eule zu sein, aber noch ehe ich erkannt habe, taucht er aus dem hellen Himmel in die Nacht der Fichtenschatten, doch plötzlich ist er wieder über mir. Klar zeichnet sich sein Schattenbild gegen den Himmel ab, der lange Stecher verrät die Schnepfe. Klein ist das Wäldchen, das ihr Unterschlupf bietet, drum glaube ich kaum, daß sie hier brüten will. Sie verlor wohl ihren Gatten vor kurzem: beim lustigen Minnespiel und neckischen Werbeflug ruckte ein brüllender Feuerstrahl nach ihm, und er verschwand, fiel in stinkende Nebelwolken hinein. Nun sucht ihn die Überlebende, streicht in alle Feldgehölze, sucht bebuschte Moore ab und Fichtendickichte, Brombeerurwälder, die auf feuchtem Grunde stehen, und Erlengruppen am Bachufer.

Steif vom langen Stehen wandere ich heimwärts, auf dem schmalen Grasband neben dem Wege heimlich schreitend. So komme ich einigen Rehen ungehört allzu nahe, erschreckt poltern sie durchs Unterholz, ich höre ihre Läufe erregt den Boden stampfen, bis sie laut ihr furchtverratendes Schrecken hören lassen: „böh, böh!“ Laut, aufdringlich schallt es durch den schweigenden Wald, bis sich die Rehe endlich bequemen, abzuspringen und hinaus auf das Saatstück zur Äsung zu wechseln.

Wie wundervoll frisch die Natur jetzt riecht. Tausend springende Knospen senden ihren feinen Duft, Fichten mischen ihren balsamischen Harzgeruch dazwischen, von der Erde dampft ein herber Geruch empor, vom Teiche dringt der Dunst des Wassers herüber. Viel stärker als am Tage macht sich bei sinkender Nacht dieser einzigartige Lenzesgeruch bemerkbar, die Sonne kann jetzt nicht stören, dadurch daß sie aufdringlich ihre wohlige Glut ins Blut dringen läßt, alle anderen Eindrücke verwischend und übertrumpfend. Alles scheint schweigend zu atmen in der Frühlingsnacht, das

lange nicht gehörte Flüstern des leisen Windes in den jungen Blättern tönt wieder, das raschelnde Huschen des dürren, toten Laubes ist verstummt, aufsprießende Waldkräuter haben es festgelegt.

Wie ich den Wald verlasse, tönen brummende Flügelschläge an mein Ohr, ein Schatten geistert gespenstisch vorüber, klagend ertönt ein langgedehnter Lockruf, von der nebelübergossenen Wiese kommt ihm Antwort, dann gaukeln zwei, drei Schatten vorüber, zeigen sich gegen den Himmel, flattern wie Lappen herab und entschwinden auf brummenden Flügeln. Die Kiebitze vermögen auch nachts keine Ruhe zu finden, der Lenz rumort zu stark in ihrer Brust. Zwar hat das Weibchen vielleicht gar schon vier kleine Dunenjunge[2] zu versorgen, deshalb tun die Männchen doch noch, als wären Flitterwochen, gaukeln am Tage und spielen des Nachts über der nassen Wiese, die ihr Glück birgt.

In der Hecke raschelt's und regt sich's; ein Igel macht sich bereit, auf Jagd zu gehen; aber vorerst macht er einen vergeblichen Versuch, einige langrückige Flöhe aus den rasselnden Stacheln zu kratzen. Auf der Dorfstraße huscht's und funkelt's grünlich, dann murrt es fauchend und kreischt gellend: Katzenhochzeit. Am Friedhofsberge brummt die Ohreule, neckisch ruft das Käuzchen in den Obstgärten des Dorfes, ein Hund kläfft müde, pfeifend schlürft ein Knecht seine Holzpantoffeln aus der Kneipe nach Hause, mit gespenstisch wubbernden und knitternden Flügeln jagt eine Ohrfledermaus vor den offenen Fenstern meiner Schlafkammer. Eulenruf, Kiebitzklagen, Katzenschrei, dumpfes Hundegebell und Huschen und Flattern weichhäutiger Fledermausflügel weben sich in meinem Traum zu einem wundersamen Tiererlebnis zusammen, bis gegen Morgen, noch ehe der Himmel sich färbt, der Hausrotschwanz auf dem Hausgiebel sein komisches Liedchen aus der engen Kehle hervorwürgt, die Amsel ihr feierliches Lied anstimmt, Rotkehlchen mit einfällt und der kleinen Grasmücke Mut zum Singen macht.

Wenn die Bachstelze erwacht ist und mit fröhlichem Billi zilli ans Tagewerk geht, finden sich auch die Stare ein, um von der Friedhofslinde herab zu pfeifen und zu schwätzen. Dann kommt der Ringeltauber, besucht seine Gattin und heult ihr einige Strophen vor, auch die Langschläfer, Meisen, Zaunkönig und Sperlinge, finden sich endlich aus ihren molligen Schlafkammern und stimmen in den Frühlingssang mit ein. Buchfink und Hänfling singen und schlagen um die Wette, alle sind schon in vollster Tätigkeit, wenn sich der Städter seinem warmen Bette entwindet und mit verschlafener Stimme nach dem Frühstück ruft.

Arno Marx.

69. Die Ameisen als Mörder.

Im stillen Walde kann man allerhand sehen, natürlich, wenn man die Augen aufmacht. So sah ich's denn, sah's anfangs zufällig und hernach mit Bedacht. Was nur der Auflauf bedeutete! Der ganze Platz war voll von Hinzueilenden und Davonspringenden. Sie drängten und wogten hin und her, sie stießen in der Hast aneinander; die nicht schnell weiter konnten, wurden niedergedrückt; ja, hier und da lief sogar eins über den Leib des anderen hinweg. Ich ragte wie ein Ungeheuer über der erregten Menge hervor, und zwar so hoch, daß die kleinen Augen selbst mittels eines Ferngläschens kaum imstande gewesen wären, mein Haupt zu erblicken.

So bückte ich mich, um zu sehen, was denn dieser Auftritt der Ameisen auf dem sandigen Waldweg bedeutete; und ich sah es bald. Es war der Kampf der Ameisen mit einer Kiefernraupe. Diese mochte träge ihres Weges gekrochen sein, vielleicht durchdämmert von der Ahnung ihres zukünftigen Schmetterlingslebens, vielleicht auch nur im Hunger nach saftigen Föhrenzweigen. Da mochten die Straßenräuber hervorgetreten sein aus dem Laubgehölze des Heidelbeerkrautes und die Wallerin überfallen haben. Den ersten Anfall hatte sie mit geschickten Wendungen und scharfen Bissen abgewehrt; ihre braune Behaarung steifte sie zu einem Panzerhemde, und eine und die andere der Angreifenden trat sie sogar mit ihren Pfoten zu Tode. Aber immer mehr der Ameisen sprangen herbei und packten die Raupe von hinten und vorn. Sie richtete sich in der Mitte zu einem Bogen auf: da liefen einige unter den Bauch, andere stiegen rasch auf den emporstrebenden Rücken und drückten ihn nieder, und sie setzten ihre Zähne ins Fleisch des hilflosen Tieres. Der Hinterleib der Raupe war bereits ganz umklammert, da bäumte sie sich noch mit dem Vorderkörper zur Höhe wie ein unstetes Pferd und schlug mit dem Haupte wild um sich. Allsogleich schossen ein paar Ameisen unter ihre Brust und versetzten ihr mit den Zangen wütende Bisse, wobei die Raupe noch einmal mit dem ganzen Körper emporschnellte und ihre Angreifer über den Haufen warf. Nun griffen diese noch hitziger an; ihrer zwanzig rangen mit dem Opfer, stachen, bissen und schlugen es und spritzten unter den verzweifelten Zuckungen des Tieres ihr heißes Gift in die Wunden.

Mein Ergötzen an dem Kampf ging nun in Mitleid über für die arme Raupe, die, von aller Welt verlassen, gegen eine Unzahl von Feinden sich mit unerhörter Tapferkeit ihres Lebens wehrte.

Rasch riß ich einen steifen Rispenhalm ab und versuchte damit die kleinen Würger von der in Todesangst sich windenden Raupe wegzuschieben und wegzustechen. Nun wollten die erbitterten Ameisen aber auch mit mir den Kampf beginnen; hastig kletterten sie den Halm empor bis zu

meinen Fingern, die bald das Prickeln ihres scharfen Saftes zu spüren bekamen. Die andern aber klammerten sich so fest an das unterliegende Tier, daß ich den schwachen Halm gegen einen dünnen Baumzweig vertauschen mußte, um die Raupe mit Gewalt von den Räubern zu befreien. Es war jedoch zu spät. Als die Ameisen fortgescheucht waren, brach die Raupe zusammen und regte sich nicht mehr. Helle Tröpfchen standen auf ihrem braunen, stellenweise stahlblau schillernden Körper. Nun tat es mir leid um das Tier, das in einem rechtlosen Streite, nur weil es der Schwächere war, sein Leben lassen mußte, und mir kam zu Sinne, die strafende Vergeltung zu spielen und die hin und wieder schwärmenden Ameisen, ja ihr ganzes, nur wenige Schritte entferntes Raubnest mit einigen Fußtritten zu zerstören. Da kam mir, ich weiß nicht wie, der Kalbsbraten ins Gedächtnis, welcher mir mittags zuvor so trefflich gemundet hatte; zwei Tage früher hatte ich gesehen, wie der Fleischhauer das Kälbchen von seiner Mutter weggerissen und zur Schlachtbank geführt ...

Ich ließ nun die Ameisen gewähren. Sie nahten sich sofort wieder der hingestreckten Raupe; diese, von neuem angefaßt, hob noch einmal ihr Haupt, es knickte aber wieder ein, und sie war tot.

Die Menge hatte sich verlaufen. Die wenigen Zurückbleibenden befaßten sich mit dem Fortschaffen der erlegten Beute. Aber sie vermochten den Körper, der eine Ameise wohl dreißigmal überwog, nicht von der Stelle zu bringen. Da lief eine davon und brachte bald Gefährten zur Hilfeleistung. Nun faßten sie die tote Raupe an beiden Seiten an, einige krochen unter den Körper hin, als wollten sie diesen heben und tragen, und bald bewegte sich die Last weiter. Es ging recht rasch über den glatten Boden hin. Jetzt erwachte in mir die Bosheit oder, wenn das besser klingt, der Gerechtigkeitssinn. So ohne jegliches Hindernis sollte die Untat doch nicht abgehen. Ich legte ein flaches Steinchen auf die Raupe: für den ersten Augenblick allerdings entstand eine Verwirrung und Verlegenheit unter den Ameisen. Aus der Wucht, unter welche sie zum Teil selbst gekommen, hatten sie sich bald wieder unversehrt hervorgearbeitet. Nun umkreisten sie den Stein, stiegen auch darüber hin, prüften die Last und schienen dann Rat zu halten, wie ihre Beute unter dem Steine herauszukriegen wäre. Der Versuch, den Stein wegzuwälzen, erwies sich als vergeblich. Das etwa ein achtel Pfund schwere Stückchen regte sich trotz aller Anstrengungen der Ameisen nicht von der Stelle. Was taten sie nun? Sie fingen an den Boden zu unterhöhlen, gruben einen kleinen Kanal unter dem Stein, hoben um die Raupe und unter derselben das Erdreich aus, und nach einer Viertelstunde zogen sie den Leichnam unter dem Steine hervor.

Die Tat erfüllte mich mit Achtung, und ich legte den kleinen Wesen nichts mehr in den Weg; ungesäumt schleppten sie die Raupe dem

Ameisenhaufen zu, wo sie dieselbe in eine der Vorratskammern gebracht haben mögen.

In wenigen Wochen, so dachte ich, werden Kiefernspinner aus dem Geschlechte der ermordeten Raupe den Ameisenhaufen umgaukeln und in ihrem Fluge höhnend niederblicken auf die krabbelnden Wesen. So geht das Spiel im Kreise der Natur; wir Menschen stehen nicht außerhalb desselben.

Peter Rosegger.

70. Die kleine Passion.

Der sonnige Duft, Septemberluft,
sie wehten ein Mücklein mir aufs Buch,
das suchte sich die Ruhegruft
und fern vom Wald sein Leichentuch.
Vier Flügelein von Seiden fein
trug's auf dem Rücken zart,
drin man im Regenbogenschein
spielendes Licht gewahrt!
Hellgrün das schlanke Leibchen war,
hellgrün der Füßchen dreifach Paar,
und auf dem Köpfchen wundersam
saß ein Federbüschchen stramm;
die Äuglein wie ein gold'nes Erz
glänzten mir in das tiefste Herz.
Dies zierliche und manierliche Wesen
hatt' sich zu Gruft und Leichentuch
das glänzende Papier erlesen,
darin ich las, ein dichterliches Buch;
so ließ den Band ich aufgeschlagen
und sah erstaunt dem Sterben zu,
wie langsam, langsam ohne Klagen
das Tierlein kam zu seiner Ruh.
Drei Tage ging es müd' und matt
umher auf dem Papiere;
die Flügelein von Seide fein,
sie glänzten alle viere.
Am vierten Tage stand es still
gerade auf dem Wörtlein „will"!
Gar tapfer stand's auf selbem Raum,
hob je ein Füßchen wie im Traum;
am fünften Tage legt' es sich,
doch noch am sechsten regt' es sich;
am siebten endlich siegt' der Tod,
da war zu Ende seine Not.
Nun ruht im Buch sein leicht Gebein,
mög' uns sein Frieden eigen sein.

Gottfried Keller.

71. Ein Wolf.

Noch nie war in den französischen Bergen ein so unheimlich kalter und langer Winter gewesen. Seit Wochen stand die Luft klar, spröde und kalt. Bei Tage lagen die großen, schrägen Schneefelder mattweiß und trostlos unter dem grellblauen Himmel, nachts ging klar und klein der Mond über sie hinweg, ein grimmiger Frostmond von gelbem Glanz, dessen starkes Licht auf dem Schnee blau und stumpf wurde und wie der leibhaftige Frost aussah. Die Menschen mieden alle Wege und namentlich die Höhen, sie saßen träge und schimpfend in den Dorfhütten, deren rote Fenster nachts neben dem blanken Mondlicht rauchig trüb erschienen und früh erloschen.

Das war eine schwere Zeit für die Tiere der Gegend. Die kleineren erfroren in Menge, auch Vögel erlagen dem Frost, und die hageren Leichname fielen den Habichten, Wölfen und Raben zur Beute. Aber auch diese

litten furchtbar an Frost und Hunger. Es lebten einige Wolfsfamilien dort, und die Not trieb sie zu engerem Verband. Tagsüber gingen sie einzeln aus. Da und dort strich einer über den Schnee, mager, hungrig und wachsam, lautlos und scheu wie ein Gespenst. Sein schmaler Schatten glitt neben ihm über die Schneeflächen. Spürend reckte er die spitze Schnauze in den Wind und ließ zuweilen ein trockenes, gequältes Heulen vernehmen. Abends aber zogen sie vollzählig aus und drängten sich mit heiserem Gebell um die Dörfer. Dort war Vieh und Geflügel wohl verwahrt, und hinter festen Fensterladen lagen Flinten angelegt. Nur selten fiel eine Beute, etwa ein kleiner Hund, ihnen zu, und zwei aus der Schar waren schon erschossen worden.

Der Frost hielt immer noch an. Oft lagen die Wölfe still und brütend beisammen, einer am andern sich wärmend, und lauschten beklommen in die tote Öde hinaus, bis einer, von den grausamen Qualen des Hungers gefoltert, plötzlich mit schauerlichem Gebrüll aufsprang. Dann wandten alle andern ihm die Schnauzen zu, zitterten und brachen miteinander in ein furchtbares, drohendes und klagendes Heulen aus.

Endlich entschloß sich der kleinere Teil der Schar zum Wandern. Früh am Tage verließen sie ihre Löcher, sammelten sich und schnoben erregt und angstvoll in die frostklare Luft. Dann trabten sie rasch und gleichmäßig davon. Die Zurückgebliebenen sahen ihnen mit weiten, glasigen Augen nach, trabten ein paar Dutzend Schritte hinterher, blieben unschlüssig und ratlos stehen und kehrten langsam in ihre leeren Höhlen zurück.

Die Auswanderer trennten sich am Mittag voneinander, drei von ihnen wandten sich östlich dem Schweizer Jura zu, die andern zogen südlich weiter. Die drei waren schöne, starke Tiere, aber entsetzlich abgemagert. Der eingezogene helle Bauch war schmal wie ein Riemen, an den Seiten standen die Rippen jämmerlich heraus, die Mäuler waren trocken und die Augen weit und verzweifelt. Zu dreien kamen sie weit in den Jura hinein, erbeuteten am zweiten Tage einen Hammel, am dritten einen Hund und ein Füllen und wurden von allen Seiten her wütend vom Landvolk verfolgt. In der Gegend, welche reich an Dörfern und Städtchen ist, verbreitete sich Schrecken und Scheu vor den ungewohnten Eindringlingen. Die Postschlitten wurden bewaffnet, ohne Schießgewehr ging niemand von einem Dorf zum andern. In der fremden Gegend und nach so guter Beute fühlten sich die drei Tiere zugleich scheu und wohl; sie wurden tollkühner als je zu Hause und brachen am hellen Tag in den Stall eines Meierhofes. Gebrüll von Kühen, Geknatter splitternder Holzschranken, Hufgetrampel und heiser keuchender Atem erfüllten den engen, warmen Raum. Aber diesmal kamen Menschen dazwischen. Es war ein Preis auf die Wölfe gesetzt, das verdoppelte den Mut der Bauern. Und sie erlegten

zwei von ihnen. Dem einen ging ein Flintenschuß durch den Hals, der andere wurde mit einem Beil erschlagen.

Der dritte entkam und rannte so lange, bis er halbtot auf den Schnee fiel. Er war der jüngste und schönste von den Wölfen, ein stolzes, herrisches Tier von mächtiger Kraft und gelenken Gliedern. Lange blieb er keuchend liegen. Blutigrote Kreise wirbelten vor seinen Augen, und zuweilen stieß er ein pfeifendes, schmerzliches Stöhnen aus. Ein Beilwurf hatte ihm den Rücken verletzt. Doch erholte er sich und konnte sich nach einer Weile wieder erheben. Erst jetzt sah er, wie weit er im Todesschrecken gelaufen war. Nirgends waren Menschen oder Häuser zu sehen. Dicht vor ihm lag ein verschneiter mächtiger Berg. Es war der Chasseral. Er beschloß, ihn zu umgehen. Da ihn Durst quälte, fraß er kleine Bissen von der gefrorenen, harten Kruste der Schneefläche.

Jenseits des Berges traf er sogleich auf ein Dorf. Es ging gegen Abend. Er wartete in einem dichten Tannenforst. Dann schlich er vorsichtig um die Gartenzäune, dem Geruch warmer Ställe folgend. Niemand war auf der Straße. Scheu und lüstern blinzelte er zwischen den Häusern hindurch.

Da fiel ein Flintenschuß. Er warf den Kopf in die Höhe und griff zum Laufen aus, als schon ein zweiter Schuß knallte. Er war getroffen. Sein weißlicher Unterleib war an der Seite mit Blut befleckt, das in dicken Tropfen zäh herabträufelte. Dennoch gelang es ihm, mit großen Sätzen zu entkommen und den jenseitigen Bergwald zu erreichen. Dort wartete er horchend einen Augenblick und hörte von zwei Seiten Stimme und Schritte. Angstvoll blickte er am Berg empor. Er war steil, bewaldet und mühselig zu ersteigen. Doch blieb ihm keine Wahl. Mit keuchendem Atem klomm er die steile Bergwand hinan, während unten ein Gewirre von Flüchen, Befehlen und Laternenlichtern sich den Berg entlang zog. Zitternd kletterte der verwundete Wolf durch den halbdunkeln Tannenwald, während aus seiner Seite langsam das braune Blut hinabrann.

Die Kälte hatte seit einem Tage nachgelassen. Der westliche Himmel war dunstig trüb und schien Schneefall zu versprechen.

Endlich hatte das erschöpfte Tier die Höhe erreicht. Er stand nun auf einem leicht geneigten, großen Schneefelde, nahe bei Mont Crosin, hoch über dem Dorfe, dem er entronnen war. Hunger fühlte er nicht mehr, aber einen trüben, klammernden Schmerz von den beiden Wunden. Ein leises, krankes Gebell kam aus seinem hängenden Maul, sein Herz schlug schwer und schmerzhaft und fühlte die Hand des Todes wie eine unsäglich schwere Last auf sich drücken.

Eine einzelnstehende, breitästige Riesentanne lockte ihn; dort setzte er sich nieder und starrte trübe in die graue Schneenacht. Eine halbe Stunde

verging. Nun fiel ein mattrotes Licht auf den Schnee, sonderbar und weich. Der Wolf erhob sich stöhnend und wandte den feinen Kopf dem Licht entgegen. Es war der Mond, der im Südost riesig und blutrot sich erhob und langsam am trüben Himmel höherstieg. Seit vielen Wochen war er nie so rot und groß gewesen. Traurig hing der Blick des sterbenden Tieres an der matten Mondscheibe, und wieder röchelte sein schwaches Heulen schmerzlich und tonlos in die Nacht.

Da kamen Lichter und Schritte nah. Bauern in dicken Mänteln, Jäger und junge Burschen in Pelzmützen und mit plumpen Gamaschen stapften durch den Schnee. Gejauchze erscholl. Man hatte den verendenden Wolf entdeckt. Zwei Schüsse wurden auf ihn abgegeben, und beide fehlten. Dann sahen sie, daß er schon im Sterben lag, und fielen mit Stöcken und Waffen über ihn her. Er fühlte es nicht mehr.

Mit zerbrochenen Gliedern schleppten sie ihn nach Sankt Immer hinab. Sie lachten, sie prahlten, sie freuten sich auf Schnaps und Kaffee, sie sangen, sie fluchten. Keiner sah die Schönheit des verschneiten Forstes, noch den Glanz der Hochebene, noch den roten Mond, der jetzt über dem Chasseral hing und dessen schwaches Licht in ihren Flintenläufen, in den Schneekristallen und in den gebrochenen Augen des erschlagenen Wolfes sich brach.

Hermann Hesse.



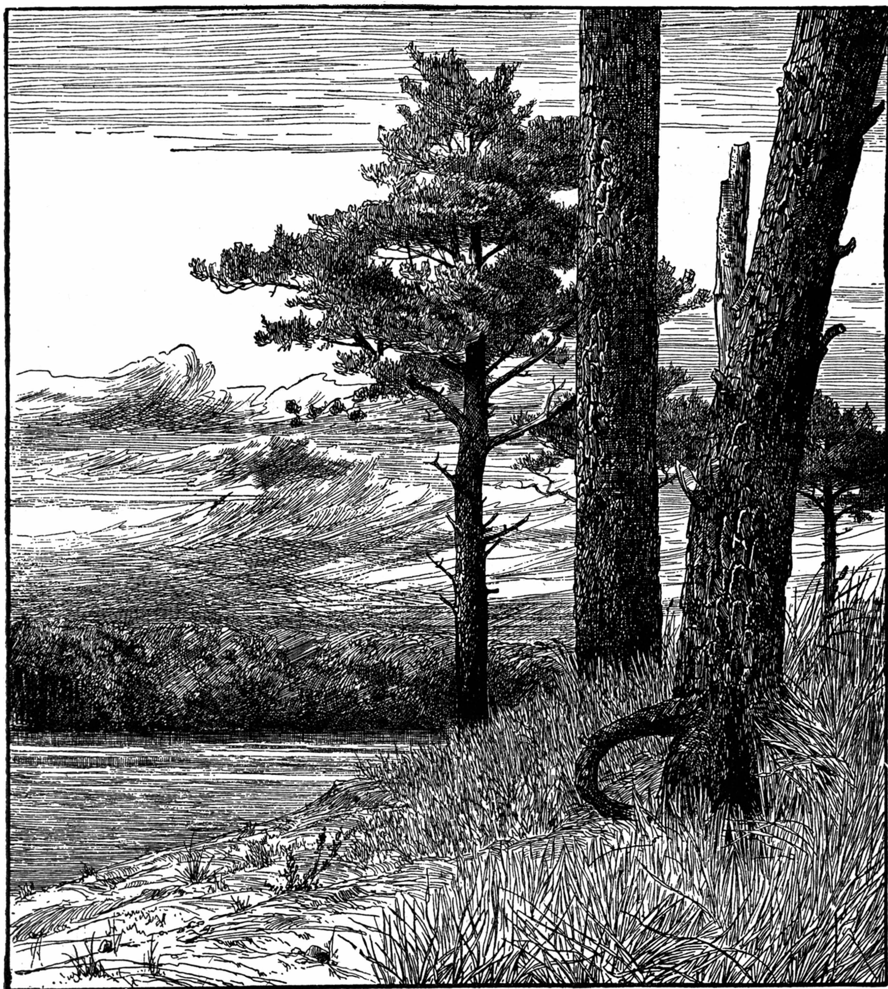
72. Die Kiefer.

1. Herbstabenddämmerung kriecht am Waldesrand,
verdrossener Regen rieselt ins weite Land,
um dornigen Ginster und struppiges Heidekraut
die Nebelfrau den giftigen Brodem braut.

2. Im ausgefahrenen Wege das Wasser rinnt,
rauh über die Gleise weht die Halme der Wind,
und reglos hebt dort drüben aus Scholle und Sand
der Tannenforst die dunkele Nebelwand.

3. Abseits vom Wald eine Kiefer ins Grau sich streckt,
zum Himmel auf die knorrigen Fäuste gereckt,
die Regenheide rings versteht sie nicht,
sie schreit nach Sonne und sehnt sich auf zum Licht.

Börries, Freiherr v. Münchhausen.



Hermann Hirzel

73. Der Bergwald.

Zwei Gesichter hat der Berg. Ernst ist sein Südabhang. Kein Ort unterbricht die grüne Gleichförmigkeit seines steilen Hanges. So unnahbar sieht er aus, daß keine der bunten Ortschaften im Auetale es wagte, sich ihm zu nähern, sein ernstes Gesicht jagte sie nach den Weserbergen hin.

Ein ganz anderes Antlitz hat der Berg nach Norden hin; da ist nichts von Unnahbarkeit, von abweisender Schroffheit zu spüren. In langsamen Absätzen steigt er zu Tal, und so kletterten die Ansiedlungen hoch an ihm empor, trieben ihre Häuser, Äcker und Felder in seinen Wald und brachten viele Farben in seine grüne Gleichförmigkeit, rote Dächer und weiße Rauchwolken, aus kühn emporstrebenden Schloten hervorquellend, einer regen Industrie fröhliche Banner.

Außer diesen beiden großen Gegensätzen zeigt der Berg aber noch viele anderer Art. Hier, wo die düstere Fichte herrscht, ähnelt er dem Oberharze nebenan; wo die Buche das große Wort führt, gleicht er den Weserbergen, und, weiterhin, da wo Buche und Eiche sich mengen und ein Bach rieselt, erinnert er an die Bergwälder Thüringens. Dann aber wieder tritt die Kiefer auf heidwüchsigen Flächen auf, und wer die Beschaffenheit des Bodens nicht beachtet und die Steine übersieht, der könnte meinen, er sei in einem der hochgelegenen Geestwälder der Lüneburger Heide, vorzüglich im Vorherbste, wenn der Honigbaum blüht.

Aber auch um die jetzige Zeit kann man sich dort in die Heide träumen, weil gerade so wie dort das düstere Gezweig der Kiefern goldene Schossen treibt und über den heidwüchsigen Rodungen die Birke ihr grünes Blättergeflatter bewegt, während rundumher der Baumpieper schmettert, im Dickicht Haubenmeisen zwitschern und kollern, der Laubvogel sein wehmütiges Lied flötet und von der blauen Höhe eine Heidlerche süß klingt. Ganz so wie in der fernen Heide blitzen goldgrüne Käfer über die sonnigen Schneisen, tanzen die krausen Schatten der Kiefern auf der weißen Fahrstraße, schweben düstere Falter über das spitze Gras.

Der Eindruck bleibt auch noch im raumen Stangenorte[1], dessen Boden bunt ist von den hellgrünen Bickbeerensträuchern und dem rostroten Dürrlaube des Adlerfarns. In allen Kronen piepsen unsichtbare Goldhähnchen, überall leuchten die roten Mordwespen, der Wind erfüllt den Wald mit dem behäbigen Gebrumme, wie es nur die Kiefer kann, und die Sonne entlockt ihm den eigenen Duft von Kien und Juchten, den nur der Heidwald ausströmt.

Dann, auf einmal, ist etwas da, was nicht in den Heidwald gehört. Ein großer, rostroter Falter fegt mit wildem Zickzackfluge über das leuchtende Bickbeergrün, hastet zwischen den rotschimmernden Stämmen hindurch, saust über das schattige Gestell, taumelt an den Birken vorbei und verschwindet dort, wo das lachende Laub einer Buche auftaucht. Denn das ist sein, des Hammerschmieds, Baum; mit den Kiefern und Birken will der seltsame Schmetterling nichts zu tun haben, der auf den Flügeln in blauen Feldern vier weiße Halbkreuze trägt. Die Buche ist sein Baum, und wo sie herrscht, da ist seine Heimat. Ihr strebt er zu.

Jäh bricht der Kiefernwald ab und macht dem Buchenwald Platz. Hier und da hat sich noch eine Kiefer vorgewagt, einige Birken ringen sich zum Lichte, eine Eiche schafft sich mit rücksichtslosen Ästen Raum, aber weiterhin herrscht der grüne Schatten, den nur die Buche gibt, der keiner Blume, es sei denn, daß sie sich von Moder nährt, das Leben gönnt, der alles grüne Leben am Boden in muffigem Fallaube erstickt. Verschwunden sind die frohen Käfer und die lustigen Schmetterlinge, verhallt sind des Piepers und der Goldhähnchen Lieder; eines einzelnen Finken Schlag klingt verloren in der Stille, und ein Häherruf unterbricht auf einen Augenblick das schwere Schweigen.

Hart neben dem Buchenwalde erhebt sich wie eine schwarze Mauer das Fichtenaltholz, kalt und tot wie ein Gefängnis. Lautlos treten die Füße über die weichen, braunen Matten des Bodens. Hier und da ist ein heller Fleck, als fiele aus einem Dachfenster ein karges Licht, und läßt ein Büschlein Schattengrases, einen Bickbeerenhorst, eines Farnes frohes Blattwerk weithin wirken. Oder es fällt von oben her ein Vogelruf in das kalte Schweigen, oder ein langer blauer Sonnenstrahl überschneidet schräg die düsteren Stämme, bemalt sie mit Gold, macht aus dem toten Zweigwerk ein silbernes Netz und aus dem Bock, der langsam dahinzieht, ein fabelhaftes Wesen von lodernder Glut.

Dort aber, wo das Bächlein sich abhastet, um aus dem Bergwalddunkel in das lachende Land zu kommen, springen die Hainbuchen hinzu und stellen sich rechts und links daneben, damit es sich vor den ernsten Fichten nicht allzusehr grusele. Sie spreizen ihre Zweige weit von sich, damit der Mönch und Zaunkönig etwas Sonne haschen können und nicht ganz ihre kecken Lieder verlernen, und auf daß dort auch allerlei gutes Kraut wachsen könne, damit Has und Reh bei Tage Äsung finden.

Hinter dem Bache, wo die Talwand steil emporstrebt, ist ein wilder Kampf zwischen allen Bäumen, die es im Berge gibt. Da zanken sich Buche und Kiefer um den besten Platz, und während sie streiten, schleicht sich die Birke zwischen sie, und auch die Lärche findet sich ein, bis dann wieder die Eiche hinzutritt und die anderen beiseiteschiebt. Und während sich die großen Herren balgen, hat es das kleine Volk gut, und so sprießt Pfeifengras und Adlerfarn, Bickbeere und Eberesche, Heidecker[2] und Siebenstern[3], weil die uneinigen Bäume ihnen nicht, wie im geschlossenen Bestande, alles Licht und jedes bißchen Luft wegnehmen.

Darum gefällt es der Amsel dort auch so ausnehmend und der Graudrossel nicht minder, Mönch und Zaunkönig und Fink sagt es dort ganz besonders zu, und die drei Vettern, der schwirrende Laubvogel des Buchenwaldes, der Weidenlaubvogel aus dem Birkengebüsch und des Kiefernwaldes Fitis[4] finden sich hier zusammen und veranstalten einen ergötzlichen Gesangswettstreit; aber die Finken übertönen sie, des Rotkehlchens silber-

helles Lied kommt auch noch voll zur Geltung, von der Blöße her mischt sich die Braunelle[4] ein, der Pieper[4] macht sich kräftig bemerkbar, und das Geplauder des Grauhänflings bringt neues Leben hinzu.

Oben auf der Rodung ist eine andere Welt. Die Sonne liegt auf der weiten, ringsum von dunklen Fichten eingefaßten Blöße, und es ist still und verlassen dort. Aus himmelhoher Luft kommt eines Seglers spitziger Ruf, irgendwo lockt traurig ein Vogel, ein weißer Schmetterling flattert, wie verängstet, über die Ödnis, und der grüne Buchenhorst sieht aus, als hätte sich Bäumchen an Bäumchen gedrückt, aus Furcht vor der Einsamkeit, die von allen Seiten auf sie eindringt. Unheimlich klingt vom fernen Tann des Taubers dumpfer Ruf.

Doch hinter der blanken Blöße, wo ein Hohlweg den Boden zerschneidet, an dessen Abhängen Farne winken, Silberweiden schimmern und der Bergholder[5] mit lichten Dolden prahlt, oder dort, wo ein Eichenhain mit lustig grünenden Ästen sich lichtet, und hier, wo die Buchen so weit stehen, daß die Sonne über den Boden Macht hat, oder dort, wo der alte Steinbruch gähnt, und weiterhin, wo fleißige Hände im neuen Bruche schaffen und unfern davon der Wald vor dem Abhange zurückprallt und von grasiger, hellgeblümter Halde der Blick hinunter in das Tal und hinüber zu den Bergketten reicht, da ist trotz aller Bergwaldheimlichkeit Leben und trotz des Lebens Waldheimlichkeit.

Wenn auch Maschinenwerk knarrt und klappert oder froher Wanderer Stimmen von der Wirtschaft herschallen, ein Viertelstündchen weiter ist wieder die Einsamkeit zu finden mit Wipfelrauschen, Bussardruf und Vogellied, wo nur die reihenweise Gliederung des Waldes, die Wegeführung und die Wagenspur von Menschen und Menschenwerk reden und den Wanderer nicht zu jenem bedrückenden Gefühle der Verlassenheit kommen lassen, das ihn beschleicht, schweift er im pfadlosen Moore oder in der ungeteilten Heide. Er weiß, daß der Weg ihn zu Menschen bringt, ihn zum Abhange des Berges führt, dorthin, wo sich Ort an Ort reiht, an den Südabhang oder dahin, wo tief im Tale der Aue die Straße von Dorf zu Dorf geht.

Und so wird der Berg jedem gerecht, der ihn aufsucht. Der menschenmüde Waldfahrer kann stundenlang schweifen, ohne gestört zu werden, und der frohe Wanderer kann sich des stillen Waldes freuen, während vom Hange her rote Dächer ihn grüßen und vom Tale aus der Pfiff der Dampfpfeife und das Rollen der Räder ihm meldet, daß ein kurzer Weg ihm wieder Gesellschaft bringe.

Hermann Löns.

Aus fremden Ländern.

74. Eine Fahrt auf der Anatolischen Eisenbahn.

Der verhältnismäßig kleine Flecken Haidar-Pascha mußte Kopfstation der Anatolischen Bahn werden, nicht das bevölkerte, der europäischen Zentrale gegenüberliegende Skutari. Nur durch kostspielige Tunnelbohrungen und durch Rampenbauten am jähen Absturz der Berge hätte die Bahn von dort in die kleinasiatische Landschaft hinausgeführt werden können.

Nähern wir uns dem Stationsbereich, so sehen wir auf den Molen[1] lange Reihen von Güterwagen, von denen mittelst Rinnen das in loser Schüttung verladene Getreide in die Mahones, die flachen, länglichen, türkischen Boote, hineinfließt. Große Körbe von Zylinderform, gefüllt mit verschiedenen Gemüsearten, der Ernte der Gefilde des Golfes von Ismid und des Sabandjasees, türmen sich in den Fahrzeugen. Mächtige Ahornkronen beschatten die Bahnhofsanlagen. Der Wagen, den wir zu unserer Fahrt ins Innere besteigen, fällt uns durch seine Höhe sowie die leuchtende weiße Oberfläche in die Augen. Ein Doppeldach krönt ihn. Die zwischen dem oberen Eisendach und dem unteren Holzdach frei durchstreichende Luft, die Reflexionskraft, welche die weiße Fläche des Plattdaches gegenüber den Sonnenstrahlen besitzt, hat die wohltuende Wirkung, daß wir unter der schon ansehnlichen Maihitze wenig zu leiden haben. Von der Hundstagsschwüle, die im Innern unserer deutschen, von der Sonne durchglühten Wagen zur Sommerzeit erstickend waltet, ist auf der Anatolischen Bahn glücklicherweise nichts zu spüren. In dem geräumigen und bequemen Wagen fühlen wir uns bald heimisch. Die breiten Fenster und die angefügte Plattform versprechen uns freiesten Ausblick in die Landschaft. Ein paar hohe türkische Würdenträger mit großem männlichen wie weiblichen Gefolge stellen sich als Mitfahrende ein. Wir werfen einen Blick in die Wagen erster Klasse, welche die Anatolische Bahn für ihr vornehmes mohammedanisches Publikum führt: buntgemusterte Tapeten an den Wänden, üppige Divans an den Längsseiten, auf denen sich's mit untergeschlagenen Beinen mit der rechten Muße sitzen läßt.

Den Sitten des Orients hat sich mit Recht die Anatolische Bahn in ihren Einrichtungen soweit als möglich angeschmiegt und durch diese Rück-

sichtnahme das Wohlwollen aller Mohammedaner — Grundbedingung für das Gedeihen des Unternehmens — in kürzester Zeit erworben.

Ebenso ist einer anderen mohammedanischen Gepflogenheit im Betriebe der Anatolischen Bahn Rechnung getragen worden: der Geschlechtertrennung. Wenn in der Öffentlichkeit eine Vertreterin des schönen Geschlechts auftaucht, so heißt die Anstandspflicht des Mohammedaners: „Geh aus dem Wege“; vermag er dies nicht, so lautet das Gesetz: „Blick nicht hin.“ Wo sich die Absonderung der Geschlechter im öffentlichen Verkehrsleben irgend durchführen ließ, da hat sie in der Türkei auch Platz gewonnen. So befinden sich besondere, scharf getrennte Abteile für Frauen in den Pferdebahnen, auf den Dampfern, im Bereiche der Anatolischen Bahn also auch in den Wagen. Selbst die Bahnhöfe haben ein Haremlik, ein eigenes Damenwartezimmer. Auf den kleineren Stationen, wo die Gebäude nicht von ausreichender Größe waren, hat man von der Wartehalle durch Gitterwerk einen schmalen Raum abgeschnitten. Wie aufgescheuchte Hühner drängen sich, um dem männlichen Blicke zu entgehen, die vermummten weiblichen Gestalten hinter diesen buchtartigen Verschlägen zusammen. Gleich einer Fahrt längs eines Alpensees oder an der Riviera gestaltet sich die Küstentour von Haidar-Pascha bis zur Gartenstadt Ismid. Zur Rechten die blauen Wasser des gleichnamigen Golfes, zur Linken niedrige, gering bewaldete Bergrücken, die zumeist Weidetriften abgeben, wie die hier und da sichtbar werdenden Schäfereien, die niedrigen Sennhütten und die runden, mit dichtem Strauchwerk umfriedeten Viehhürden beweisen. Zwischen diesen Hügeln und dem Meere dehnt sich ein Gartenland von üppigster Fülle. Bald hart am Meer, bald mehr an das Heideland der Abhänge heranrückend, laufen die Schienen der Bahn. Ein Gewirr von fruchttragenden Zweigen und Büschen, soweit wir ausschauen: Oliven, Feigen, Weinreben, Weichselkirschen, Nußbäume, Quitten, Mandelbäume. Stellenweise streifen wir die Gärten so nahe, daß wir aus den Wagenfenstern mit den Händen nach den Früchten greifen können.

Nicht weniger als 15 Stationen zählt die nur 91 km lange Strecke von Haidar-Pascha nach Ismid, ein Zeichen von dem Volksreichtum dieses Striches. Das Villenidyll kennzeichnet die meisten dieser Orte. Wie schon die byzantinischen Großen an den Gestaden des Golfes ihre Landsitze wählten, bauen auch gegenwärtig die Reichen der Hauptstadt hier mit Vorliebe ihre Sommerhäuschen.

Bei Ankunft unseres Zuges entwickelte sich an den Haltestellen ein Bahnhofsleben, das an Hast dem Treiben auf unseren europäischen Stationen um nichts nachsteht, an Bilderfülle es hundertfach übertrifft. Früchtehändler mit ihren Körben, Wasserverkäufer mit dem Rufe im Diskant „buspeki“, „kalt wie Eis“, schwingen sich auf die Trittbretter; Reisende drängen sich in dichter Zahl heran, anatolische Türken mit den weiten

Pluderhosen, der kurzen, dickwattierten Jacke, dem leichten, kaftanartigen Überwurf, dem hohen, aus buntfarbigem Stoff gewundenen Turban; nomadisierende Kurden mit hellroten Mänteln, Stiefeln und Beinkleidern; Tscherkessen mit ihren Pelzmützen, den langen, faltigen, dunklen Röcken und den fest anliegenden Beinkleidern. Die weißen, schleierartigen Kopftücher der Frauen leuchten in der Sonne.

Weiter geht es längs des Gestades. Aus den mit dichtem Baumwerk überdachten Zisternen[2] schütten hohe Schöpfräder das Wasser in die langen Holzrinnen. Mit Pfählen umrahmte quadratische Flächen zu seiten der Geleise, die als Früchtelager zur Verwendung kommen, zeigen, welcher Reichtum sich zur Erntezeit hier aufstapelt. Die Güterzüge fahren auf der Küstenstrecke dann des Nachts und halten zur Verladung nach Bedarf auf offenem Felde. Drei, ja manchmal vier Ernten vermag der Bauer bei guter Bewässerung dank dem milden Klima der Tieflandstriche zu erzielen.

Die Gartenlandschaft läuft bis zum eigenartigen Stadtbild von Ismid, dem alten Nikomedien. Seine Häuserreihen füllen die Ebene vom Rande des Golfes bis zum Fuße des Rundhügels, der das Flachland abgrenzt, und steigen an dieser Höhe empor.

Mitten durch den am Fuße des Hügels sich ausdehnenden Stadtteil, den belebten eleganten Boulevard[3] Hamidie entlang, fährt die Bahn. Den mit Bäumen bepflanzten Mittelweg nimmt der Schienenstrang ein. Einer Kamelreihe, die unter Schellengeläute dahinzieht und die Karawanenstraße von Angora her schreitet, begegnen wir. Die alte und die neue Zeit ziehen aneinander vorüber! Seitdem die Eisenbahn die Stadt mit Konstantinopel in Verbindung gebracht hat und ihr ermöglicht, den Ertrag der Obst- und Gemüsegärten in kürzester Zeit auf den Markt der Hauptstadt zu bringen, hebt sie sich von Jahr zu Jahr. Wohlhabenheit und Stattlichkeit verraten Gebäude und Bewohner. Hugo Grothe.

75. Konstantinopel.

Wer durch Konstantinopel zu Fuße gehen will, der tut am besten, Bergschuhe zu benutzen und einen kleinen Alpenstock zu kaufen, wie man ihn in Italien so schön bekommt. Ohne solche Hilfsmittel ist die Wanderung beschwerlich. Aber freilich das bequemste Mittel, Konstantinopel kennenzulernen, sind die vorzüglichen kleinen, kräftigen Pferde, die man an den Straßenecken mietet. Beim Mieten und Bezahlen gibt es etwas orientalischen Zank, aber was schadet das? Im ganzen reitet man billig, und zu Pferd ist man in der besten Lage, das unbeschreiblich bunte Gewirr zu betrachten. Wir haben trotz kurzer Zeit von allem etwas gesehen: Hafen, Schlösser, Moscheen[1], Basare[2], Kasernen, Schulen. Wir waren draußen am Stadttor, wo die Straße nach Adrianopel zwischen Grabsteinen und Zypressen beginnt, im Lager der Zigeuner, in stillen Judenstraßen, bei Türken,

Griechen, Abendländern. Morgends sahen wir den Sultan und seine Generale, mittags die tanzenden Derwische[3], nachmittags die Fischer am Südstrande von Konstantinopel und abends die Volksgenossen im deutschen Handwerkerverein. Vier Tage währte das Gesumm und Getöse, die Woge des Lebens von Konstantinopel.

Und das Ende dieser Tage ist eine Art Geheimnis. Das einzelne an dieser Stadt ist schmutzig, scheckig, unharmonisch trotz der unbeschreiblichen Naturumgebung, aber als Ganzes ist diese Stadt, auch ganz abgesehen von Meer und Himmel, dennoch etwas so Anheimelndes, Treues, daß man sich immer wieder fragt: „Woher kommt es, daß du diese vergitterten Häuser, diesen Haufen von Gebrüll, diese Stadt des Padischah[4] so bald liebgewinnen mußtest? Es ist etwas Historisches. Geh nach Konstantinopel, da ist das Mittelalter! Hier lebt unsere eigene Vergangenheit. Man kann nicht sagen, daß sich das Mittelalter von Paris und Genua und Frankfurt nach Konstantinopel geflüchtet habe. Nein, es wohnte schon immer am Goldenen Horn — hier war es zu Hause. Es wird niemand die Worte kleinlich nehmen wollen, als sei Konstantinopel nur Mittelalter. Es ist ein Gemisch berauschendster Art, in dem Gemisch aber überwiegt das, was für uns verloren ist. Straßen ohne strenge Linien, bergauf, bergab, teils mit Erkern und Gittern, nicht Mietskasernen, sondern Familienhäuser, eine Bank vor der Tür, Akazie oder Weinlaub an der Wand, eine Laube auf dem Dach. Das Handwerk arbeitet in der Straße; sein Verfahren ist das alte umständliche, das so große Anforderungen an die Geschicklichkeit des einzelnen stellt. Man sieht den Kupferschmied wie in den alten treuen, deutschen Geschichten seine Kessel und Näpfe vor allen Leuten hämmern, den Drechsler sieht man mit den Füßen drehen, der Bäcker zieht vor allem Volk warmes Brot aus seinem Ofen. Der Schneider flickt den Mann, der eben vorübergeht, der Schuhmacher hämmert auf kleine, nette Pantoffeln, die dann hinter Glas und Rahmen für Griechinnen und Türkinnen zu haben sind. Alle Wege sind eng, dennoch ist das Pferd als Lasttier und Reitpferd das eigentliche Transportmittel der Stadt. Konstantinopel hat etliche Pferdebahnen, aber nur in europäischen Teilen. Die Fabrik fehlt im großen und ganzen. Handarbeit schafft in allen Häusern. Man bekommt durchaus den Eindruck einer fleißigen Stadt nach alter Art. Natürlich gibt es Bummler wie überall, wo der Himmel heiter ist, aber der italienische und griechische Bettel ist nicht in Konstantinopel. Kinder betteln teilweis, am meisten die Kinder der Zigeuner. Schulzwang findet man hier ebensowenig wie im deutschen Mittelalter. Schulen sind Stiftungen oder Einrichtungen von Religionsgemeinschaften, doch steigt die Einsicht, daß Kinder ohne Schule nur Stiefelputzer werden. Die Schule wächst und tötet das Mittelalter, die Jugend wird freier, die steinernen Häuser verdrängen das Holzhaus, westeuropäische Ware fängt an, die

Basare zu füllen, aber man täuscht sich, wenn man glaubt, dieser Prozeß gehe schnell. Konstantinopel ist ein solcher Koloß, daß er seine Glieder nur langsam anders legen kann, als sie liegen. Noch fünfzig und hundert Jahre wird in Konstantinopel Mittelalter sein, und noch lange werden Menschen aus dem Okzident hierherkommen, wie sie gelegentlich in den schweren braunen Schrank greifen, in denen die Pastellbilder liegen und die alten Stöcke und Hauben. Wer ohne Romantik ist, mag uns schelten, wer aber auch nur etwas von ihr hat, nur etwas vom stillen Weiterleben des Gewesenen, der wird es verstehen, daß wir sagen: Wir haben eine alte Verwandte besucht, alt, aber nicht tot! Friedrich Naumann.

76. Marathon.

Stumpf hing ich im Sattel, ein leises Fieber,
Frucht der Ritte, der tagelangen,
auf glühendem Fels, in feuchtschwülem Sumpftal,
rieselte durch die Glieder.
Weit voraus schon waren die andern,
der Reisegenoß und der dienende Führer.
Was mich umgab, ich sah es kaum,
sah es mit Augen ohne Gedanken.
Auf einmal wiehert mein Pferd
nach den entfernten Stallkameraden.
Aufschrak ich.
„Allnächtig vernimmt man
auf dem Schlachtfeld von Marathon
Rossegewieher und Kampfgetöse“ —
das alte Wort des sagenkundigen,
gläubigen Griechen, das ich vor Jahren
hatte gelesen und halb vergessen,
fuhr wie ein Blitz in die Seele mir.
Ferne sah ich den Hügel jetzt,
des Denkmals rührenden Ehrenrest,
das die gefallnen Athener ehrte.
Darüber hinaus in silbernen Streifen
blitzte das Meer auf.
Ich schaue rechts: dort sind sie gestanden,
dort auf den Höhen, die in gedehntem
Bogen nach mir sich herziehn.
Zum Angriff blasen die Hörner.
In die Hüfte gestemmt die langen, starken,
gefällten Speere schreiten sie vorwärts,
Mann an Mann, eng, fast wie Kettengelenke,
die Höhen herunter, lautlos,
langsam zuerst, dann schneller und schneller,

zum Sturmschritt wird am Gefälle des Abhangs
der gemessene, stramme Marsch.
Drüben aber von links her
wälzt sich entgegen ein Wald von Völkern,
rollender Wellen ein Ozean
brauset heran mit Sturmesgebrüll,
mißtönigem, wüstem Kriegsgeschrei
in allen Zungen des Morgenlands,
in gellenden Lauten der schwarzen Söhne
afrikanischer Glutsandfläche. —
Sendet aus tiefer nächtlicher Pforte
der Hades ein wimmelndes Larvenheer,
wie man in grausigen Träumen es schaut?
Helme mit Lindwurmschweifen gewunden,
Felle des Panthers, Felle des Löwen,
Bälge des Fuchses mit bauschigem Schweife,
Häute des Roßhaupts mit flatternder Mähne
tragen auf Haupt und Schultern die fremden,
wilden Gestalten.
Da genügt als Waffe nicht Schwert, nicht Lanze,
nicht spitziger Dolch, nicht Pfeil und Bogen,
da drohet die Keule mit eisernen Stacheln,
die mähende Sichel, der packende Haken.
Stricke schwingen sie, lange Schlingen,
zu haschen, zu fangen an Fuß und Nacken.
Beile erheben sie, Doppeläxte —
wollt ihr, wie sie einst tat,
als sie den Gatten umschlang mit dem Garne
und den entwaffneten Helden erschlug,
wollt ihr Menschen wie Tiere des Waldes
in Schnurnetz verwickeln und vor die Stirne
wie der Fleischer den Schlachtstier hauen?
Es naht sich.
Ein Hagel von Pfeilen und Lanzen schwirrt
und prasselt auf griechischem Helm und Schild.
Weithin hört man das Erz erklirren.
Tausende fehlen ihr Ziel, nicht alle;
schon fällt aus dem Gliede der eine und andre;
doch schnell, wo der Stahl eine Lücke gerissen,
schließt die gegliederte Kette sich wieder.
Kette nicht, Mauer wär' es zu nennen,
könnt' eine Mauer lebendig werden,
wandeln und vorwärts rücken und drücken:
wie sie mit unerbittlichem Zwange
schöbe und drängte, was ihr begegnet,
wie sie zermalmte, was nicht Platz macht,

also, verkitteten Quadern gleich,
aber mit Augen schauend, mit Händen
tödliche Waffe zum Stoß ausstreckend,
also bewegt sich vorwärts, vorwärts
die furchtbare Phalanx.[1]
Seht, wie sie beben, seht, wie sie weichen!
Sie haben es nie geglaubt, noch gesehen,
was geschlossene, mannszuchtfeste
Vaterlandsliebe,
Gesetzen folgsame, freie
Männer vermögen, und wäre zehnfach
des pochenden Feindes Überzahl.
Mit Peitschen hauen die grimmigen Vögte
von rückwärts hinein in das Angstgetümmel,
in die bunten, zersprengten, zu Klumpen gerollten,
keuchenden, schlotternden Sklavenrotten;
sie kreischen, sie ächzen unter den Hieben,
aber sie fürchten die griechischen Speere
mehr als der Geißel sausenden Schlag,
kaum daß zitternd und hoffnungslos
dieser und jener die Waffe noch hebt,
dem Feinde noch bietet die klopfende Brust.
Ja, zum Lachen noch lassen sie Zeit:
wie ernst und blutig das Werk auch sei,
zu lachen geben die indischen, langen
Weiberröcke, die hohen, spitzen,
umwickelten Hüte, die bunten Lappen,
der ganz verrückte Barbarenaufputz,
zu lachen dem Einfalt liebenden Griechen,
den die Natur in der Wiege geadelt.
Aber weh! O wehe!
Dort in der Mitte! Schau hier!
Wie durch die berstende Wolkenwand
der Blitz hervorschießt,
mit einmal teilt sich, fährt auseinander
der ebbende, breite Hordenschwall.
Und hervor aus der Spalte sprengt
schuppengepanzerte Reiterschar,
auserkornes, gespartes Kernvolk,
Perser vom echten arischen Stamme,
edler an Zügen, edler an Gliedern
als das gezwungene Sklavenblut.
Die Rüstungen blinken, die Lanzen funkeln.
Es wallen und wehen die vollen, langen
Mähnen und Schweife der feurigen Rosse,
hell wiehert des Hauptmanns Vollbluthengst,

wie Silber glänzend, nisäischer Weide'
rein gezüchteter, nerviger Sproß.
Weh euch, ihr armen Braven! Für euch ist
keine Hoffnung, auf solches wart ihr
nimmer gefaßt. Verdeckt als Nachhut
hatte die eherne Schar sich gesammelt.
Wider Vermuten hatten die Schiffe
mit sich geführt die stampfende Tierkraft,
wider Vermuten haben sich kühne
Geschwader des mächtigen Reiterschwarms
über des Erdreichs seebespülten
morschen Boden gewagt zum Angriff,
wie ein Orkan aus heiterm Himmel
auf den ungewarnten Piloten stürzt,
wie auf den Rotwild jagenden Rüden
aus der Äste verbergendem Laub
ein Panther herabspringt, also plötzlich
kommt der Gewaltstoß über euch.
Sie sind aneinander. Wildes Jauchzen.
Hastiger Notruf, rasselnder Erzklang,
Hufegepolter, ein Mantel von Staub
umwirbelt verhüllend das grausige Wirrsal.
Der Staub ist verweht. — Da liegen sie,
der athenischen Jugend und Mannheit Blüte!
Weite, von Lanzenspitzen gebohrte,
vom Hiebe der krummen Schwerter geschlagne
Wunden klaffen, blühende Glieder
sind von den Hufen der Rosse geknickt,
leuchtende Augen sind gebrochen.
Nicht jammernder Aufschrei, aber ein Stöhnen
steigt in die Lüfte aus mancher breiten
herrlich gewölbten Jünglingsbrust.
Schrecklicher Ares! Nimmer, solange
Völker kriegten und kriegen werden,
lag noch und wird je liegen am Boden
verblutend, verhauchend die männliche Seele,
soviel Schönheit.
Mir ist, als beugte sich weinend
Phidias[3] über die Heldenleiber. Friedrich Theodor Vischer.

77. Im Süden.

Zwei Briefe Herders an seine Kinder.

Bozen, den 1. September 1788.

Alle meine lieben Kinder, Gottfried, August, Wilhelm, Adalbert, Luischen und Emil!

Ich bin jetzt nahe an den Grenzen Deutschlands und habe die großen

Tiroler Berge beinahe zurückgelegt. Es sind hohe Berge; auf einigen war viel Schnee, und die sogenannte Pforte oder Klause, dadurch man nach Tirol kommt, ist besonders wild, schön und prächtig. Auch die Martinswand sind wir vorbeigekommen, wo der Kaiser Maximilian sich verstieg, und haben in Innsbruck mitten in der Kirche ein schönes Monument auf ihn gesehen, davon ich Euch mündlich erzählen werde. Jetzt bin ich nun in Bozen, wo heut eine unsägliche Menge Volkes ist, weil 19000 Kinder gefirmelt werden sollen, da der Bischof in vielen Jahren nicht gefirmelt hat. Da ist nun vor unserem Wirtshause zur Sonne ein solcher Obstmarkt, als Ihr in Eurem Leben nicht gesehen habt: Birnen, Zwetschen, Weintrauben, Nüsse, Feigen — denn hier wachsen schon Feigen —, und bald werden wir auch dahin kommen, wo die Pomeranzen- und Zitronenbäume wachsen. O, daß Ihr hier mit mir wäret oder ich Euch einen Korb solchen Obstes zuschicken könnte! Aber das schöne Obst faulte unterwegs, wie zuweilen die schönsten menschlichen Hoffnungen von innen heraus verwesen. — Auch gibt es hier schon platte Dächer, wie es in Italien viele geben soll, wo man dann weit umhersehen kann; und die Luft ist gar sanft, warm und milde. Auf den Tiroler Bergen haben wir auch Gemsli springen sehen, auch eins in Innsbruck gegessen und ein zahmes gesehen, das gar niedlich war, seiner Nährerin, einer Bauersfrau, überallhin folgte und so geschlank war, als ich Euch allen zu sein wünsche. Da wollte ich, daß Ihr dabei gewesen wäret und es gesehen hättet; auch wünsche ich, daß Ihr die Tiroler Berge einmal sehen und fröhlich bereisen möget. Lernt nur fleißig und führt Euch gut auf! Lernt auch hübsch zeichnen; denn das beklage ich sehr, daß ich's nicht kann. Es sind gar zu schöne Gegenden und tausend Wasserfälle zwischen den Bergen, die ein Strom, die Etsch macht. Er fließt sehr schnell zwischen den Gebirgen und hat insonderheit im Bischoftum Brixen schöne Bäume an seinem Ufer, Pappel-, Birken- und Weidenbäume. Wir sind viele Stunden weit neben ihm gefahren; sucht nur hübsch auf der Karte nach, da könnt Ihr unsere Fahrt finden. Morgen kommen wir nach Trento; da finde ich vielleicht und gewiß Nachricht von Euch. — Lebt wohl, liebe Kinder, habt mich lieb und seid gesund und lebt mit Eurer Mutter und dem ganzen Hause wohl! Es ist jetzt spät, und Ihr werdet schon meistens in Euren Betten schlafen. Schlaft wohl!

Venedig, den 6. Juni 1789.

Liebe Kinder! Nun bin ich in solch einem kleinen, schwarzen Hause geschwommen, das man eine Gondel nennt. Es ist lang und schmal, vorn und hinten spitz und sieht wie ein Frauenpantoffel aus; das viereckige Kämmerchen darauf mit vier Spitzen ist mit schwarzem Tuch beschlagen, so wie auch die Gondel schwarz ist. Der Gondelier steht hinten drauf und lenkt die Gondel mit seinem Ruder so geschickt, daß man es sich kaum denken kann, wenn man's nicht gesehen hat. Man schwimmt dicht auf den Wellen so sanft wie in einer Wiege und sieht an beiden Seiten große, hohe Paläste, einen dicht am anderen. Unter den Brücken fährt

man durch; zwischen Gondeln, Schiffen, Barken fährt man wie auf einem Pfeil hin, daß im größten Gedränge eine Gondel die andere kaum berührt. In manchen ziemlich engen Kanälen gehen drei Gondeln nebeneinander so schnell vorbei, als wenn man aneinander vorüberflöge. Die Damen sitzen mit ihren Herren drin, und sie haben es zehnmal bequemer, als wenn sie in den Kutschen gerüttelt würden. In Venedig sind keine Kutschen; alles wiegt sich in Gondeln, was nicht über die Brückentreppen auf und ab laufen will.

Es ist eine sonderbare Stadt, die gleichsam aus der See emporsteigt, voll Gedränges von Menschen, voll Fleiß und Betrügerei. Es ist mir lieb, daß ich sie gesehen habe. Morgen geht's nach Padua, auch zu Wasser, fort, dann weiterhin zu Lande und endlich zweimal über die Berge, bis ich bei Euch bin und Euch wiedersehe.

Lebt wohl, Ihr Lieben, lebt wohl! Ich sehe Euch bald. Gebt alle sechs der Mutter einen Kuß in meinem Namen und seid hübsch artig und gehorsam! Lebt wohl, Ihr Lieben. Johann Gottfried Herder.

78. Eleusis.

Es ist unsere erste Landreise in Griechenland, und die Erwartung ist groß. Da das Geleise schmalspurig ist, wie fast auf allen griechischen Bahnen, und die Masse der Wagen dem entsprechen, hat man den Eindruck, in einem Tram zu sitzen. Außen turnen die Schaffner hin und her, wie es in meiner Kinderzeit auch „in Europa“ üblich war. Eine Strecke weit geht die Fahrt zwischen Feldern, wo die Frucht grünt, und vereinzelten Vignen[1]. Daß die Rebe ohne Stütze niedrig am Boden kriecht, war mir schon in Ägina aufgefallen, aber ich hatte dort meine Gründe gehabt, nicht nach der Ursache zu fragen. Jetzt belehrte mich ein in Athen ansässiger Landsmann, daß man den Rebstock am Boden halten muß, weil die magere attische Erde sonst nicht Blätter genug treiben könnte, um die reifende Traube zu beschützen. Der Ölbaum, der zerstreut zwischen Korn und Gemüse steht, ist niedrig, mit ausgeschnittenem Wipfel, wie in der Umgegend von Florenz. Tiefroter Mohn, der in weiten Strecken flammt und leuchtet, versöhnt das Auge mit der Dürftigkeit des Bodens. Eine üppigere Anpflanzung etwas abseits der Bahn wird uns als das Landgut der ehemaligen Königin Amalia gezeigt, das einen schätzbaren, auf ihren Namen getauften Wein hervorbringt.

Mit einem Male befinden wir uns in einer erschreckenden Steinwüste. Eingeklemmt zwischen einem Hügelrücken und einer flacheren Bodenwelle, die über und über mit Steinen besät sind, windet die Bahn sich hin. Nirgends ein grünes Hälmchen; es sieht aus wie das Strafgericht eines Gottes, der die Landschaft für immer unter einer Aufhäufung toter runder Steine begraben hätte.

Die bedrückte Brust atmet freier, als endlich wieder magere knorrige Pinien zwischen den dünner gesäten Steinen zum Vorschein kommen. Dürf-

tigste Kornfelder und Weideplätze schließen sich an, worauf schönvliesiges Wollvieh wandelt, die Ebene erweitert sich, und plötzlich erscheint etwas Blaues: die See. Eine Bucht wölbt sich tief ins Land herein, die Berge weichen vor ihr zurück; was sich jenseits des Wassers in so kühnen Formen erhebt, kann nur der Höhenzug von Salamis sein. Weiter Blick über die grüne thriasische Ebene, wo Feigen, Korn und Oliven wachsen, rote Mohnfelder, eine Zypressenreihe, dann eine kleine Station mit der Aufschrift Eleusis.

Fast durchweg sind in Griechenland die antiken Ortsnamen amtlich wiederhergestellt und von der Bevölkerung mit Feuer aufgenommen. Wenn man vielleicht noch da und dort von einem alten Weiblein die späteren Bezeichnungen zu hören bekommt, die Jugend ist mit Begeisterung klassizistisch. Der Umschwung muß sich sehr rasch vollzogen haben, denn viele Örtlichkeiten, die in unserem Baedeker von 1908 noch die neugriechischen Namen tragen, finden wir an Ort und Stelle im Mund der Leute mit den althellenischen benannt. Es ist auch wahrlich nicht gleichgültig, ob man seinen Sonntag in Lévsina oder in Eleusis verbringt, und ob die Bergspitzen überm Meere drüben zu Kuluri oder zu Salamis gehören. Wenn Byron[2] dem griechischen Volke vorwarf, daß ihm aller Sinn für seine vergangene Größe fehle, so ist heute im überschwenglichsten Maße das Gegenteil der Fall. Jedes Gespräch, das der Reisende mit einem Einheimischen anknüpfen kann, stimmt sich ganz von selber auf diesen Grundton. Die alten Namen erwecken ein glühendes Nationalgefühl und erfüllen die Jugend mit Vorstellungen aus der alten heroischen Vergangenheit. Ist es zu kühn gehofft, daß mit diesen Namen auch die Gesinnung der großen Vorzeit wieder aufleben werde?

Dies also ist Eleusis, der Ort, wo die große Göttin[3] von ihrer langen Wanderfahrt nach der verlorenen Tochter[4] rastete und wo sie zum Dank für empfangene Gastfreundschaft mit dem ersten Saatkorn den ersten Keim der staatlichen Ordnung und Gesittung in den Boden senkte! Hier war es, wo sie selbst die heiligen Mysterien[5] stiftete, die die griechische Welt beseligten! Aus dieser Bucht sandte sie den jungen Triptolemos[6] auf dem geflügelten Schlangenwagen mit der goldenen Ähre hinaus, damit er ihre Segnungen über die ganze Erde verbreite! Und zu dem Wasser dieser Bucht drängten sich jahrhundertelang die nach der Weihe verlangenden gläubigen Scharen, wenn in der heiligen Nacht der Aufruf zur Reinigung erscholl: „Ans Meer, ihr Mysten[7]!“

Wir sind ausgestiegen und haben das mitgebrachte Frühstück in der neuen gelben Ledertasche neben dem kleinen Bahnhöfchen auf gut Glück in einem offenen Schuppen untergestellt. Denn ein Aufbewahrungsort für Gepäckstücke ist nicht vorhanden, und „in Griechenland gibt es keine Diebe“, hat mir ein erfahrener Landsmann in Athen gesagt; diesem Ausspruch wollen wir vertrauen.

Dann schlagen wir gleich die Landstraße ein, die nach dem heiligen Bezirke führt, indem wir auf dem ganzen Weg einen knöcheltiefen gelblichen Staub um uns aufwühlen. Der Tag wird heiß, doch ist der Himmel nicht so strahlend rein wie gestern in Ägina, sondern mit leichten weißen Wolkenstreifen durchzogen. Nach wenigen Minuten zweigt der Weg zum Eingang der Trümmerstätte ab.

Der Anblick ist niederschmetternd, man denkt eher an einen Marmorbruch als an einen Tempel. Keine Säule steht mehr, griechische und römische Reste liegen nebeneinander am Boden hingeworfen. Nur mit Widerstreben geht der Fuß über zerbrochene Stufen und geglätteten Marmorboden weiter und weiter durch die trostlose Vernichtung. Wo die Trümmermassen am unkenntlichsten sind, ahnt man irgendein Herrlichstes, doch das Auge vermag sie nicht zu deuten. Während eine französische Gesellschaft sich plaudernd unter den Ruinen lagert, flüchten wir uns über eine Felsentreppe auf den Rand der Bergterrasse, an die der Demetertempel angebaut war. Unter uns haben wir die achtfach übereinander erhöhten Sitzreihen, die die Wände des Tempels umliefen und die auf der Bergseite aus dem lebenden Gestein gehauen sind, das einzige, was die Wut der Zerstörer nicht vernichten konnte, während die aufgebauten Stufen der andern Seiten zusamt den umgebenden Mauern verschwunden sind.

Auf der obersten Stufenreihe lassen wir uns im Schatten einer kleinen christlichen Kapelle nieder und suchen vor allem nach dem Plan des Baedeker einen Überblick zu gewinnen. Leider haben wir bei der Abreise einen wichtigsten Ausrüstungsgegenstand vergessen, den Kompaß. Erst müssen also nach dem Stand der Sonne die Himmelsgegenden festgestellt werden, und nun löst sich allmählich vor dem suchenden Auge der Wirrwarr. Die großen und die kleinen Propyläen, das Hekatetempelchen, die Plutongrotte sondern sich aus dem Schutt. Und jetzt steht der große Weihetempel mit seinen beiden, auf schweren dorischen Säulen ruhenden Stockwerken und der lang vorgelagerten Halle wieder da, wenn auch in den luftigsten Umrissen. Man sieht den Weg, auf dem die Mysten das Heiligtum betraten.

„Schweigt andachtsvoll, es weiche zurück, wer nicht die Weihen empfangen!“

Wählen wir uns einen athenischen Gastfreund zum Mystagogen [8], damit auch wir Fremdlinge eintreten und an der heiligen Feier teilhaben können. Was wird in dem geheimnisvollen Innern des Tempels vorgehen? Die Sitzreihen an allen vier Wänden, welche Wunder werden sie im Halbdunkel des heiligen Raumes oder bei Fackelschein den Eingeweihten schauen lassen?

Unsere Erwartung muß unbefriedigt bleiben, denn der Augenschein versagt völlig, und die Phantasie bringt nur nebelhafte Bilder hervor. Aber es ist gut so. Und gut ist es auch, daß der späte Pausanias [9], als er

seinen Lesern von den eleusinischen Weihen erzählen wollte, durch ein warnendes Traumgesicht abgeschreckt wurde; das Unerfüllte, das Unenthüllte bewahrt auf immer seinen Reiz. Uns genügt das mystische Jakchoslied[10]:

Jakchos, dem der Tanz lieb, komm, geleite mich!

und der trunkene Übermut des Alkibiades, der mit seinen Freunden den heiligen Hokuspokus nachäfft.

So sitzend und rätselnd merkt man nicht, wie die Stunden vergehen. Aber es macht die Augen und die Gedanken müde, immer auf die Trümmerwüste hinunterzustarren, man verlangt wieder nach Lebendigem, und wäre es nur das dürftige Gras, das da oben am Burgberg wächst. Es tut wohl, den steilen Hang zu erklimmen, den der alte fränkische Befestigungsturm überragt, und auf der meerwärts gelegenen Seite zwischen Geröll und grober Scholle wieder hinabzurutschen. Reizende Muscheln, vielleicht Überreste eines alten eleusinischen Festmahls, liegen von Erde leicht bedeckt umher; sie sind so hart, als wären sie schon versteinert.

Gerade unter uns liegt, was sich heute Eleusis nennt: eine armselige Häuserflucht, mit Fabrikschloten untermischt, am Strande. Zu solchem Elend ist die glänzende Geburtsstadt des Äschylos herabgesunken. Aber herrlich ist der Blick auf die blaue, von Ägaleos und den Bergen der Megaris eingeschlossene Bucht mit der stolz geschwungenen Linie von Salamis gerade gegenüber, und eine stattliche Palme hart am Meer versöhnt ein wenig mit der Verkommenheit ihrer Umgebung.

Isolde Kurz.

79. Besteigung des Vesuvs.

Den 2. März (1787) bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Resina, sodann auf einem Maultiere den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre einundsiebenzig, die schon feines, aber festes Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist. Zwei Dritteile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten, nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten vierzehn Tagen, ja eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulkanischen Hügel hinauf; er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg, und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr fünfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten half nichts; der Führer war mir auch verschwun-

den, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen waren unsicher: ich fand für gut, umzukehren und mir den gewünschten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu sparen. Indes weiß ich doch auch, wie schlecht es sich in solcher Atmosphäre Atem holt.

Übrigens war der Berg ganz still: weder Flammen noch Brausen noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe ihn nun rekognosziert, um ihn förmlich, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern. — —

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein[1] mich heute, am 6. März, auf den Vesuv. Ihm, dem bildenden Künstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen und Tierformen beschäftigt, ja das Ungeformte selbst, Felsen und Landschaften, durch Sinn und Geschmack vermenschlicht, ihm wird eine solche furchtbare, ungestalte Aufhäufung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Kalessen[2], weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: „Platz, Platz!", damit Esel, Holz- oder Kehrichttragende, entgegenrollende Kalessen, lastschleppende oder freiwandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem, aschgrauem Staube die von der Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse[3], und was nur irgendeine Fläche bot, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugnis gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Weg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen desto leichter emporhilft. So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Asche auswerfenden Kegelberg. Solange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann

Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Teil fiel in den Schlund zurück. Die anderen nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hupften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug; schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungetüm, nicht zufrieden, häßlich zu sein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich ratschlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräten erquickten. Der jüngere getraute sich, das Wagestück mit mir zu bestehen; unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hier und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich; aber ebendeswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas herauszusehen. Das ruhige Zählen war versäumt; wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei; wir duckten uns willkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh, die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nur den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu be-

zeichnen. Ältere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeitlang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber von den Glutströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Johann Wolfgang Goethe.

80. Teneriffa.

Am dritten Morgen stand ich ziemlich früh an der Reeling[1] und wartete auf den Dienst und sah so in Gedanken verloren übers Wasser, ob ich wohl etwa in der Ferne eine der Kapverdischen Inseln entdecken könnte, in deren Nähe wir nun waren. Es schien mir aber ziemlich zwecklos; denn es war noch nebelig.

Da sah Behrens, der neben mir stand, so von ungefähr nach dem Himmel auf und sagte: „Sieh mal, was für eine merkwürdige weiße Wolke da!“ Ich sah auf und sah, ganz oben am Himmel, eine schwere, stillstehende schneeweiße Wolke, von einem sanften Glanz, wie weißes Vogelgefieder, und stand noch und sah und dachte: „Was ist das für eine merkwürdige Wolke.“ Da kam Gehlsen nach vorne gelaufen, flink wie er war, und sagte in seiner raschen, kühnen Art: „Siehst du schon? Dort? Siehst du? Das ist der Berg von Teneriffa. Aus dem Meer steigt er auf, zu solcher Höhe, und sein Kopf ist mitten im Sonnenbrand weiß von Schnee.“ Da erschrak ich, daß ich zitterte. So ergriff mich das Wunder, das Gott hier mitten ins weite Wasser und unter die brennende Sonne gestellt hatte. Sie standen alle und sahen hinauf. Einige redeten laut; aber viele sahen still hinauf. Und sahen, wie die Nebel da oben in der ungeheuren Höhe zur Seite glitten und die glatten, schrecklich steilen Felsen sichtbar wurden, die wie alte, ungeheure Festungsmauern sich auftürmten, eine auf die andere. Und auf der obersten, breiten, zerfallenen Mauer lag der ewige Schnee. Langsam glitten wir an seinem steinernen Fuß dahin.

Es ging immer weiter, Tag und Nacht, immer nach Süden. Es ist ein Wunder, wie groß die Welt ist. Wie leicht und rasch gleitet auf der Landkarte die Hand von Hamburg nach Swakopmund; aber wie arbeitet die Maschine hastig, eintönig, dumpf fleißig, unermüdet, durch Tag und Nacht, über drei Wochen lang. Was haben die Menschen doch für Kraft

in sich und harten Willen, daß sie so in die Ferne fahren und dort leben, handeln, forschen und herrschen wollen.

Wir übten vormittags fleißig. Es knallte stundenlang; es wurde auch ein wenig exerziert. Die Stimmung war immer sehr gut. Wir steuerten südöstlich, der afrikanischen Küste zu. Wir sollten hier unterwegs siebzig Neger an Bord nehmen, wie die meisten Schiffe tun, die nach Swakopmund hinunterfahren. Diese siebzig Neger sind unterwegs Trimmer[2], Heizer und Helfer aller Art und da unten Schauerleute, laden ein und aus und fahren nachher wieder mit dem Schiff zurück und werden an ihrer Küste wieder an Land gesetzt.

Am siebenten Tage nach Teneriffa sahen wir die Küste von Afrika aufsteigen. Sie war ganz so, wie wir sie uns gedacht hatten: liebliche Hütten unter Palmen, viele hohe und schöne Bäume an sanft aufsteigenden grünen Hügeln, und es wimmelte von Menschen. Daß sie schwarz waren, konnten wir noch nicht sehen.

Als wir nicht mehr fern waren, kam Gehlsen zu mir und erzählte mir, daß die Väter und Großväter dieser Neger einst Sklaven in Nordamerika gewesen wären. Die dortige Regierung hatte sie wieder hierher in ihre Heimat zurückgeführt und hilft ihnen bis heute, daß sie freie Republikaner sind. Als er mir das erzählt hatte, ging er nach vorn, um besser zu sehen, denn wir kamen nun schon dicht heran. Ich aber ging noch rasch nach unserm Schlafraum, um eine Karte zu schreiben; denn es ging Post an Land. Als ich so saß und schrieb, ganz in Gedanken, kam von draußen ein Wundern und Schreien und dummes Gekreische und ein Schleifen und Rutschen und Gleiten, daß ich aufsprang und hinausging. Da erschrak ich und staunte mit offenem Munde. Denn über beide Borde kam es, mit Katzenschleichen und Schlangengleiten, schwarz und lang und halb nackt, mit großen entblößten Gebissen, mit lachenden wilden Menschenaugen, ältere und jüngere und kleine Jungen, um Brust und Leib ein wenig buntes Zeug, mit Säcken und Töpfen und Kisten. Sie liefen schwatzend und lachend über Deck, ganz unbekümmert um unser Staunen, und verkrochen sich unter Deck und richteten sich ein. Wir lagen nur einige Stunden dort. Dann ging die Fahrt weiter, Tag für Tag und die ganzen hellen Nächte hindurch.

An einem dieser Tage machte ich mich an den dritten Maschinisten, der ein Eckernförder war, sagte ihm, daß ich ein gelernter Schlosser wäre, und bat ihn, mich in den Maschinenraum mitzunehmen. Wir kamen durch viele Gänge und Räume, die ich noch nicht kannte; stiegen kurze eiserne Treppen hinunter, die ich noch nicht gesehen hatte, immer tiefer und tiefer. Immer stärker stieß und schütterte es unter meinen Füßen, immer näher hörte ich das wuchtige Gleiten schwerer Wellen und Kolben. Dann öffnete er eine eiserne Tür, und ich stand vor der Maschine.

Die größte Maschine, die ich bisher gesehen hatte, war die in einer Hamburger Bierbrauerei. Diese war fünfmal so groß. Die Kolben waren so lang und breit wie der Körper eines zehnjährigen Jungen, massiv von Eisen. Sie schwangen sich leicht und sicher im Kreise, und die beiden mächtigen Wellen, an deren Ende draußen die Schrauben sind, stark wie zwanzigjährige Lindenstämme, drehten sich fleißig. Ein Mann von mittleren Jahren, ziemlich fett und ölig, den ich noch nie gesehen hatte, obgleich ich nun schon drei Wochen lang mit ihm auf demselben Schiff wohnte, stand ruhig in all dem Auf und Ab und dem Hin- und Herspiel auf der durchlöcherten eisernen Plattform, die heftig zitterte, und sah so gleichmütig um sich, wie ein Bauer im Viehstall über seine wiederkäuenden Tiere schaut. Ich ging auch vorsichtig die Plattform entlang und eine Treppe hinunter durch ein offenes Schott[3] nach dem rötlichbraunen eisernen Heizraum, in dem zwischen Steinkohlen und eisernen Schiebern und zischenden Hähnen halbnackte Leute vor den Kesseln standen, unter denen die mächtigen Feuer glühten. Ich sah alles rasch und scharf an und wäre gern noch länger geblieben, aber ich schämte mich, den im heißen Raum schwer Arbeitenden untätig zuzusehen.

In meiner freien Zeit stand ich oft bei den Schwarzen und beobachtete sie, wie sie friedlich beieinander saßen und in gurgelnden Tönen miteinander schwatzten und wie sie um die großen Eßtöpfe hockten, mit den Fingern eine Unmenge Reis zum Munde führten und mit ihren großen, knarrenden Tiergebissen Beine, Gekröse und Eingeweide ungereinigt fraßen; es schien ihnen gar nicht darauf anzukommen, etwas Schmackhaftes zu essen, sondern nur, ihren Bauch zu füllen. Mir schien, als wenn zwischen uns und ihnen gar kein Verständnis und Verhältnis des Herzens möglich wäre. Es muß lauter Mißverständnisse geben.

Wie von Anbeginn der Fahrt redeten wir viel von unsern Erwartungen, von den Palmen und Affen, die wir sehen würden, und von den bunten Tierfellen und Vögeln und schönem Flechtwerk, das wir mit nach Hause nehmen wollten. Es wurde auch viel darüber gescherzt, daß wir dem Äquator näher kämen. Die ein wenig unbeholfen oder träumerisch waren, wurden geneckt, sie sollten aufpassen, daß sie den Strich auf dem Meer sehen könnten, und sollten sich gut festhalten, wenn es nun bergab ginge, und dergleichen mehr. Ich nahm an diesen Neckereien nicht teil, da ich gar nicht dazu veranlagt bin; auch taten mir die leid, auf die sie zielten. Die waren nämlich lange nicht die Dummen. Sondern oft waren die, welche neckten, die Dummen und Gedankenlosen; sie hatten nur ein großes Maulwerk. Darum zog ich gern ihren Spott von jenen auf mich, indem ich mich dumm stellte. Wenn ich dann wollte, schüttelte ich die Hunde leicht wieder ab und lachte inwendig über ihr Bellen und Beißen. Gegen Abend fingen wir an zu singen, und am liebsten

und meisten sangen wir von dem bekannten Liede den dritten Vers, und es klang schön über das abendliche Meer:

Doch mein Schicksal will es nimmer,
durch die Welt ich wandern muß.
Trautes Heim, dein denk' ich immer ...

Die Nacht war in dem engen Raum sehr heiß, ja fast unerträglich. Einige schalten; aber die Vernünftigen sahen ein, daß es nicht anders sein könnte. Wenn man einmal erwachte, war es fast unmöglich, wieder einzuschlafen. Einmal, als ich so schlaflos und unruhig lag, schien mir, als wenn der kleine Schlesier, der, welcher so gern und so fröhlich sang — er lag rechts neben mir —, heiß und kurz aufschluchzte. Als ich ihn fragte, was los war, schwieg er erst. Dann sagte er mit leiser, ruhiger Stimme: „Dies Fahren wird langweilig, meinst du nicht auch? Immer, Tag für Tag, ich weiß nicht wie viele Meilen ... es ist ja gar nicht möglich, daß wir einen so weiten Weg wieder zurückfinden." Dann lag er wieder still.

Am siebenten Tage, nachdem die Neger über die Reeling geglitten waren, an einem Morgen, sagte uns ein Matrose, daß wir Swakopmund heute noch erreichen würden. Da standen wir stundenlang vorn an Backbord und sahen hinüber; aber ein Nebel verbarg uns die Küste. Gegen Mittag aber wich der Nebel, und wir sahen am Himmelsrand einige große Dampfer liegen und dahinter einen endlosen Streifen rötlichweißer Sanddüne aus dem Meer herausragen. Auf Meer und Dünen brannte grelle Sonne. Wir meinten erst, es wäre eine Barre, die vor dem Land läge, damit die schöne und große Stadt Swakopmund und die Palmen und Löwen nicht nasse Füße bekämen; aber bald, da der Nebel sich vollends verzog, sahen wir in der flimmernden Luft auf dem kahlen Sande weiße Häuser und lange Baracken stehen und einen Leuchtturm. Da standen alle und staunten und sprachen ihre Meinung aus. Viele sahen still und ernst nach dem ungastlichen, öden Lande; andere spotteten und sagten: „Eines solchen Landes wegen so weit zu fahren!"

Wir wurden an diesem Tage nicht ausgebootet. Einige sagten, wir kämen überhaupt nicht an Land, da der Aufstand schon niedergeschlagen wäre, andere sagten, die Sache würde noch sehr lange dauern. Es war eine große Unruhe und viel Hin- und Herreden unter uns. Zwischen dem Kanonenboot Habicht und uns wurden eifrige Flaggenzeichen gegeben bis an den Abend. So lagen wir, in ziemlich starkem Wellengang schaukelnd, diese Nacht vor Swakopmund.

Gustav Frenssen.

81a. Ich steh' geblendet.

Im Bambus schaukeln rot und blaue Papageien,
und glänzend in der lila Sonne wehen
der Kokospalmen grüne Reihen.
Darunter gehen, bunt wie Edelsteine,
die gelbgesichtigen Malaien.
Ich steh' geblendet im perlmutterweißen Sand
im Meergeruch, im freien,
und seufze: „All die schnellen Südseefarben,
sie können nicht das Trauerschwarz
in meinem Herzen überschreien.“

Max Dauthendey (Makassar, 31. August 1914).

81b. Die Fremde.

Es springen Ziegen am Straßenrand,
und Bauern, die Reisbündel in der Hand,
ziehn unter Mandelbäumen hin.
Der Tag hat sonnigen Arbeitssinn.

Es hocken Verkäuferinnen am Weg
mit Käufern, versunken in Handelsgespräch.
Und Bambus schattet mit hohem Strauß,
und Käfige schaukeln am Strohmattenhaus,
und Kinder spielen am Treppenstein.
Vom nahen Reisfeld glänzt Spiegelschein
des Wassers, das um die Reisähre steht.
Und eine Kokospalme weht
und winkt ins blaue Licht hinaus.

Sie alle sind warm und wohl zu Haus.
Nur ich schau zu mit fremdem Blick
und trage die Fremde als Stein im Genick.

Max Dauthendey (Garoet, 16. Mai 1915).

Aus dem Altertum.



Sonnengott als Wagenlenker.

82. Der Schatz des Rhampsinit.

In Ägypten herrschte einst ein König, mit Namen Rhampsinit; dieser besaß einen großen Schatz an Silber und Gold, so groß, daß keiner seiner Nachfolger ihm darin gleichkommen oder ihn übertreffen konnte. Diesen wollte er in Sicherheit bewahren und ließ deshalb sich eine Kammer aus Stein bauen, die mit einer ihrer Mauern an die Außenseite seines Palastes stieß. Der Baumeister aber war ein Betrüger und ersann folgende List: er ließ einen der Steine so einfügen, daß er leicht von zwei oder auch nur einem Manne herausgenommen werden konnte. Wie nun die Kammer fertig war, ließ der König seine Schätze hineinbringen und bewahrte sie darin. Als aber einige Zeit vergangen war, da kam der Baumeister zum

Sterben: er berief deshalb seine zwei Söhne zu sich und erzählte ihnen, wie er für sie gesorgt und welchen Kunstgriff er an des Königs Schatzkammer angewendet habe, damit sie immer herrlich und in Freuden leben könnten. Dann erklärte er ihnen ganz genau, wie sie den Stein herausnehmen müßten, gab ihnen dessen Maße an und fügte hinzu, wenn sie alles genau beachteten, würden sie die Verwalter des königlichen Vermögens sein. Kurz darauf starb er. Seine Söhne aber machten sich unverzüglich ans Werk, begaben sich nachts zur Königsburg, fanden den Stein in der Mauer, hoben ihn mit Leichtigkeit heraus und trugen dann viel Geld mit sich davon.

Kurze Zeit darauf ließ sich der König die Schatzkammer aufschließen, ging hinein und wunderte sich, wie er die Geldkästen halb geleert sah. Doch wußte er nicht, wen er beschuldigen sollte; denn alle Siegel waren unverletzt und die Kammer selbst verschlossen. Wie er aber nun zum zweiten und dritten Male sich aufschließen ließ und ihm das Geld immer weniger zu werden schien (denn die Diebe hatten nicht mit Plündern nachgelassen), da tat er folgendes: er ließ Schlingen anfertigen und diese rund um die Kästen anbringen, in denen das Geld lag. Da kamen die Diebe geradeso wie früher, und der eine schlüpfte in die Schatzkammer hinein; kaum hatte er aber dem Geldkasten sich genähert, als er sofort von der Falle erfaßt wurde. Sowie dieser sich über die schlimme Lage klar war, in der er sich befand, rief er sofort seinen Bruder, setzte ihn in Kenntnis, wie es um ihn stünde, und flehte ihn an, so schnell als möglich hereinzukommen und ihm den Kopf abzuschlagen, damit man ihn nicht bei der Entdeckung erkennen könnte und er auch an des andern Bruders Tod mit schuld wäre. Der andere Bruder sah ein, daß er recht hatte, tat nach seinem Rate, fügte dann den Stein wieder ein und ging nach Hause; den Kopf seines Bruders nahm er aber mit.

Wie es nun Tag geworden war, begab sich der König wieder einmal in seine Schatzkammer. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er dort die Leiche des Diebes ohne Kopf in der Falle fand, die Kammer selbst aber unverletzt war und weder einen Eingang noch Ausgang zeigte! Zunächst wußte er sich nicht zu helfen, dann aber tat er folgendes: Er ließ die Leiche des Diebes an der Stadtmauer aufhängen und stellte Wächter daneben, mit dem Befehl, jeden festzunehmen und zu ihm zu bringen, den man weinen oder klagen sähe. Wie nun die Leiche des Diebes so öffentlich dort hing, bekümmerte dies dessen Mutter auf das tiefste, und sie setzte ihren überlebenden Sohn zur Rede und verlangte von ihm, er solle zusehen, ganz gleich auf welche Weise, daß er die Leiche des Bruders hole und sie heimbrächte: wenn er das nicht täte, dann, drohte sie ihm, werde sie zum Könige gehen und bei ihm Anzeige machen, wer das Geld gestohlen habe.

So hart sprach die Mutter zu ihrem überlebenden Sohn, und er vermochte mit allem Reden nicht ihren Sinn zu ändern. Da ersann er folgende List: Er verschaffte sich ein paar Esel, füllte einige Schläuche[1] mit Wein, belud die Esel damit und trieb sie vor sich her. Wie er nun in die Nähe der Wachmannschaften kam, die bei dem aufgehängten Leichnam waren, da zog er zwei oder drei Beinzipfel der Schläuche, die mit Stricken zugebunden waren, auf. Wie aber der Wein herauslief, da schlug er sich an den Kopf, schrie laut und schien nicht zu wissen, zu welchem der Esel er sich zuerst wenden sollte. Die Wächter sahen nun den vielen Wein davonfließen und liefen auf der Straße mit allerhand Gefäßen zusammen, fingen den davonrinnenden Rebensaft auf und lachten sich darob ins Fäustchen. Der Eseltreiber dagegen stellte sich sehr zornig und schimpfte gewaltig auf sie; mit der Zeit ließ er sich jedoch begütigen, da die Wachen ihm freundlich zuredeten, ließ anscheinend seinen Zorn fahren und trieb schließlich seine Esel von der Straße herunter, um ihre Ladung wieder in Ordnung zu bringen. Da kam man denn ins Gespräch, und einer machte seinen Spaß mit ihm und brachte ihn zum Lachen und schließlich so weit, daß er ihnen einen der Schläuche spendierte. Da lagerten sich denn die Wächter sofort, so wie sie gingen und standen, gedachten ein fröhliches Gelage zu halten, holten den Eseltreiber heran und forderten ihn auf, mitzutrinken. Der aber ließ sich bereden, blieb da und tat mit. Und wie sie ihm nun während des Zechens freundlich zutranken, da spendete er ihnen noch einen zweiten Schlauch. So hatten denn die Wächter reichlichen Stoff zu vertrinken gehabt, sich dabei gehörig berauscht und waren dort, wo sie gezecht hatten, vom Schlaf überwältigt niedergesunken und eingeschlafen. Als es aber noch tiefe Nacht war, stand der Eseltreiber auf, machte die Leiche seines Bruders los, schor zum Schimpfe jedem der Wächter die rechte Wange, legte die Leiche auf die Esel und trieb diese nach Hause. So hatte er denn die Weisung seiner Mutter erfüllt.

Wie der König diesen neuen Gaunerstreich von dem gestohlenen Leichnam erfuhr, war er ganz von Sinnen. Er wollte um jeden Preis herausbekommen, wer das gewesen sei, der ihm das zu tun gewagt habe, und wendete dazu folgendes unglaubliche Mittel an. Er ließ seine Tochter kommen und trug ihr auf, zu jedem freundlich zu sein: dabei aber solle sie ihn auffordern, zu erzählen, was er in seinem Leben als klügste und schändlichste Tat getan habe. Wenn ihr aber einer dies Gaunerstückchen erzähle, so solle sie ihn festhalten und nicht wieder fortlassen. Das junge Mädchen tat nun, was ihr Vater ihr geheißen hatte; der Dieb aber erfuhr, warum man diese Veranstaltung getroffen habe, und suchte nun seinerseits den König an Schlauheit zu übertrumpfen. Er schnitt einem Manne, der eben erst gestorben war, den Arm an der Schulter ab, nahm ihn unter sein Gewand und ging so zu der Königstochter. Wie er nun bei der Königstochter

war und dieselben Fragen vorgelegt erhielt wie die andern, da antwortete er: „Das Schändlichste, was ich getan habe, war, daß ich in der Schatzkammer des Königs meinem Bruder, der in einer Falle gefangen war, den Kopf abschnitt; das Klügste aber, was ich ausführte, war, daß ich die Wächter betrunken machte und dann die aufgehängte Leiche meines Bruders loslöste.“ Wie das die Königstochter hörte, wollte sie sich an ihn anklammern: der Dieb hielt ihr aber im Dunkel den abgeschnittenen Arm der Leiche hin. Sie faßte zu und hielt ihn fest, da sie meinte, des Diebes Hand gefaßt zu haben. Der Dieb aber ließ ihn in ihrer Hand und verschwand durch die Tür.

Wie das der König nun erfuhr, war er über die Findigkeit und den Mut des Diebes ganz außer sich. Schließlich ließ er aber durch alle Städte seines Reiches verkünden, daß er ihm die Strafe schenken und viel Geld geben wolle, wenn er vor sein Antlitz käme. Das glaubte der Dieb und kam zu ihm; Rhampsinit aber war höchlich verwundert und gab ihm seine Tochter zum Weibe, denn er sei der Klügste unter den Menschen. Die Ägypter galten für die Gescheitesten auf Erden, er aber leistete noch mehr als sie.

Herodot.

83. Religiöse Feste und Bräuche bei den alten Ägyptern.

Festliche Versammlungen halten die Ägypter nicht bloß einmal im Jahre ab, sondern oftmals, insbesondere am eifrigsten zu Ehren der Artemis in der Stadt Bubastis, dann auch zu Ehren der Isis[1] in der Stadt Busiris; denn in dieser Stadt ist das größte Heiligtum der Isis, die Stadt selbst liegt in Ägypten mitten im Delta. Isis aber heißt in der Sprache der Hellenen Demeter. Zum dritten versammeln sie sich in der Stadt Saïs zu einem Feste der Athener, zum vierten in Heliopolis, zu Ehren des Helios, zum fünften in der Stadt Buto zu Ehren der Leto, zum sechsten in der Stadt Papremis zu Ehren des Ares.



Wenn sie nun nach der Stadt Bubastis fahren, tun sie folgendes: es fahren Männer und Weiber zusammen, von beiden eine ansehnliche Menge in jedem Kahn; einige von den Weibern haben Klappern und klappern damit; die Männer spielen

bei der ganzen Fahrt auf der Flöte; die übrigen Weiber und Männer singen und klatschen in die Hände. Wenn sie nun auf ihrer Fahrt an eine andere Stadt kommen, nähern sie den Kahn dem Lande und tun also: einige von den Weibern tun das, was ich gesagt habe, andere necken die in dieser Stadt befindlichen Weiber mit Geschrei, andere tanzen, andere erheben sich und halten ihre Kleider in die Höhe. So machen sie es bei jeder Stadt, welche am Fluß liegt; wenn sie dann nach Bubastis gekommen sind, so begehen sie das Fest mit Darbringung großer Opfer, und wird bei diesem Feste mehr Wein von Reben verbraucht als in dem ganzen übrigen Jahre. Es kommen aber zusammen Männer und Weiber, abgesehen von Kindern, gegen 700000, wie die Eingeborenen versichern.

Also geschieht es dorten.

Wenn sie aber in der Stadt Saïs sich versammeln, zünden alle in der Nacht des Opfers viele Lampen rings um die Wohnungen unter freiem Himmel an; diese Lampen sind Gefäße, mit Salz und Öl angefüllt, und oben darauf befindet sich der Docht. Das brennt nun die ganze Nacht hindurch, und daher hat das Fest den Namen der brennenden Lampen. Diejenigen Ägypter aber, welche zu dieser Festversammlung nicht kommen können, warten die Nacht des Opfers ab und zünden dann alle ebenfalls die Lampen an, so daß auf diese Weise nicht bloß in Saïs die Lampen brennen, sondern durch ganz Ägypten.

Nach Heliopolis und Buto gehen sie bloß, um Opfer darzubringen, zu Papremis aber bringen sie Opfer und halten Gottesdienst wie auch anderwärts. Wenn nämlich die Sonne sich zum Untergang neigt, sind einige wenige von den Priestern um das Götterbild beschäftigt, die meisten derselben stehen, mit hölzernen Keulen versehen, an dem Eingange des Tempels; andere, die damit Gelübde erfüllen, mehr als tausend Männer, welche ebenfalls alle mit Keulen versehen sind, stehen dicht getrennt auf der anderen Seite. Des Tags zuvor nun bringen sie das Götterbild, welches in einem kleinen hölzernen, vergoldeten Tempelhaus sich befindet, heraus in ein anderes heiliges Gebäude. Die wenigen nun, welche bei dem Bilde zurückgeblieben sind, ziehen einen vierrädrigen Wagen, welcher das Tempelhaus mit dem darin befindlichen Götterbilde enthält. Die anderen aber, welche in dem Vorhof stehen, wollen den Eintritt nicht gestatten, allein die, welche das Gelübde darbringen, wollen dem Gotte beistehen und schlagen auf jene los, und die wehren sich. Da entsteht denn ein gewaltiger Kampf mit den Keulen; sie zerschlagen sich die Köpfe, und es sterben sogar, wie ich glaube, viele an ihren Wunden, obgleich die Ägypter behaupten, es sterbe niemand.

Die Ägypter sind in allem, was den heiligen Dienst betrifft, außerordentlich fromm, insbesondere auch in folgendem. Obwohl Ägypten an Libyen angrenzt, ist es doch nicht so reich an Tieren; diejenigen aber,

welche daselbst sind, gelten alle für heilig; einige von ihnen leben mit den Menschen zusammen, andere aber nicht. Wollte man aber angeben, warum sie für heilig gelten, so würde ich mit meiner Erzählung in die göttlichen Dinge geraten, die ich zu erörtern so sehr vermeide; wo ich dieselben aber berührt und infolgedessen einiges berichtet habe, da habe ich es, von der Notwendigkeit gedrängt, getan. Hinsichtlich der Tiere nun besteht folgende Einrichtung. Es sind Wärter bestellt, welche für die Nahrung derselben, und zwar getrennt für ein jegliches Tier, sorgen, männliche wie weibliche Ägypter, und es übernimmt der Sohn dieses Amt vom Vater. Die nun in den Städten wohnen, entrichten ihnen alle folgendes Gelübde. Sie flehen zu dem Gott, dem das Tier heilig ist, scheren ihren Kindern entweder den ganzen Kopf oder den dritten Teil des Kopfes und wägen die Haare nach dem Gewicht des Silbers ab; was dabei herauskommt, das gibt man der Wärterin der Tiere. Diese zerschneidet dafür Fische und gibt sie den Tieren zum Futter. Auf solche Weise ist es mit dem Unterhalt der Tiere bei ihnen bestellt. Tötet jemand eines von diesen Tieren, so erfolgt der Tod als Strafe, wenn es mit Willen geschehen ist; hat er es nicht aus Vorsatz getan, so hat er eine Buße zu entrichten, welche die Priester bestimmen.

Herodot.

84. Heinrich Schliemanns Ausgrabungen.

Im April 1868 trat Heinrich Schliemann — seinen Lebenstraum zu verwirklichen — die Reise nach Griechenland an und besuchte zunächst die Insel Ithaka, wo er die erste Ausgrabung vornahm. Sie hatte jedoch keinen großen Erfolg, obwohl eine Anzahl altertümlicher Vasen und Gefäße und auch ein Götzenbild von außerordentlichem Alter zutage gefördert wurden. Schliemann hatte selber mitgearbeitet, so daß er bei der großen Hitze (52° in der Sonne) oft in Schweiß gebadet war. Von Ithaka reiste er nach der im innersten, nördlichsten Winkel der Ebene von Argos gelegenen Stadt Mykenä, der ehemaligen Residenz des Agamemnon. Dann aber eilte der Rastlose nach Troja. Seinen Homer, der ihm bei den geplanten Ausgrabungen vor allem als Führer dienen sollte, trug er beständig in der Tasche und nahm ihn in jeder freien Minute in die Hand.

Von dem alten Troja war natürlich keine Spur mehr vorhanden, ja man wußte nicht einmal die Stelle genau, wo es gestanden. Die Gelehrten glaubten, daß es da gelegen habe, wo sich jetzt das Dorf Bunarbaschi befindet. Das stimmte aber mit Homers Angaben nicht überein! Und so ruhte und rastete Schliemann nicht eher, als bis er zu aller Welt Überraschung herausgefunden, daß das alte Troja viel weiter nach dem Meere hin, und zwar da gelegen habe, wo sich der flache, aber eine herrliche Rundschau darbietende Hügel von Hissarlik erhob. Hier, so meinte er, müsse die Stätte gewesen sein, von der herab Priamus und Helena die Scharen ihres

Volkes in wogender Schlacht sich tummeln gesehen. Daß tief im Innern des Berges die Burg des Priamus vergraben liegen könne, war zwar schon früher von einem Gelehrten vermutet worden, allein es war nichts geschehen, diese Vermutung zu bestätigen oder zu widerlegen. Schliemann faßte aber, fest auf seinen Homer bauend, alsbald den Vorsatz, hier Hacke und Spaten anzusetzen. Er hoffte, den Beweis zu erbringen, daß die alte griechische Sage vom zehnjährigen Kampfe um Troja auf Wahrheit beruhe und daß Homer treu und ehrlich davon berichtet habe.

In einer Tiefe von zwei Metern stieß der Forscher auf spätgriechische Grundmauern aus großen Quadern. Sie gehörten wahrscheinlich zu einem ehemaligen Rathaus. Das Troja aber, welches Schliemann suchte, mußte tiefer liegen. Ein verschütteter Brunnen, der ausgeräumt wurde, führte 17 Meter hinab, und hier erst begann der Urboden. Ein Tunnel, den man vom Grunde des Brunnens aus grub, führte wieder auf Hausmauern. Wie viele Geschlechter mochten demnach den Berg besiedelt haben, welch eine Geschichte mochte er in seinem Schoße bergen! Schliemann war entschlossen, das Geheimnis zu enthüllen.

Tiefer und tiefer drangen die Gräber mit Hacke und Spaten in den Berg hinein. Aber erst als die Gräben eine Tiefe von 5 Metern erreicht hatten, stieß man auf belangreiche Funde. Überall fand man Tongeschirr mit Malereien, wunderbar geformte Kannen und Becher sowie Becken von 2 Meter Durchmesser neben kleinstem, zierlichem Gerät. Je tiefer sich die Grabungen erstreckten, desto roher und ungefüger erwiesen sich die Fundgegenstände. Dennoch gaben sie beredtes Zeugnis davon, daß sie von einem hochentwickelten Volke hergestellt worden waren.

Wie schwierig und gefährlich wurde die Arbeit erst, als sich die Gräben bis zu 10 Meter Tiefe in den Hügel hineinsenkten! Hier stieß man auf eine große Schicht; sie war mit Asche und anderen Gegenständen durchsetzt, die von einem großen Brand zeugten. Auch Mauerreste aus unbehauenen Steinblöcken traten zutage.

Von allen Seiten her führte Schliemann seine Gräben. Als einer 60 Meter in den Abhang des Berges hineingeführt worden war, stieß man auf eine 6 Meter hohe, mächtig dicke Mauer. Sie war auf dem Urboden erbaut, dafür sprachen Bauart und Gegenstände, die man in der Nähe fand. Sie wurde nun auf eine Strecke von 30 Metern bloßgelegt. Da stieß man auf eine breite, mit großen, schönen Fußbodenplatten belegte Rampe: den Aufgang zum Burgtore und zum Palaste! Nun mußten sich Hacken und Spaten durch Massen verbrannter Tonerde, die Überbleibsel der Luftziegel vom Oberbau der Burgmauer, durcharbeiten. Alles zeugte dafür, daß die Burg, die hier gestanden, von einer großen Feuersbrunst zerstört war. Man hatte das alte, zerstörte Troja gefunden.

Ein unerwarteter Fund bestätigte diese Annahme. Beim weiteren Graben stießen die Leute in Schliemanns Beisein auf einen großen Gegenstand aus Kupfer. Er traute seinen Augen kaum, als es ihm dahinter wie Gold entgegenblinkte. Sofort wußte er sämtliche Arbeiter, deren Habsucht er fürchtete, von der Stelle zu entfernen, um dann ungesäumt, allein unter dem Beistand seiner Gattin und nicht ohne große Gefahr mit einem großen Messer den Kupferbehälter loszugraben. Was er nun fand, war für die Altertumswissenschaft von unschätzbarem Werte. Es waren eine große Zahl goldener Becher, Diademe, Armbänder und Halsketten, große silberne Kannen und Tausende aneinander gehefteter Goldplättchen.

„Das sind die Schätze des Priamus, das ist der Boden, wo des unglücklichen Königs stolze Feste gestanden! Was Homer besungen, ist vollste Wahrheit“, jubelte Schliemann. „Jetzt ist der Traum meiner Jugend erfüllt!“

Schliemann sah sich also im Vertrauen zu seinem geliebten Homer nicht getäuscht und für all seine Anstrengungen und Opfer überreich belohnt. Seine trojanischen Funde werden im Berliner „Schliemann-Museum“ aufbewahrt.

Wie viele Jahre hat Schliemann gebraucht, sich die Mittel zur Erlangung seines Lebenszieles zu verschaffen! Mancher Weg war vergeblich, manche Arbeit blieb ohne Erfolg. Aber nie ließ er sich entmutigen, fest behielt er das Ziel im Auge; keinen Augenblick wich er von dem Hauptwege ab, den er sich vorgezeichnet. Wahrlich, köstlich war sein Leben, voll selbstloser Mühe und Arbeit, ein Vorbild für alle Zeiten! Franz Otto.

85. Aus den Kämpfen um Troja.

Die Landung der Griechen. Der Beginn der Kämpfe.

An der Mündung des Flusses Skamander, angesichts der Stadt Troja, gingen die Griechen vor Anker und bezogen zwischen den beiden den Hafen schirmenden Vorgebirgen einen geräumigen Lagerplatz. Die Schiffe wurden an das Land gezogen und auf Steinunterlagen gebettet, und das Lager glich einer großen Stadt. Ein Erdwall, den später eine Mauer mit einem verschanzten Graben ersetzte, schützte das Lager nach der Landseite. Reiterei kannten die Griechen jener Tage nicht. Die gemeinen Streiter trugen leichte Bewaffnung und kämpften zu Fuß; die Vornehmeren rückten auf Streitwagen in die Schlacht und hatten je einen Lenker bei sich.

Die Troer warteten den Angriff der Griechen nicht ab. In der Morgendämmerung öffneten sie plötzlich die Tore der Stadt, und unter des helmumbuschten Hektor Anführung zog eine riesige Heeresmacht über die skamandrische Ebene den Griechen entgegen. Dem ersten Ansturm erlagen die äußersten Postenreihen, aber als Achilles auf dem Kampfplatz erschien,



vermochte selbst Hektor nicht standzuhalten.
Wie stürmendes Wetter fuhren die Myrmidonen[1] in die Reihen der Troer; zwei Söhne des Priamus fielen von des Achilles Hand, und neben ihm verrichtete der gewaltige Ajax blutige Arbeit. Schließlich wandten die Troer sich zur Flucht, und die Griechen sammelten die Leichen ihrer Gefallenen, um sie der Sitte gemäß auf flammenden Scheiterhaufen zu verbrennen.

Der Zorn Achills.

Aber nicht den Troern allein galt die Kampflust der Griechen. Der tatendurstige Pelide Achilles zog mit seinen Schiffen die Gestade hinab und plünderte zahlreiche Städte. Hierbei entführte Achilles dem Apollopriester Chryses seine schöne Tochter und ebenso bei der Einnahme der Stadt Lyrnesus dem dortigen Herrscher die Jungfrau Briseïs. Diese behielt er als seine Lieblingssklavin, des Chryses Tochter aber überließ er Agamemnon. Nun erschien eines Tages ihr trauernder Vater im Lager



der Griechen, angetan mit allem Schmucke seines Priestertums, und warf sich zu Füßen Agamemnons nieder. „Herr und König,“ sprach er, während heiße Tränen seine Wangen netzten, „gib mir mein Kind zurück, und ich will dir an Lösung zahlen, was du begehrst!“ Aber Agamemnon war hartherzig, und als der greise Priester nicht aufhören wollte mit seinen Bitten, geriet der Fürst in Zorn und gebot, ihn mit Ruten aus dem Lager zu jagen.

Da flüchtete der arme Vater und sank am Meeresufer nieder und sandte ein heißes Gebet zu Apollo empor, seine Tränen an den Griechen zu rächen. Und Apollo erhörte ihn und stieg in schweigender Nacht hernieder zur Erde. Mit seinen nie fehlenden Waffen, dem Bogen und den Pfeilen, nahete er sich dem Lager der Griechen und schnellte seine Geschosse ab. Da wurde es lebendig unter den Schlafenden. Man hörte das Klingen und Surren der heranfliegenden Pfeile und sah Hunde und Maultiere verenden. Geschrei hub an, und die Mannen rotteten sich zusammen. Nun aber sausten Apollos Pfeile auch auf die Menschen, und wen sie trafen, der sank in Todeszuckungen zu Boden.

In dieser Not wandten die Fürsten sich an den Seher Kalchas, daß er das Orakel befrage. Und Kalchas gab die Antwort: „Apollo zürnt uns, weil wir seinem trauernden Priester nicht die schönwangige Tochter zurückgegeben haben. Nicht eher wird er den Bogen aus der Hand legen, mit dem er uns bedräut, ehe nicht die Jungfrau wieder mit ihrem Vater vereint ist. Geleitet sie schleunigst zu ihm zurück, und dann bringt dem großen Gotte ein versöhnendes Opfer!“

Mit düsterer Miene hatte Agamemnon dem Spruche des Sehers gelauscht. „Wohl denn,“ erwiderte er, „obschon das Mädchen herrlich ist, will ich mich freiwillig von ihr trennen. Doch ich will Ersatz für sie haben. Gebt mir Brisëis an ihrer Statt, und es soll geschehen, was Kalchas verlangt.“



Jetzt fuhr Achilles empor, blitzenden Zorn im Auge. „Habgieriger Fürst,“ rief er, „schenkte ich selbst dir nicht das Mädchen, und nun sie die Götter zurückfordern, willst du mir die Brisëis entreißen?! Sie ist mein, und ich lasse sie nicht!“

„So hol' ich sie mir,“ gab Agamemnon

hohnlachend wider, „auf meinen Armen werde ich sie aus deinem Zelte tragen!“

Die Rechte des Achilles zuckte zum Schwerte; der heiße Groll schoß ihm in das Geblüt. Aber da spürte er, daß eine Hand sein Gelock berührte, und er sah die Göttin Athene hinter sich. Sie raunte ihm zu: „Meistere deinen Zorn, tapferer Achill, und ich will dir die heutige Schmach mit dreifacher Gabe lohnen.“

Nun stieß Achilles sein Schwert in die Scheide zurück. „Wohlan,“ sprach er finster, „so will ich mich fügen. Dir aber, Agamemnon, mit dem hündischen Blick und dem Mute des Hirsches, ich sage dir: nimmer wirst du mich finden, wenn du mich rufst. Und flehest du auch auf den Knien zu mir um Vergebung: mögen deine Scharen hinsterben, vom männermordenden Hektor zu Boden gestreckt, meine Hand soll sich nicht rühren, euch Hilfe zu spenden! Dann mag der Gram dein Herz verzehren, daß du den besten deiner Freunde von dir stießest!“

Vergebens suchte der alte Nestor durch kluge Worte den Streit der Fürsten zu schlichten: Agamemnon bestand auf seiner Forderung. Der Priester Chryses erhielt sein Kind zurück, und von diesem Augenblick ab erlosch das große Sterben im Lager der Griechen. Die holde Briseïs aber, die ungern von dem edeln Achilles schied, führten Herolde in das Zelt Agamemnons, indes der Pelide trauernden Herzens das Meergestade suchte, um den Groll, der ihn bewegte, seiner Mutter Thetis anzuvertrauen.

Thetis vernahm die Stimme ihres Sohnes. Aus den Tiefen des Meeres schwang sie sich auf zum Olymp, trat vor den Göttervater und bat ihn, den Troern so lange Sieg zu verleihen, bis Agamemnon die Schmach, die er Achill zugefügt, wieder gelöscht haben würde. Der schmeichlerischen Bitte der Thetis vermochte Zeus nicht zu widerstehen und schickte den Traumgott in das Zelt Agamemnons, um ihn zu einem Angriff auf Troja zu reizen.

Der Fortgang der Kämpfe.

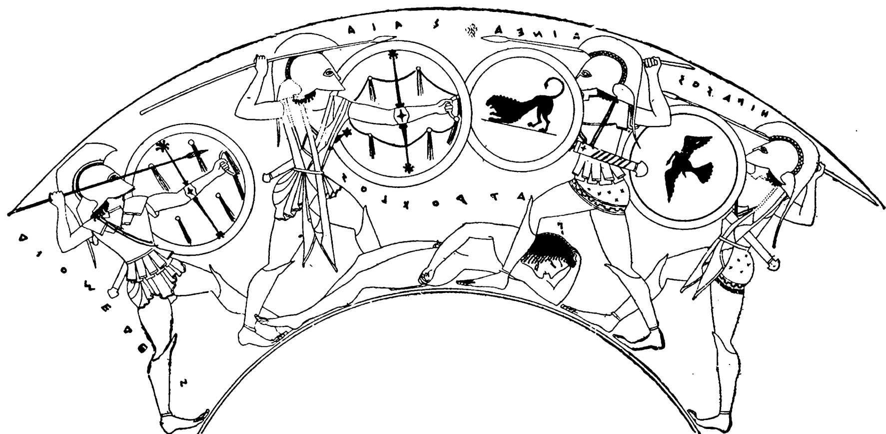
Bald sahen die Troer, wie die Griechen sich in Kampfordnung den Mauern der Stadt nahten, da traten sie gleichfalls unter die Waffen. Die Heere trafen sich inmitten des Blachfeldes; Kriegsgeschrei erhob sich auf beiden Seiten; Schwerter, Speere und Schilde klirrten zusammen. Antilochus, ein Sohn des alten Nestor, war einer der Vordersten, und wo seine Waffe sich hob, gab sie den Tod. Der gewaltige Ajax war dicht hinter ihm, und auch sein Speer traf immer. Odysseus tötete im ersten Ansturm einen der Söhne des Priamus, und als die Troer dies sahen, wichen sie bestürzt zurück. Im klirrenden Schwarm der Geschosse hielt Äneas noch immer stand und rief die Freunde heran, die wankenden Reihen der Seinen zu stützen. Hektor und seine Brüder kamen dem Schwager zu Hilfe,

und jetzt schloß sich auch wieder die Front der Troer und rückte im Sturmschritt vor. Aber die Griechen, an ihrer Spitze Odysseus, Diomedes und die Ajanten, erwarteten im weißfliegenden Staub des Blachfeldes rüstig die Feinde, und Agamemnon sauste im Streitgefährt durch seine Heerschar und rief den Kriegern zu: „Seid Männer und kämpfet! Den Fliehenden wird nicht Ruhm gewährt noch Errettung!“ Rief es und ließ seinen Speer schwirren, der einen treuen Freund des Äneas zu Boden streckte. Aber auch des Äneas Lanze traf gut, und nun warfen sich ihm ein Sohn des Nestor und Menelaus in den Weg, und es begann ein neues, blutiges Kämpfen. Hin und her schwankte die Wage des Sieges; aber doch sah man im Olymp, daß die Reihen der Griechen sich zu lichten begannen und rückwärts drängten, den Schiffen zu. Da ließ Hera Athenes goldleuchtenden Streitwagen mit ihren eigenen schnellfüßigen Rossen bespannen, und die beiden Göttinnen fuhren pfeilgeschwind mitten hinab in die Männerschlacht, und Hera rief in der Gestalt des Thraziers Stentor, dessen Stimme so laut ertönte wie der gemeinsame Ruf von fünfzig Kriegern, den Griechen Mut zu. Athene führte indes das Streitgefährt des Diomedes ihrem Bruder Mars entgegen, der den Troern Hilfe spendete, und lenkte unsichtbar den Wurfspeer des Griechen, so daß er dem Mars in den Leib fuhr. Nun hatte aber auch der Kriegsgott, der im irdischen Kampfe verwundbar war wie alle andern, genug, und unter gewaltigem Gebrüll entwich er in einer Wolke zum Olymp.

Jetzt aber jagte wieder Hektor mit seinen Tapfersten heran und bedrängte die Griechen, während Diomedes sich zum Zweikampf mit dem lykischen Fürstensohn Glaukus rüstete. Doch als er schon auf ihn eindrang, stutzte er ob der Gestalt des andern und ließ seine Waffe sinken. „Sag', bist du nicht Glaukus,“ fragte er, „aus edlem lykischen Geschlecht, und waren unsere Väter nicht Freunde?“ — Da senkte auch Glaukus sein Schwert und entgegnete: „Du hast recht geraten, Diomedes. Mein Großahn hat den deinen zwanzig Tage beherbergt, und auch die Väter reichten sich Ehrengeschenke. Noch hängt bei mir daheim ein goldener Henkelbecher aus deines Vaters Hand.“ Nun öffnete Diomedes die Arme und zog Glaukus an seine Brust. „Gibt es doch noch genug Troer zu töten,“ sprach er gerührt, „du und ich, wir wollen die Rüstungen miteinander tauschen, damit alle sehen, wie wir uns von Väterzeiten her rühmen, Gastfreunde zu sein!“ Und so feierten die beiden inmitten des Tobens der Schlacht ein sinniges Fest der Blutsbrüderschaft.

Der Tod des Patroklus.

Um das Schiffslager entspann sich dann ein mörderischer Kampf. Ajax und seine Freunde umzäunten die Schiffe mit einem dichten Gehege von Schilden und starrenden Lanzen. Doch schon war Hektor mit schäu-



mendem Munde und gleichsam feuersprühenden Augen, furchtbar anzuschauen in seiner rasenden Kampfslust, mitten im Reigen der Feinde. Die Seinen schwangen Äxte und Beile, der Boden schwamm in Blut, und auch das Feuer sollte der Verheerung sich zugesellen, als Hektor eine gewaltige Fackel durch die Luft schleuderte, die das in der Sonne trocken gewordene Holz der Schiffe in wenigen Augenblicken in Brand setzte. Himmelhoch stiegen die riesigen Flammen empor, der Griechen Niederlage weithin kündend.

Der Widerschein des brennenden Schiffslagers wurde auch im Zelte des Achilles sichtbar. Da eilte Patroklus, der Freund seiner Kindheit, zu ihm, um ihn zu bewegen, endlich seinen finsteren Groll aufzugeben und sich dem Kampf gegen die siegreichen Feinde anzuschließen. Doch so sehr es ihn auch in den Kriegslärm zog: er konnte Agamemnon nicht vergeben. Wohl aber versprach er, seine Myrmidonen zu Hilfe zu senden. Er kleidete Patroklus selbst in seine eigene schimmernde Rüstung, legte ihm die Beinschienen an, gab ihm seinen Schild und setzte ihm seinen von Roßhaaren umbuschten Helm auf das Haupt. Als Patroklus so in der Rüstung des Peliden auf dem Kampfplatz erschien, glaubten die Troer anfänglich, Achilles vor sich zu sehen mit seinem nimmer fehlenden Speer. Und abermals entbrannte vor den halbverkohlten Schiffen ein grausames Gemetzel. Auf beiden Seiten sank Mann um Mann; tapfer wehrten sich die Troer gegen den vernichtenden Ansturm der Myrmidonen, die wie reißende Wölfe in eine Schafherde fielen. Als aber selbst Hektor seine Rosse zu wenden befahl, hinderte nichts mehr die Flucht der Troer, die Patroklus vor sich herjagte bis unter die Mauern der festen Stadt. Am Skäischen Tore ließ Hektor seinen Wagen halten, denn er hatte sich in unbändiger Wut entschlossen, in den Kampf zurückzueilen und sich auf Patroklus zu stürzen. Und Patroklus erwartete ihn schon. Er hob einen zackigen Marmelstein vom Boden auf und schleuderte ihn auf Hektors Wagenlenker, der

tot herabfiel. „Bei den Göttern,“ rief Patroklus hohnlachend, „wie behende der Mann ist! Wie er hinabtaucht! War er Taucher dereinst?“

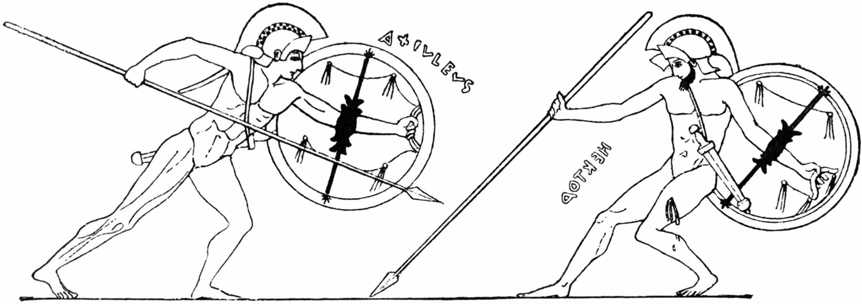
Und er sprang neben die Leiche, sie der Rüstung zu entkleiden, doch, durch das Hohnwort wild aufgestachelt, wehrte ihm Hektor, und um die beiden schlugen Griechen und Troer ein, als kämpften Südwind und Ostwind voll Wut gegeneinander. Erst gegen Abend vermochten die Troer die Leiche des Wagenlenkers in Sicherheit zu bringen.

Nun aber warf Patroklus sich mit verdoppelter Wut auf die Feinde und erschlug im ersten Ansturm ihrer dreimal neun. Doch als er zu neuem Angriff sich rüstete, lauerte schon der Tod auf ihn, denn Apollo, der mächtige Gott, erbarmte sich der Troer. Patroklus fühlte, wie eine gewaltige Faust ihn auf Rücken und Schulter traf, so daß er beinahe betäubt wurde. Im selben Augenblick durchbohrte ihn die Lanze eines tapferen troischen Kriegers von hinten, und fast gleichzeitig sprang Hektor herbei, sich Brust an Brust mit ihm zu messen. Wie zwei kampfbereite Löwen standen die beiden sich gegenüber. Patroklus, obschon verwundet, hob sein gewaltiges Schwert, doch Hektor kam ihm zuvor und stieß ihm mit heftigem Schwunge seinen Speer in den Leib, frohlockend rufend: „Ha, Patroklus, du dachtest die Stadt zu verwüsten und unsere Frauen in die Knechtschaft zu führen! Dafür fressen jetzt dich die Geier. Was half dir Achilles!“ — Und der sterbende Held erwiderte: „Siegruhm haben die Götter dir ohne Mühe gewährt, Hektor. Mich hat ein böses Geschick nur getötet; aber du selbst wirst auch nicht mehr lange wandeln unter deinen Kriegern, denn schon seh' ich an deiner Seite den Tod in der Gestalt des Achilles.“

So sprach er und starb. Doch Hektor lachte der Mahnung, zog den ehernen Speer aus der Wunde des Toten und schwang ihn hell jauchzend gegen Patroklus' Wagenlenker. Den aber retteten die unsterblichen Rosse des Achilles, die ihn pfeilgeschwind vom Schlachtfelde trugen.

Indessen hatte Hektor den toten Patroklus bereits seiner schimmernden Rüstung entkleidet, griff nun wieder nach seinem Schwert und warf sich in tobendem Zorn dem Menelaus entgegen. Unwillkürlich wich der Griechenkönig erblassend zurück; aber schon stürmte Ajax, der Starke, zu seiner Hilfe herbei, und da entbrannte abermals der Kampf um die Leiche, so fürchterlich und so grausam, daß die griechischen Helden froh sein konnten, wenigstens den nackten Körper des Patroklus zu bergen. Verfolgt von Hektor und Äneas gelang es ihnen endlich, die Leiche auf die Schiffe zu schaffen, während ein eilender Bote zu Achilles stürmte, ihm den Tod des Freundes zu melden.

Bis in ihre Kinderzeit reichte diese Freundschaft zurück. Bei Peleus, des Achilles Vater, war auch Patroklus erzogen worden, und von Jugend auf verband herzliche Liebe die beiden. Durch alle Zeiten hatten sie treu aneinander gehalten, sich niemals verlassen, im Frieden mitsammen am



gleichen Tische gespeist und im männermordenden Streit Seite an Seite gekämpft. Als daher der Pelide die Schreckenskunde von dem Tode des geliebten Freundes vernahm, fiel er stracks zu Boden: so mächtig erschütterte ihn die unerwartete Nachricht. Und dann heulte er in wahnsinnigem Schmerze auf, daß auch Thetis in den Tiefen des Meeres die Stimme des Sohnes vernahm und zu ihm heraufstieg, um ihn zu trösten. „O, daß ich keine Waffen habe, den Tod des Freundes zu rächen!“ rief Achilles und rang die Hände; „ich gab sie dem Patroklus, und in meiner Rüstung brüstet sich nun der Sohn des Priamus! Aber auch waffenlos will ich die troischen Hunde zu Paaren treiben; sie sollen spüren, daß ich lange genug gerastet habe. Wehre mir den Kampf nicht, o Mutter!“

Und obschon Thetis in ihrer göttlichen Allwissenheit ahnte, daß die Tage ihres Sohnes gezählt waren, ließ sie dennoch bei Hephästus, dem Schmied der Olympier, Waffen für ihn schmieden und brachte sie ihrem Sohne.

Als Achilles die Waffen sah, jubelte er laut, legte die Rüstung an, nahm den Speer, den Patroklus bei ihm zurückgelassen hatte, weil er selbst für dessen starke Hand zu schwer gewesen war, und trat hinaus an den Meeresstrand. Seine Stimme rief die griechischen Fürsten herbei, und alle kamen, zumeist verwundet, auch Diomedes, Odysseus und der Völkerfürst Agamemnon, und Achilles sprach zu ihnen:

„Hört ihr alle und höre auch du, Agamemnon: Mein Zorn ist besänftigt; auf zur Schlacht, und laßt uns sehen, ob die Troer noch länger geneigt sind, bei unsern Schiffen zu ruhen!“

Und nun rüstete er sich zur Schlacht, setzte den Helm auf mit dem flatternden Goldbusch, legte die festen Schienen an, hing das Schwert um die Schulter, nahm den herrlichen Schild und den Riesenspeer, der noch ein Geschenk seines Vaters Peleus war, und befahl dem Lenker Automedon, seine Pferde vor den Streitwagen zu schirren. Mit hellem Zuruf trieb er sie an; da aber wurde er ein seltsames Wunderzeichen gewahr. Einer der Hengste neigte plötzlich den Kopf tief zur Erde und begann vernehmbar zu sprechen. „Wohl, Held Achilles,“ sagte er, „führen wir dich jetzt mit Sturmesgewalt in den Kampf. Aber das Verhängnis ist wider dich: dir ist be-

stimmt, unter der Hand eines Gottes zu fallen." Achilles nickte unerschrocken. „Ich weiß es," antwortete er, „schon bei meiner Geburt hat ein Orakelspruch mir verkündet, daß ich vor den Toren von Troja mein Leben lassen soll. Mit mir aber wird auch Ilions Macht in den Staub sinken, darum zögere nicht und trage mich hinein in den Kampf, wo er am lautesten tobt." Und nun griffen die unsterblichen Rosse aus, daß es schien, als jage der Kriegsgott selbst dem Siege entgegen.

Bald füllte sich wieder die skamandrische Ebene mit streitbaren Männern, und es dröhnte der Grund von den Tritten des Fußvolks und den Rädern der Wagen.

Hektors Flucht längs der troischen Mauer, des Helden Kampf mit Achilles und sein Tod.

Schon in der Ferne sah Hektor den Feind nahen, und nun harrte er des schrecklichen Peliden, ungebändigten Mutes und im Vertrauen auf seine Stärke. Siegen oder im Kampfe mit Achilles fallen, war seine Losung. Aber als er den erzumgürteten Riesen nahen sah, dessen Speer in der wuchtigen Hand zitterte, und von dessen Schild eine Feuergarbe auszugehen schien, da schlich sich doch ein Zittern in seine Brust, und unwillkürlich begann er zu fliehen. Hinter ihm her flog eiligen Fußes der Pelide, so wie der Falke des Gebirges die Taube verfolgt. Längs der troischen Mauer bis zu den Strudeln des Skamander flüchtete Hektor, und den Starken scheuchte ein Stärkerer. Von weitem sahen in starrer Verwunderung die Griechen zu, denn Achilles hatte ihnen gewinkt, daß keiner es wagen sollte, einen Speer wider Hektor zu schleudern: er selbst wollte den Priamussohn erlegen, eine köstliche Beute für ihn.

Dreimal umkreisten die beiden Helden die Mauer Trojas, dann stellte sich Hektor. „Nicht hinfort mehr, Pelide, entfliehe ich dir", rief er dem Achilles zu. „Dreimal umlief ich des Vaters Feste; nun aber treibt mich das Herz, fest dir entgegenzustehen, zu töten dich oder zu fallen. Laß zu den Göttern uns schwören, daß du meine Leiche den Meinen gibst, wie ich dich den Griechen zurückgeben will, sollte mein Schwert dich fällen."

Doch finster erwiderte Achilles: „Haß trennt uns für immer, unvergeßlicher Feind. Kein Bündnis könnte uns einen, kein Vertrag soll bestehen zwischen uns beiden. Spüren sollst du meine Lanze, der du mit deiner Lanze, du Rasender, so viele erschlugst von meinen griechischen Brüdern!"

Also schalt er, und sein Geschoß flog über dem Haupte Hektors dahin. Da sandte auch Hektor seinen Speer, der die Mittelwölbung am Schild des Peliden traf, und zog dann sein Schwert und schoß Achilles entgegen wie ein herabfliegender Adler, der sich auf ein weidendes Lämmlein stürzt. Sein funkelndes Auge spähte über den gepanzerten Leib des Feindes, eine Stelle zu finden, die ihm sicheren Angriff böte, und auch der Blick des

Achilles maß Hektors Gestalt in ähnlichem Suchen und entdeckte zwischen Achsel und Hals ein Stück seiner Kehle. Dorthin zielte er, und seine Lanze flog so mächtig, daß die Spitze zum Genick wieder herausdrang. Nun frohlockte Achilles: „Hektor, du glaubtest mich schwach, da du mein Rüstzeug dem Patroklus raubtest! Den gemordeten Freund wollen wir in Ehren bestatten — Hunde und Geier aber sollen an deinem Leib sich letzen!"

Da hob der sterbende Hektor noch einmal sein flehendes Auge. „Ich beschwöre dich, Achill," sagte er mit schwacher Stimme, „nimm meine Waffen und verlange Lösung vom Vater, soviel du begehrst, aber sende meine Leiche nach Ilion, daß sie auf heimischer Erde Bestattung finde."

Doch Achilles schüttelte sein düsteres Haupt. „Beschwöre mich nicht," gab er finster zurück; „denn wenn die Deinen auch alle Reichtümer Trojas um mich aufhäufen würden: ich tue, wie ich dir verheißen."

„Hartherziger," hauchte Hektor, „ich kenne dich wohl, eisern ist das Herz in deinem umpanzerten Busen. Aber denke daran, daß mich die Götter rächen werden, wenn am Skäischen Tore der Pfeil Apollos dich tötet!"

So starb des Priamus Sohn, und der fliehenden Seele rief Achilles noch nach: „Fahre zum Hades! Mein eigenes Los empfang ich, wie die Götter es wollen."

Von allen Seiten strömten jetzt die Griechen herbei, angelockt von dem siegreichen Ausgang des Zweikampfs. Achilles entkleidete den Hektor der blutigen Rüstung, durchbohrte die Sehnen an den Füßen des Toten, zog Riemen aus Stierhaut hindurch und band sie an seinem Wagen fest. Dann trieb er seine Rosse an und schleifte den Leichnam durch den Staub des Schlachtfeldes den Schiffen zu. Von den Mauern der Stadt aber sahen Priamus und Hekabe dem grausigen Schauspiel zu, und ihr lauter Jammer mischte sich in den des trojanischen Volkes. Der alte König warf sich verzweifelt zur Erde und klagte: „So viel Söhne erschlug mir schon der erbarmungsloseste Feind, aber, betrauere ich sie auch in meinem Vaterschmerz, keiner war mir wie Hektor — o, wär' er doch in meinen Armen gestorben!"

Das Geheul und Angstgeschrei der Troer drang auch in die Kammer Andromaches, und furchtgepeitscht stürzte sie auf die Mauer und sah, wie die nackte Leiche des Geliebten von hurtigen Rossen über die Walstatt geschleppt wurde. Und auch sie wurde von Gram gepackt und vom Kummer betäubt und hob die Arme und rief: „Hektor, o wehe mir Ärmsten! Zu gleichem Geschick gebar uns das Schicksal, und nun gehst du in die Tiefen des Hades und läßt mich als Witwe zurück und als Waise mein unmündiges Söhnlein! Wer nimmt des Kindes sich an? Betteln wird es bei den Freunden des Vaters, und harte Hände werden es schlagen, wenn es dürstet und hungert. Was helfen mir die Schätze in meiner Kammer! Was die Gewänder, zierlich gewebt von den kunstreichen Händen der Weiber! Möge die Flamme sie fressen, da ich meinen Hektor verlor!"

So klagte Andromache, und ringsum seufzten und weinten ihre Frauen.

Achills Rachegefühl war mit dem Tode Hektors immer noch nicht gelöscht. In der Morgendämmerung spannte er daher seine Rosse ins Joch und schleifte die Leiche des Feindes dreimal um den Grabstein des Patroklus. Als man dem Priamus diese Grausamkeit vermeldet, empörte sich das Herz des Vaters, und er beschloß, nur von einem Herolde begleitet, selbst zu Achilles zu eilen, um von ihm gegen Hingabe reicher Schätze die Leiche seines Sohnes zu erbitten.

Obwohl Hekabe, sein Weib, und seine Getreuen ihn zurückhalten wollten, fürchtend, auch der Greis werde der Rache des schrecklichen Peliden verfallen, machte er sich dennoch auf den schmerzlichen Weg. Auf einen großen Lastwagen wurden alle die Kostbarkeiten gepackt, die er aus seiner Schatzkammer ausgesucht hatte; dann brachte er dem Zeus ein Trankopfer dar, und als er sah, daß ein schwarzer Adler mit weit gebreiteten Fittichen über die Stadt flog, faßte er dies als ein günstiges Zeichen auf und bestieg getrost sein Gefährt.

Wehklagend begleiteten ihn die Seinen durch die Stadt bis zum Tore. Die Nacht brach schon herein, als man die Schanzen des griechischen Lagers erreichte. Priamus stieg hier vom Wagen, übergab die Zügel dem Lenker und schritt geradeswegs auf das Zelt des Achilles zu. Er traf ihn, von der Abendmahlzeit ruhend, sank alsogleich vor ihm in die Knie und erhob flehend die Hände. „Deines eigenen Vaters gedenke, o göttergleicher Achill," rief er mit schmerzbewegter Stimme, „der bejahrt ist wie ich und den vielleicht auch die Nachbarvölker umdrängen und der wenigstens dich hat, ihn zu schützen! Ich aber bin allein. Die tapfersten Söhne raffte der Tod mir fort, und Hektor, der für die Heimat kämpfte, den erschlug dein nimmer fehlender Arm. Nun bin ich gekommen, wenigstens seine Leiche zu holen, und bringe dir dafür reichliche Lösung. Fürchte die Götter, Achill, und erbarme dich eines mißhandelten Vaters! Siehe, ich küsse die Hand, die meine Kinder getötet!"

Die Bittworte des Greises weckten in des Achilles Brust ein wehmütiges Gedenken an seinen Vater Peleus. Er hob Priamus auf, geleitete ihn zu einem Sessel und sprach:

„Armer, fürwahr, du hast viel Schweres erduldet. Welch ein Mut, allein zu der Griechen Schiffe zu wandeln und mir vor Augen zu treten, der so viele von den Deinen erschlug! Nun aber zügle deinen Kummer; mit unserer Schwermut schaffen wir den Gram nicht aus der Welt. Laß dich nieder und beruhige dein Gemüt."

Doch Priamus schüttelte den weißhaarigen Kopf. „Heiß mich nicht bleiben," entgegnete er, „solange mein Hektor noch unbestattet in deinem Zelte liegt. Gib ihn mir heraus und freue dich der Gaben, die ich dir bringe."

„Reize mich nicht durch törichte Worte", erwiderte Achilles. „Freiwillig bin ich bereit, dir Hektor zu lassen, denn ich vermeine, nur Götterhuld kann dich so ungefährdet durch das Lager geführt haben. Aber nun errege mein Herz auch nicht mehr und schweige."

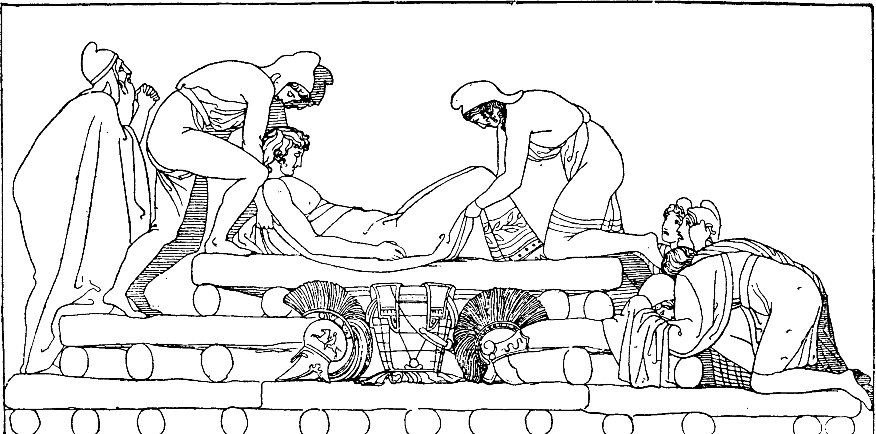
Er schritt aus dem Zelt, rief die Genossen und ließ den Wagen von den Geschenken entlasten. Dann befahl er, die Leiche Hektors zu waschen, zu salben und zu bekleiden, und kehrte hierauf zurück zu Priamus. „Sobald der Morgen graut, o König," sagte er, „magst du deinen Sohn mit dir nehmen. Jetzt aber laß uns des Nachtmahls gedenken; dir verbleibt noch Zeit genug, Hektor zu beweinen, wenn er auf dem Scheiterhaufen liegt, denn wahrlich, er verdient deine Tränen."

Das Mahl wurde bereitet, und auch der müde Greis erquickte sich, und die beiden am Tische, der alte Mann wie der kraftstrotzende Jüngling, betrachteten sich aufmerksam, und wie Achilles die Würde des Priamus bewunderte, so dieser den göttergleichen Wuchs des anderen. Dann wurde dem König aus Teppichen und Purpurpolstern ein Lager bereitet, und freundlichen Angesichts sprach Achilles: „Ruhe nun aus, teurer Greis, und sage mir nur noch, wieviel Tage des Waffenstillstandes du forderst, um deinen Sohn in Ehren bestatten zu können."

„Gönne uns elf Tage der Ruhe," erwiderte Priamus, „damit wir das Totenfest würdig vorbereiten können. Am zehnten Tage soll der Holzstoß die teure Leiche verzehren, am elften wollen wir den Ehrenhügel häufen, am zwölften mag der Kampf wieder beginnen, wenn es also geschehen soll."

Achilles sagte zu, und der Greis sank in Schlummer, bis ihn am frühen Morgen der Wagenlenker weckte und man nun den Leichnam Hektors der Stadt zuführte.

Fedor v. Zobeltitz.



John Flaxman



86. Trojas Fall.

[Ruderschlag entführt durchs blaue
Inselmeer die schwarze Naue,[1]
und die schlanke Troerin
lehnend an der Barke Borden
seufzt nach dem geliebten Norden,
der zerstörten Heimat hin:]

„Troja, Heimat! Unbezwinglich hat man einstens dich genannt,
jetzt hat dicht wie Wetterwolken dich mit speergewohnter Hand
Hellas' Volk zerstört, verbrannt!
Deiner Türme Zinnen sind gefallen,
Ruß befleckt die traurig-öden Hallen.
Nimmer, teure Vaterstadt, werd' ich Arme dich durchwallen.

Mitternacht, du Unheilstunde! Als nach festlich heitrem Mahl
süßer Schlaf sich auf die sang- und reigenmüden Augen stahl,
im Gemach lag mein Gemahl,
Speer zu Häupten. Fröhlich war geschehen
ja das Opfer, und nicht konnt' er sehen
nach der Burg der teuern Stadt griech'scher Schiffer Scharen gehen.

Binden wand ich um mein Haar,
bis die Flechten aufgebunden, bis das Haar geordnet war,
blickte nochmals in des goldnen runden Spiegels strahlend Blinken,
auf dem Polsterbett in Ruh' zu sinken —
da — horch — ein Lärm die Stadt entlang.
Der Schlachtruf war's, der durch die Gassen klang:
„Hellenensöhne, wann zerstört
ihr Trojas Zinnen? Wann wird heimgekehrt?"

Nur in einem Langgewand
sprang ich von dem lieben Lager, wie die Maid im Dorerland

Hingesunken vor der Göttin, fleht' ich: Artemis, erbarme!
Ach! Umsonst! Man riß mich fort, mich Arme.
Vom toten Gatten mußt' ich gehn
ans Meer hinab; hab' oft zurückgesehn,
als mich die Naue segelnd heimatwärts
entführt der Heimat, ganz verzagt vor Schmerz!

Euch, du Dioskurenschwester, trifft mein Fluch, o Helena,
Leidensparis, Hirt vom Ida, weil's ja nur durch euch geschah,
daß man mich aus dem Vaterhaus
und aus der Heimat riß hinaus.
Die Schuld trägt euer Bund — doch nein:
es muß ein Fluch der Rachegeister sein!
Fluch dir! Irr' um auf allen Meeren;
nie mögest du zur Heimat kehren."

[Ungehört verhallt die Klage!
Wein', du Arme, wein' und zage;
eisern geht der Schickung Lauf!
Sieh, am fernsten Horizonte
taucht die schroffe, grellbesonnte
Küste von Euböa auf.]

Chorlied aus der „Hekuba" des Euripides. Übersetzt von J. M. Stowasser.

87. Trojas Nachruhm.

Fremde, seht! Mich, die berühmte
heil'ge Stadt von Ilion —
um die turmbewehrten Mauern
weit genannt vor alters schon —

hat verzehrt der Zeiten Asche.
Aber sieh — ich lebe fort;
denn wie erzgefügte Tore
ist Homer mir Schutz und Hort.

Nimmer wird der Trojawürger
fällen mich, der Griechenspeer;
nein, in aller Griechen Munde
leb' ich fort und meine Ehr'.

Euenus.

88. Odysseus bei den Zyklopen.

Wir aber machten uns auf und fuhren bekümmerten Herzens,
bis wir das Land der Zyklopen erreicht, der abscheulichen Riesen,
roh und verwegen und trauen so sehr den unsterblichen Göttern,
daß sie nicht säen mit Händen die Saat, noch pflügen den Acker. —
Ganz ohn' Saaten und Pflug erwächst ihnen alles beisammen,
Weizen und Gerst' und Rebengeländ': die tragen mit süßen,

schwellenden Trauben den Wein, vom Tau des Himmels gefördert.
Dort aber gilt nicht Rat noch Recht, nicht Spruch oder Satzung;
sondern ein jeder bewohnt für sich die schroffen Gebirge,
einzeln, in Höhlen und Klüften behaust, sein eigener Richter
über Kinder und Weib; und keiner kümmert den andern.
Doch in der Seichte des Meers erstreckt sich ein kleineres Eiland.
Nicht gar nahe und auch nicht fern vom Land der Zyklopen,
waldverwachsen, ein Aufenthalt unendlicher Ziegen,
wild: denn es schreckt sie von dort kein Pfad der Menschen, es scheuchen
mit den Hunden die Jäger sie nicht, die sonst in den Wäldern
Drangsal dulden und wandern hinauf zu Schroffen und Schründen,
keinerlei Herden schaust du dort und keinerlei Hufen;
ganz ohn' Saaten und Pflug entbehrt es alle die Tage
menschlicher Wohnung und weidet allein die meckernden Ziegen;
denn den Zyklopen mangelt das bunte Geschwader der Schiffe,
mangeln die Meister zum Bau, so baut ihnen keiner den Nachen,
hoch, mit schönem Verdeck, der alle die Reisen vollbrächte,
fern, zu den Örtern der Menschen, wo rings in der Welt sich die vielen
Männer einander besuchen und fahren durchs Meer mit den Schiffen.
Hätten sie solch einen Meister, so stünde das Eiland blühend.
Denn es ist gar nicht schlecht und brächte wohl vieles zur Reife.
Dort sind Wiesen schwellend und süß, voll rinnender Wasser
bis ans Meer; da stünde der Weinstock immer in Trauben;
und ein Saatgrund, eben und rein, es würden die vollen
Halme sich beugen zum Schnitt: so fett ist unten das Erdreich.
Und ein Hafen, still und schön. Da brauchst du nicht Anker,
brauchst du nicht Trossen und sicherst dich nicht mit Fesseln am Lande;
sondern du treibst hinein und bleibst ein Weilchen, so lange
als du magst, bis wieder der Wind vom Lande hinausweht.
Oben im Haupte der Bucht entspringt das lautere Wasser
mitten im Fels, ein Quell, von flüsternden Pappeln umstanden.
Dort in den Hafen liefen wir ein, es führte ein Gott uns
durch die verfinsterte Nacht. Man sah die Hand nicht vor Augen.
Dick lag Nebel ums Schiff; und oben blickte der Mond selbst
nicht vom Himmel herab und blieb hinter Wolken verborgen.
Keiner konnte von uns das nahende Eiland sichten:
selbst die Brandung merkten wir nicht, die gegen den Strand hin
breit aufrollte, bevor unser Kiel das Ufer berührte.
Also liefen wir an und nahmen die Segel herunter.
Dann verließen wir selbst am Rand des Meeres die Schiffe,
daß wir uns legten und schliefen und warteten gegen den Morgen.
Als aber früh vor Tag die rosige Eos[1] heraufkam,
schweiften wir sämtlich rings über Land, um alles zu schauen.
Aber die Nymphen, die Mägde des Zeus, der die Aigis[2] erschüttert,
trieben uns Geißen herbei zum Frühmahl für die Gesellen.
Wir aber holten uns Bogen und Pfeil und den schmächtigen Jagdspeer

flugs aus den Schiffen hervor und sonderten uns und gingen
zu drei Haufen auf Jagd; und Gott gab fröhlich Gejaide.[3]
Waren mir doch zwölf Schiffe gefolgt: so kamen auf jedes
einzelne Schiff neun Stück, für meins noch eine darüber.
Also saßen wir dort bis tief in den sinkenden Abend
und verzehrten des Fleisches genug und funkelnden Weines;
denn uns mangelte nicht das süße Getränk in den Schiffen,
sondern wir hatten die Krüge gefüllt und waren versehen,
seit wir jüngst die heilige Stadt der Zikonen geplündert.
Aber wir lugten hinüber und hörten im Land die Zyklopen,
sahen den Rauch und hörten Geblök von Schafen und Ziegen.
Doch um die Zeit, da die Sonne versank und Dunkel hereinkam,
gingen wir alle zur Ruh und schliefen am Rande des Meeres.
Als aber früh vor Tag die rosige Eos heraufkam,
rief ich den Freunden und hielt einen Rat und redete also:
„Bleibt ihr anderen hier, ihr lieben Gesellen der Reise.
Ich aber nehme mein eigen Schiff und Mannen und fahre
dort auf Kunde hinüber, um Land und Leute zu prüfen,
ob sie vielleicht verwegen und roh und Feinde der Satzung,
oder von gastlichem Sinn und Freunde der himmlischen Götter."
Also ich und lief ins Schiff und rief meiner Mannschaft,
daß sie sich eilten und löseten gleich die Fesseln am Ufer.
Hurtiglich stiegen sie ein und saßen gereiht auf den Bänken,
einer vorm andern, und schlugen das grauliche Salz mit den Remen[4].
Da wir jedoch mit weniger Müh zur Stelle gekommen,
sahn wir im äußersten Winkel, am Rand des Meeres ein Felsloch,
hoch von Lorbeer umwölbt. Dort rasteten allerlei Herden,
Ziegen und Schafe, die Nacht. Und außen fand sich ein tiefer
Hof, von Steinen umgrenzt, die halb im Boden vergraben,
und von gewaltigen Fichten und hochaufrauschenden Eichen.
Nachts schlief drinnen ein Mann, ein greulicher Riese; der lebte
ganz allein mit dem Vieh und hatte mit niemandem Umgang,
sondern er hauste für sich, ein gar vieltückischer Oger,[5]
wahrlich, ein Schrecken zu schaun, ein Untier, gar nicht vergleichbar
einem gewöhnlichen Mann, vielmehr dem Gipfel der Wälder
hohen Gebirgs, der einsam scheint und ragt über alle.
Da nun sagt' ich den andern, den lieben Gesellen der Reise,
daß sie sich unten verhielten und bärgen den Nachen am Ufer.
Ich aber ging und wählte mir zwölf der treuesten Mannen,
daß sie mir folgten und trügen mir Wein im ledernen Schlauche,
süßen, den Maron mir gab aus Ismaros, Sohn des Euanthes,
Priester des Gottes Apoll, der dort die Stätte befriedet,
weil ich ihn damals mit Weib und Kindern in der Zerstörung
heilig hielt und tat ihm nichts, denn er wohnte im Haine
Phoibos Apolls; so gab er mir denn die schönen Geschenke:
erstlich sieben Talente von feinem, geläutertem Golde,

dann einen Mischkrug, ganz aus geschmiedetem Silber; und endlich
gab er mir Krüge voll funkelnden Weins. Zwölf waren's im ganzen,
süß und rein, ein göttlich Getränk. Es wußten im Hause
er und sein Weib und die Schaffnerin nur, sonst keiner der andern
irgend darum, kein Knecht und keine der dienenden Weiber.
Wollte man's trinken, wie Honig so süß, von purpurner Farbe,
kam ein einziger Becher auf zwanzig Maße voll Wassers;
wenn man's mischte, so ging vom Krug ein liebliches Düften,
unaussprechlich. Es hätte sich keiner des Trunkes enthalten.
Damit füllt' ich den Schlauch und nahm im ledernen Beutel
Zehrung mit: es ahnte mir schon im männlichen Herzen,
daß ich daselbst einem riesigen Mann, einem Wilden begegne,
der auf Satzung und Sitte nichts gab und pochte aufs Faustrecht.
Eilends gelangten wir da zum Ort. Doch fanden wir jenen
nicht zu Haus. Er hütete fern auf der Weide die Herden.
Wir aber gingen hinein und besahen uns alles mit Staunen.
Schichtweis strotzten die Darren[6] von Käs. Es waren die Hürden
enge von Lämmlein und Böcklein. Die fanden sich alle gesondert:
erst der älteste Wurf, alsdann zum zweiten die Mittlern,
und zum dritten die Kleinsten; es floß da alles von Molken,
Wannen und Kübel, und was er noch sonst zum Melken gebrauchte.
Freilich, die Freunde beschworen mich erst mit flehenden Worten,
gleich von den Käsen zu nehmen und fortzuschleichen; und später
baten sie mich, wir sollten daselbst die Lämmer und Böcklein
gegen das Schiff forttreiben und flugs zu Wasser entweichen.
Ich aber wollte nicht hören — es wäre ja besser gewesen —,
sondern ich dacht' ihn zu schaun, und ob er mir gar was schenke.
Freilich, so ward er denn nicht zum Heil für meine Gesellen.
Wir aber machten ein Feuer und opferten, nahmen uns selber
von den Käsen und aßen sie auf und warteten innen,
bis er erschien mit der Herde. Er trug ein mächtiges Bündel
trockenen Holzes heran, auf daß es ihm leuchte zum Nachtmahl,
warf es durchs Loch zur Höhle herein: das gab ein Getöse! —
Und wir fürchteten uns und flohn in den hintersten Winkel.
Er aber trieb ins räumige Loch die unendliche Herde,
alle, soviel er molk. Doch draußen ließ er die Männchen,
Widder und Böcke, zurück, im Hof, in der tiefen Umwallung.
Dann aber ging er und griff einen mächtigen Fels mit Händen,
hob ihn und setzte den Stein vors Tor. Den hätten wohl zwanzig
tüchtige, doppelte Karren ihm nicht von der Stelle gefördert.
Solche gewaltige Last verschloß die Türe des Felsens.
Also saß er und molk die meckernden Geißen und Schafe,
alles nach Brauch, und stellte die Lämmlein unter die Mütter.
Flugs aber ließ er die Hälfte des eben Gemolknen gerinnen,
tat das Geronnene dann nach Schichten auf weidene Darren,
aber die übrige Hälfte der Milch in Schalen und Näpfe,

daß er's behalt' und trinke die Milch zum Mahl für den Abend.
Da er sich also geputet und seine Geschäfte beendet,
machte er Feuer. Da sah er uns denn und begann uns zu fragen:
„Fremde Gesellen, woher? Wer seid ihr? Treibt ein Gewerb euch,
daß ihr die Bahnen der Feuchte befahrt? Und schweift ihr vielleicht nicht
kreuz und quer, den Räubern gleich? Die schweifen umher und
wagen ihr eigenes Haupt und tun den anderen Übles.“
Rief's, der Zyklop; und uns entsank vor Ängsten das Herze:
Aber auch so ermannt' ich mich und gab die Erwidrung:
„Wir sind Griechen, von Troja verirrt, von sämtlichen Winden
über die Weite des Meers nach jeglicher Richtung verschlagen.
Denn wir wollten nach Haus: so mußten wir anderen Weges
andere Bahn durchziehn, weil Zeus es also gefügt hat.
Rühmend heißen wir uns Agamemnons Volk, des Atreiden:
geht doch sein Ruf zu den Enden der Welt, nachdem er die Zinnen
solcher gewaltigen Burg zerbrach und schlug ihre Leute,
viel. Doch kommen wir jetzt kniefällig, ob du vielleicht nicht
uns ein geringes Freundesgeschenk und sonst einen Willkomm
freundlich reichst, wie solches der Brauch des Wirts mit den Gästen.
Guter, vernimm uns und scheue den Gott! Wir flehen um Obdach;
Zeus aber ist der Beschützer bedürftiger, bittender Gäste,
der sie bewahrt und rächt und fördert ehrliche Wandrer.“
Also ich. Da sprach er mit unheilbrütendem Herzen:
„Närrisch bist du, o Mann, und sehr von ferne gekommen,
der du mir sagst, ich solle den Zeus verehren und scheuen.
Uns, die Zyklopen, kümmert nicht Zeus, der die Aigis erschüttert,
nichts die seligen Götter: — wir sind bei weitem die Stärkern.
Glaube doch nicht, ich schonete dein und deiner Genossen
um den Frieden des Zeus, wenn mir's nicht eben zu Sinn käm'.
Nun aber sag', wo hast du dein Schiff, damit ich es wisse:
liegt es am äußersten Ende der Bucht oder hier in der Nähe?“
Sprach's, der Zyklop, und forschte mich aus. Doch wußt' ich es besser,
gab's ihm zurück und entwich ihm mit windigen, trüglichen Worten:
„Leider hat mir mein Schiff der Stranderschüttrer Poseidon
draußen am Fels zerschmettert, am äußersten Ende des Landes.
Gegen die Klippen warf er es hin mit Stürmen vom Wasser.
Ich aber bin mit den wenigen hier dem Übel entronnen.“
Also ich. Da schweigt er mit unheilbrütendem Herzen
und erhebt sich und kommt und greift mit der Hand die Gesellen,
zween zugleich, und quetscht sie wie säugende Hündlein und schlägt sie
gegen den Stein und spaltet ihr Haupt; und es floß auf der Erde.
Glied für Glied zerstückt er sie dann zum Mahl für den Abend.
Gleich einem Leuen verschlang er den Fraß mit Haut und mit Haaren,
alles, Fleisch und Geweid mit eins, bis aufs Mark in den Knochen,
wir aber schrien empor und hoben die Hände gen Himmel,
da wir das Gräßliche sahn, und wußten uns keinerlei Rettung!

Als er sich so den riesigen Wanst, der Zyklope, gemästet
mit dem Fraß von menschlichem Fleisch und der Milch aus den Näpfen,
streckt' er sich lang auf den Boden und schlief beim Vieh in der Höhle.
Und schon dacht' ich im mutigen Sinn, ich zöge mein gutes
Schwert von der Lende und schliche herzu und fühlte verstohlen
tastend mit Fingern die Brust und stieß es hinein, wo die Leber
hinter dem Zwerchfell sitzt. Doch kam mir ein zweiter Gedanke:
selbigen Ortes wären auch wir zu Tode gekommen;
denn wir vermochten es nicht, vom Tor der Höhle mit Händen
fortzuschaffen den Stein, den unmäßigen, den er davorschob.
Also warteten wir mit Seufzern gegen den Morgen.
Als aber früh vor Tag die rosige Eos heraufkam,
macht' er sich wieder ein Feuer und molk die gepriesene Herde,
alles nach Brauch, und stellte die Lämmlein unter die Mütter.
Da er sich also geputet und seine Geschäfte beendet,
kam er und griff sich zween von uns und fraß sie zum Frühmahl.
Da er gefressen, so tat er den mächtigen Block von der Höhle,
trieb die Herde hinaus; dann schob er außen den Türstein
spielend vors Loch, als schlöss' er leicht den Deckel am Köcher.
Gegen den Berg hin lockt' er das Vieh mit Pfeifen und Johlen,
der Zyklop, und ließ mich im Loch; und ich brütete Rache,
ob ich ihn schlüg und es brächte mich Pallas wieder zu Ehren.
Vieles ersann ich und eines zuletzt; das schien mir das beste:
nämlich es lag in der Höhle beim Pferch ein mächtiger Kloben,
grün, von Ölbaumholz. Den wollt' er als Stecken benutzen,
wenn er erst gründlich getrocknet. Wir schätzten ihn, da wir ihn sahen,
etwa so groß wie den Mast eines zwanzigrudrigen Fahrzeugs,
eines Frachtschiffs, welches sich weit ins offene Meer wagt.
Also war seine Länge zu schaun und also die Dicke.
Ich aber trat herzu und hieb eine Spannung der Arme, —
so viel mocht' es wohl sein, — vom Klotz herunter und gab das
Trumm den Gesellen. Die schabten es glatt. Dann macht' ich es vornen
spitz und scharf und glühte es an im lodernden Feuer.
Dann aber legt' ich das Waffen beiseit und barg's unterm Miste,
dessen unendliche Last sich rings in der Höhle verstreut fand.
Aber die andern ermunterte ich, die Lose zu schütteln,
wer's mit mir wagte und höbe den Pfahl und bohrte die Spitze
tief dem Zyklopen ins Aug' zur Nacht, da er schliefe in Frieden.
Da sie nun losten, ergaben sich vier, mir selber die liebsten,
wie ich gewünscht, und zählten mich selbst als fünften Genossen.
Abend war's. Da kam er herein mit der wolligen Herde.
Diesmal nahm er sie alle zuhauf, so Männchen als Weibchen,
mit sich hinein ins breite Gelaß; und keiner blieb draußen.
Argwohn mochte es sein, vielleicht auch, daß ihn ein Gott trieb.
Da er nun wieder den mächtigen Stein vor die Höhle geschoben,
saß er und molk alsbald die meckernden Geißen und Schafe.

alles nach Brauch, und stellte die Lämmlein unter die Mütter.
Da er sich also gesputet und seine Geschäfte beendet,
kam er und griff sich zween von uns und fraß sie zum Nachtmahl.
Da es geschehn, so trat ich herzu und trug einen Trinknapf
voll von funkelndem Wein und redete mit dem Zyklopen:
„Da, Zyklop, trink Wein, nachdem du Menschen gefressen,
daß du es wissest, welch göttlichen Trank mein Nachen verwahrt hielt.
Wir aber brachten ihn dir zum Geschenk, auf daß du uns freundlich
Urlaub gäbst: doch rasest du so, daß keiner es ansäh.
Grausamer, denkst du vielleicht, dich würden die Menschen in Zukunft
jemals besuchen, nachdem du so schlimm mit den Gästen verfuhrest?“
Also ich. — Er nahm, trank aus und freute sich mächtig
über den Napf voll süßen Getränks und bat um den zweiten:
„Komm, sei gut und gib mir noch eins und sag' deinen Namen,
gleich auf der Stelle, so schenk' ich dir was, das wird dich erfreuen.
Trägt doch auch hier im zyklopischen Land die fruchtbare Scholle
viel großtraubigen Wein, vom Tau des Himmels gefördert.
Aber mich dünkt, hier fleußt Ambrosia drin und Nektar.“
Sprach's, der Zyklop. Da füllt' ich zum andern Male den Trinknapf.
Dreimal gab ich ihm so: und dreimal trank er, der Schwachkopf.
Bald aber stieg ihm der Dunst des feurigen Weines zu Haupte.
Also begann ich und sprach mit verfänglichen, schmeichelnden Worten:
„He, Zyklop, du fragtest mich erst, so höre den schönen,
herrlichen Namen und schenke mir was! Du hast es versprochen.
Niemand heiß' ich, es nennen mich Niemand meine Verwandten,



John Flaxman

Vater und Mutter; und Niemand so rufen mich hier die Gefährten."
Da erwiderte er mit unheilbrütendem Herzen:
„Niemand, so freß ich dich denn zuletzt nach deinen Gesellen,
aber die andern zuvor. Das soll mein Freundesgeschenk sein."
Da aber wollt' er sich lehnen und fiel auf den Rücken; so lag er
ganz hintübergebeugt auf dem feisten Genick. Ihn ergriff der
Allüberwältiger Schlaf. Mit Rülpsen spie er vom Munde
Wein und die Brocken menschliches Fleisch und erbrach sich im Rausche.
Ich aber bohrte sogleich den Pfahl tief unter die Asche,
bis er sich wacker erhitzt, und spornte die andern Gesellen
mit ermunterndem Wort, daß keiner aus Schrecken davonlief.
Aber der Kloben begann, wiewohl er noch grün, in der Asche
eilends zu glimmen, die Spitze entbrannt' wie ein glühendes Eisen.
Ich aber nahm ihn heraus und trug ihn herzu; die Gesellen
halfen. Da blies uns Mut ins Herz ein mächtiger Dämon.
Sie aber hoben zu viert den Baum und stießen die Spitze
tief dem Zyklopen ins Aug'. Ich stemmte mich oben dagegen.
Wie ein Schiffsbaumeister den Klotz durchbohrt, der ein Fahrzeug
baut, und er drückt auf den Kolben, es ziehn zwei andere seitlich
unten am Riemen: da läuft er denn ab, und es wirbelt der Bohrer,
also drückten wir fest die brennende Spitze des Klobens
jenem ins Aug' und bohrten; es rauchte das Blut um die Lohe.
Wimpern und Brauen versengte die Glut mit feurigem Odem.
Zischend verbrannte der Apfel des Augs bis tief in die Wurzeln.
Wenn der Schmied eine glühende Axt, ein glühend Schlichtbeil
nimmt und taucht's in die eisige Flut: da zischt es gewaltig
und wird stark, und das Eisen gewinnt die vorige Härte:
also zischte der Gallert des Augs um den feurigen Kloben.
Hei, wie er schrie! Ein furchtbar Gebrüll! Es dröhnte der Felsen.
Uns aber packte das Graun, wir stoben von dannen. So riß er
blutüberströmt aus der Wunde des Augs den brennenden Ölbaum.
Schleudert' ihn von sich und raste und schlug durch die Luft mit den Händen
dann aber rief er die Nachbarn herbei, die Riesen, die einzeln
über die windigen Berge die Löcher der Felsen bewohnten.
Und sie vernahmen den Ruf und kamen, ein jeder von Hause.
Draußen stunden sie alle und riefen hinein, was ihm fehle:
„Sag', Polyphem, was über dich kam, daß also du schriest
durch die unsterbliche Nacht und entledigst uns alle des Schlafes?
Ist es, daß einer die Herde dir raubt und treibt sie von dannen?
Ist es, daß einer die Seele dir raubt, Trug oder Gewalttat?"
Doch aus der Höhle hervor, Polyphem, der gewaltige Riese:
„Mich überwältiget Niemands Trug und Niemands Gewalttat."
Rief's: und die Riesen erwiderten ihm die beflügelten Worte:
„So dich niemand befiel und bewältigte, da du allein warst,
doch Zeus' Krankheit keiner bespricht, so riefest du besser
deinen Vater, Poseidon, den König, daß er dir helfe."

Sagten's und gingen davon. Da lachte mein weidliches Herze,
daß er dem herrlichen Namen geglaubt, damit ich ihn täuschte.
Er aber wand sich wimmernd vor Schmerz, der wunde Zyklope,
tappte mit Händen umher und hob von der Türe den Felsen.
Setzte sich selbst im Eingang hin und reckte die Arme,
ob er nicht einen ergriffe, der unter der Herde hinausschlich;
denn sein Herz vermeinte wohl gar, ich wäre so töricht.
Doch ich beriet mit mir selber, wie alles zum besten geschähe,
ob ich nicht eine Erlösung für mich und die Freunde gewänne.
Sämtliche Listen und sämtlichen Trug überschlug ich im Herzen,
schnell; denn es ging um die Seele: das Unheil saß uns im Nacken.
Vieles ersann ich und eines zuletzt, das schien mir das beste:
Unter dem Vieh in der Höhle befanden sich prächtige Widder,
schwarz von Färbung, groß und feist und gut in der Wolle.
Lautlos band ich die Tiere mit weidenen, schmeidigen Gerten,
drauf der Zyklop zuvor, der greuliche Riese, geschlafen,
jeweils dreie zusammen. Am mittelsten band ich den Mann fest.
Seitlich gingen die andern zween und dienten als Bollwerk.
Also geschah's mit jeglichem Mann. Dann half ich mir selber.
Nämlich es blieb ein Widder zurück, bei weitem der stärkste:
den umschlang ich im Nacken und warf mich herum, so kam ich
unter den Bauch und krallte mich fest in den wolligen Zotten
seines unendlichen Vlieses und hing und ließ nicht locker.
Und so warteten wir mit Seufzern gegen den Morgen.
Als aber früh vor Tag die rosige Eos heraufkam,
stürmten die Hammel und Böcke sogleich durchs Tor auf die Weide.
Aber die Weibchen blökten und meckerten neben den Pferchen,
strotzenden Euters, zum Melken bereit. Doch jener, ihr Hirte,
saß, von Schmerzen zernagt, mit schrecklichen Flüchen im Eingang,
jeglichen Rücken betastend. Doch freilich entging es dem Schwachkopf,
was sich unter dem Bauch der zottigen Hammel versteckt hielt.
Hinter den andern stapfte der prächtige Widder zur Türe:
schwer — er schleppte sein Vlies und mich, dem schneller das Herz schlug.
Da er ihn fühlte, so sprach Polyphem, der gewaltige Riese:
„Widder, mein Freund, was kommst du zuletzt durch die Höhle gegangen?
Niemals ließest du sonst die andere Herde vorüber,
sondern du pflücktest zuerst die zierlichen Blüten der Gräser,
eilenden Laufs, und warest zuerst bei den strömenden Flüssen.
Immer den andern voraus mit Lüsten sprangst du zu Stalle,
gegen die Nacht. Nun kommst du zuletzt. So grämt es dich auch wohl,
daß ein elendiger Wicht dem Herrn das Auge geblendet
mit den erbärmlichen Freunden im Rausch, der Niemand, der niemals
mir aus der Höhle — das schwör' ich dir zu — mit dem Leben davonkommt.
Wärest du doch verständig wie ich und wüßtest zu reden,
wo er nun lustert und schleicht, und duckt sich und denkt zu entschlüpfen,
daß ich ihn fang und zerschmeiß ihn am Fels; und es fährt das Gehirn ihm

spritzend heraus durch die Höhle am Grund und erleichtert mein Herze
von dem Jammer, den du mir schufst, nichtswürdiger Niemand!“
Also sprach er und ließ den blökenden Widder hinausgehn.
Da wir nun Hof und Höhle bereits ein Weilchen verlassen,
ließ ich den Widder zuerst und löste hernach die Gesellen;
dann aber trieben wir flugs die üppige, trippelnde Herde
gegen das Meer und blickten uns um und waren in Sorge,
bis wir zu Schiffe gelangt: da freuten sich drunten die Meinen,
daß wir entronnen, und wollten mir schon die Freunde bejammern.
Doch ich verbot's mit Zeichen und Wink und deutete schweigend,
daß wir flugs, soviel als ging, von der zottigen Herde
heimlich verstauten und machten uns fort übers salzige Wasser.
Hurtiglich stiegen sie ein und saßen gereiht auf den Bänken,
einer vorm andern, und schlugen das grauliche Salz mit den Remen.
Aber vom Meere, so weit, wie Ruf und Rede gelangen,
sprach ich und rief dem Zyklopen herauf mit höhnischen Worten:
„He, Zyklop, du dachtest, es könne der Mann sich nicht helfen,
da du so stark warst und fraßest ihm drinnen im Loch die Gesellen!
Jetzt aber traf dich reichlicher Lohn für solche Verruchtheit,
daß du dreist im eigenen Haus die Gäste gefressen,
scheußlicher Oger, nun büßet dich's Zeus und die anderen Götter.“
Rief's. Da stieg ihm von neuem der Zorn ans Herze; und rasend
brach er vom Gipfel des Bergs einen mächtigen Fels und warf ihn
hoch aus der Luft, hart gegen das Schiff. Der flog um ein kleines
außen ins Meer und hätte mir fast das Ruder zerschlagen.
Plumpend sank er zu Grund und sog mit Strudeln das Wasser;
aber der Rückschlag kam wie ein Berg und drückte mit Wellen
gegen das Land und zwang das Gefährt, ans Ufer zu stoßen.
Und ich gewahrt' es und packte sogleich den mächtigen Staken,
stieß mich seitwärts ab und ermunterte meine Gesellen,
fest in den Remen zu liegen, auf daß wir dem Übel entrönnen.
Schweigend bedeutete ich's. — Sie lagen vornüber und rissen.
Da wir nun aber entronnen und waren ums Doppelte ferner,
schrie ich noch einmal hinauf zum Zyklopen. Aber die andern
lagen mir an mit Schmeicheln von jeglicher Seite und baten:
„Schrecklicher, weh, was willst du den Wilden da droben erzürnen?
Warf er doch eben den Fels ins Meer und zwang unser Fahrzeug
wieder zu Land, und man hätte gesagt, wir wären verloren.
Gibst du nun wiederum Laut, und hört er noch einmal dein Rufen,
schmettert er sicherlich dich und das hölzerne Schiff auf einmal
mit dem kantigen Felsen zu Grund, er hat ja die Kräfte.“
Sprachen's. Doch keiner vermochte das männliche Herz mir zu beugen;
sondern ich rief noch einmal hinauf aus zürnender Seele:
„He, Zyklop, wenn einer dich fragt von den sterblichen Menschen,
wer denn gar so greulich das einzige Aug' dir zerrüttet,
sag': es blendete mich der Städtezerstörer Odysseus.

des Laertes Sohn, der in Ithaka Heimat und Haus hat.“
Rief es. Er schrie und jammerte laut und sagte die Worte:
„Wehe, o weh! So ging der älteste Spruch in Erfüllung!
Denn hier lebte vorzeiten ein großer und weidlicher Seher,
Telemos, Eurymos' Sohn; der deutete jedem die Zukunft
und ward alt, ein sehender Mann, im Land der Zyklopen.
Der aber sagte dies alles voraus, es werde geschehen,
daß mich Verlust des Gesichts von Händen Odysseus' treffe.
Aber ich nahm es doch immer so an, es werde ein schöner,
stattlicher Mann hier kommen, begabt mit mächtiger Wehrkraft.
Nun aber trog ein Knirps, ein klein, nichtsnutziges Wichtchen
mich um mein Aug', nachdem er mir Wein zu trinken gegeben.
Aber so komm doch heran, ich will dich beschenken, Odysseus,
will dir Geleit erflehn vom Stranderschüttrer Poseidon,
der mich gezeugt und sagt es vor jeglichem, daß ich sein Sohn bin.
Wenn er es mag, so heilt er mich selbst, was keiner vermöchte,
keiner der seligen Götter und keiner der Menschen auf Erden.“
Da erwiderte ich und rief hinüber und höhnte:
„Hätt' ich, Zyklop, dich doch um Leib und Leben betrogen
und in das Haus des Hades gebracht so sicher als keiner,
auch nicht der Stranderschüttrer, dir Aug' und Gesicht zurückgibt.“
Also ich. — Da hob er mit flehenden Worten die Hände
hoch zu den Sternen des Himmels und rief den König Poseidon:
„Höre mich an, blaumähniger Fürst, Erschüttrer der Küsten,
bin ich denn wirklich dein Sohn, und du sagst, du seiest mein Vater,
zeig's und hemme die Fahrt dem Städtezerstörer Odysseus,
des Laertes Sohn, der in Ithaka Heimat und Haus hat.
Ist es ihm aber vom Schicksal bestimmt, noch einmal die Freunde
und das gegründete Haus und Land seiner Väter zu schauen,
kehr' er spät, elendiglich heim, ohn' alle Gesellen,
fremd auf geliehenem Schiff und find' im Hause das Übel.“
Sprach's im Gebet; und ihn hörte der dunkelmähnige Herrscher.
Aber der Unhold packte den allergewaltigsten Felsblock,
stemmte sich an, unsäglicher Wucht, und warf ihn geschleudert
hoch aus der Luft, hart gegen das Schiff. Er fiel um ein kleines
innen ins Meer und hätte mir fast das Ruder zerschlagen.
Plumpend sank er zu Grund und sog mit Strudeln das Wasser;
aber der Rückschlag kam vom Land und trug uns hinüber.
Da wir nun aber das Eiland erreicht, daselbst die Gefährten
auf den hohen Verdecken und rings um die Schiffe versammelt
saßen und hatten Verlangen nach uns und jammerten immer,
ließen wir sänftiglich das Schiff im Sand auflaufen;
und dann stiegen wir selber heraus und gingen ans Ufer.
Dann aber holten wir flugs das zyklopische Vieh aus dem Nachen,
teilten es aus; und keinem entging der gebührende Anteil.
Aber es taten für mich die schönumschienten Gesellen

vor der Verteilung den Widder beiseit'. Den schlug ich am Strande
für den gebietenden Zeus, den schwarzumwölkten Kronion.
Er aber sah sein Opfer nicht an, das Fett und die Lenden,
sondern bedachte sich schon und wollte die guten Verdecke
und die lieben Gesellen des Wegs zuschanden mir machen.
Also saßen wir da bis tief in den sinkenden Abend
und verzehrten des Fleisches genug und des funkelnden Weines.
Doch um die Zeit, da die Sonne versank und Dunkel hereinkam,
gingen wir alle zur Ruh und schliefen am Rande des Meeres.
Als aber früh vor Tag die rosige Eos heraufkam,
rief ich sie alle zu Schiff und ermunterte meine Gesellen,
daß sie sich eilten und löseten gleich die Fesseln am Ufer.
Hurtiglich stiegen sie ein und saßen gereiht auf den Bänken,
einer vorm andern, und schlugen das grauliche Salz mit den Remen.
Wir aber machten uns auf und fuhren bekümmerten Herzens,
glücklich dem Tod entschlüpft, der lieben Gesellen verlustig.

Homer. Aus der Odyssee. Übersetzt von R. A. Schröder.



89. Spartanische Jugend.

Ob ein Kind auferzogen werden sollte, hing nicht von dem Willen des Vaters ab, sondern er mußte es gleich nach der Geburt zum Gemeindehause bringen, wo die Ältesten seines Stammes versammelt waren. Wenn diese es bei sorgfältiger Besichtigung gut gebaut und stark fanden, so befahlen sie, es aufzuziehen, und wiesen ihm eins von den 9000 Losteilen an; war es aber schwach und mißgestaltet, so ließen sie es in ein tiefes Loch am Berge Taygetos werfen, weil das Leben eines Menschen, der nicht gleich anfangs eine gesunde und starke Körperbeschaffenheit habe, weder ihm selbst noch seinem Lande frommen könne. Die Ammen warteten der

Kinder mit vieler Sorgfalt und Kunst. Sie zogen sie ohne Windeln auf, ließen ihre Glieder sich frei entwickeln und arbeiteten darauf hin, daß sie keine Kostverächter und Leckermäuler wurden und daß Furchtsamkeit im Finsteren oder in der Einsamkeit, launenhafte Unart und kindisches Wesen ihnen fremd blieben.

Lykurg erlaubte keinem Vater, seinen Knaben nach eigenem Gutdünken zu erziehen und zu unterrichten, sondern er nahm alle, sobald sie sieben Jahre alt waren, unter seine Aufsicht, teilte sie in Rotten, ließ sie miteinander essen, spielen und lernen. Jede Rotte erhielt einen Anführer aus ihrer Mitte, wozu Lykurg den verständigsten Knaben erwählte, der zugleich der Tapferste im Streite war. Auf diesen waren beständig die Augen der übrigen gerichtet; sie befolgten seine Befehle und duldeten seine Strafen, so daß diese Erziehung eine Schule des Gehorsams wurde. Die Erwachsenen schauten ihren Spielen zu und veranlaßten oft Händel und Schlachten unter ihnen, wobei sie die beste Gelegenheit erhielten, einen jeden zu beobachten, ob er das Herz auf dem rechten Flecke habe und dem Gegner mutig zu Leibe gehe.

Lesen und Schreiben lernten sie zur Notdurft; sonst war aller Zweck der Erziehung Gehorsam gegen die Oberen, Ausdauer in Anstrengungen, Sieg im Kampfe. Deswegen hielt man sie auch mit den Jahren immer strenger, schor sie kahl, ließ sie barfuß gehen und gewöhnlich nackt spielen. Hatten sie das zwölfte Jahr erreicht, so trugen sie nie mehr ein Unterkleid und erhielten für das ganze Jahr nur einen einzigen Mantel. Sie waren am Körper ganz sonnverbrannt und entbehrten der warmen Bäder und Salben. Nur wenige Tage des Jahres genossen sie auch diese Wohltat. Sie schliefen beisammen nach Rotten und Scharen auf einer Streu, die sie selbst vom Schilfe des Eurotas zusammentrugen; doch mußten sie die Kolben des Schilfs ohne Messer mit der bloßen Hand abbrechen.

Ein rechtschaffener Mann wurde ihnen zum Aufseher gegeben: auch wählten sie selbst rottenweise den verständigsten und tapfersten unter den über zwanzig Jahre alten Jünglingen zum Führer. Ein solcher führte seine Untergebenen in ihren Kämpfen an; zu Hause ließ er sie in der Küche Dienste tun. Die Stärkeren mußten Holz herbeitragen, die Kleineren Gemüse. Sie brachten auch solches, aber gestohlenes; die einen stiegen in die Gärten, die anderen schlichen sich mit großer Schlauheit und Vorsicht in die Speisesäle der Männer. Wurde einer darüber ertappt, so bekam er Peitschenhiebe zur Strafe für seine Ungeschicklichkeit.

Nach der Mahlzeit befahl der Rottenführer, auf einer Bank liegend, dem einen Knaben zu singen, dem anderen stellte er eine Frage, die eine wohlüberlegte Antwort verlangte. Die Antwort mußte mit Gründen und Beweisen versehen sein. Wer ohne Nachdenken antwortete, wurde von dem Rottenführer in den Daumen gebissen.

Sie lehrten die Knaben, ihre Rede mit dem Salze eines beißenden und doch gefälligen Witzes zu würzen und in wenigen Worten viel zu sagen. Sie führten sie oft in die Speisesäle der Erwachsenen ein, wo sie Vorbilder eines würdigen Benehmens vor Augen hatten und es lernten, sowohl ohne Grobheit zu scherzen und zu spotten als auch von anderen den Scherz zu ertragen. Jedem Hereintretenden zeigte der Älteste die Türe mit den Worten: „Durch diese geht kein Wort hinaus!“

Mit derselben Sorgfalt, mit der man die Knaben zur Einfachheit und Reinheit des Ausdrucks anleitete, lehrte man sie auch Lieder und Gesänge, um den Mut zu erregen und begeisterte Lust und Drang zu Taten zu wecken. Meistens waren es Lieder vom Ruhme und vom Glücke derer, die im Kampfe für Sparta gefallen waren, oder es waren Schandlieder auf feige Memmen, wie diese ein so jämmerliches, erbärmliches Leben führten. Andere Lieder enthielten Tapferkeitsgelübde. So bildeten sich bei ihren Festen drei Chöre nach den drei Altersstufen. Der Chor der Alten sang:

Wir waren Männer einst voll Mut und Tapferkeit.

Darauf erwiderte der Chor der Männer:

Wir sind es; hast du Lust, so komm heran, es gilt!

Nun sangen die Knaben, der dritte Chor:

Wir werden einst es sein, noch zehnmal tapferer.

Im Kriege wurde die strenge Zucht zugunsten der jungen Leute gemildert. Man wehrte ihnen nicht das Haar aufzuputzen und auf den Schmuck ihrer Waffen und Kleider Sorgfalt zu verwenden; man freute sich, wenn sie gleich kampflustigen Rossen der Schlacht voll Ungeduld entgegenschnaubten. Das Haar, das sie gleich vom Eintritt in das Jünglingsalter an wachsen ließen, schmückten sie vorzüglich bei nahem Kampfe, so daß man es von Salben glänzend und sorgfältig gescheitelt sah; hierbei beriefen sie sich auf eine Äußerung Lykurgs, daß das Haar den Schönen schöner, den Häßlichen furchtbarer mache. Die Leibesübungen wurden im Felde mit geringerer Strenge betrieben, und man gestattete alsdann den jüngeren Spartanern überhaupt ein freieres Leben, so daß für sie der Krieg eine Erholung von den Vorübungen des Krieges war.

Plutarch.

90. Spartanische Tapferkeit.

Der schönste Tod von allen ist es, von Feindes Hand
als tapfrer Mann zu fallen im Streit fürs Heimatland;
doch nichts erträgt sich schwerer, als fort ins Elend fliehn,
der reichen Heimat ferne durchs Land als Bettler ziehn,
zur Seit' den grauen Vater, das Mütterlein, [o Qual!],
und mit den kleinen Kindern das ehliche Gemahl.

Ihn treibt der harte Mangel; im Zwang der bittern Not
fleht er umsonst um Beistand fremd und als Feind bedroht,
zur Unehr' seiner Ahnen, sein schön Gesicht entstellt,
dem aller Schimpf und Schande und Schlechtigkeit gesellt.
Laßt ihn das Land durchstreichen! Man höhnt ihn ins Gesicht,
er findet nirgends Achtung, nicht Rücksicht, Mitleid nicht.
Uns laßt für Land und Kinder mutvoll zum Kampfe gehn,
nicht bang besorgt ums Leben feige zur Seite stehn;
nein, Jungen, sondern streitet zusammen enggedrängt.
Schmach, wen die Furcht befiele, Schmach, wer ans Fliehen denkt.
Ermannt euch kühn und stärket im Herzen euch den Mut
und kommt's zu Kampf und Streiten, spart nicht mit euerm Blut.
Verlaßt im Streit die Greise, die Alten nicht, die schwer
nur mehr die Glieder regen, flieht nicht vor denen her.
Denn Schimpf und Schande bringt es, wenn vor dem jüngern Mann
im ersten Glied gefallen ein Greiser liegen kann,
dem weiß bereits der Scheitel und grau erglänzt das Kinn,
den mut'gen Geist verhauchend, gestreckt im Sand dahin.
Mit seinen blut'gen Händen deckt sterbend er die Scham —
Fluch, Schande, dem der Anblick vor Augen jemals kam —
den Leib entblößt! Indessen ziert alles den jungen Mann,
solang' er seiner Jugend Blüte genießen kann.
Er ist den Männern achtbar, liebreizend auch den Frau'n,
lebendig und im Vorkampf gefallen doch zu schaun.

Tyrtaeus. Übersetzt von J. M. Stowasser.

91. Die Spartanerin.

Einst sah ein lakonisch Weib,
wie mit unbewehrtem Leib
nach der Heimatstadt ihr Sohn
aus der Schlacht Gewühl geflohn.
Auf ihn warf sie sich [voll Schmerz],
stieß die Lanze durch sein Herz,
sprach ein manneswürdig Wort
über dem Gefallnen dort:
„Du, kein Sparter, fremdes Blut,
fahr hinab zur Höllenglut.
Du betrogst mit deiner Schand'
Mutterherz und Vaterland.“

Unbekannter Dichter. Übersetzt von J. M. Stowasser.

92. Preis Athens.

Gesegnet von alters, Erechtheus' Volk,
der seligen Götter erlauchtes Geschlecht!
Euch spendet der Boden der heiligen Flur.

der nimmer versehrte,
erhabener Wissenschaft geistiges Brot.
Die Luft ist so leicht und der Himmel so hell,
da wandelt's sich wohlig.
Und alle die Musen im keuschen Verein,
sie fanden zum höchsten harmonischen Sang
in Athen den vollsten Akkord. —
Wo lieblich murmelnd Kephisos rinnt,
da schöpft Aphrodite erfrischendes Naß.
Das tragen die Winde so lind und so lau
weit über die Gärten.
Es hören die Rosen zu blühen nicht auf,
und die Göttin bricht sich das frischeste Reis
zu duftigem Kranze.
Und der Wissenschaft schickt zum Geleite sie Kunst
und Anmut und Streben und Sehnen: da lernt
das Höchste zu leisten der Mensch.

Euripides. Übersetzt von Wilamowitz-Moellendorff.

93. Festzug in Athen zur Zeit des Perikles.

Denken wir uns in des Perikles beste Zeit zurück. Es wird ein Fest zu Ehren der Schützerin Athens, der Göttin Athene, gefeiert. Die festlichen Wettkämpfe der Wagenrennen, der gymnastischen Spiele und der musikalischen Wettstreite, in denen die edelsten Jünglinge und Männer drei Tage lang alle Tugend und Vollendung leiblicher und geistiger Ausbildung bewährten, sind beendet. Die Preise, bestehend in Kränzen und Olivenzweigen und in schönen, mit Öl von heiligen Ölbäumen gefüllten Vasen, sind von den Kampfrichtern an die Sieger verteilt, und alles rüstet sich nun zum großen Pompe des vierten Tages, dem feierlichen Schlußakte des großen Götterfestes. Denn es gilt jetzt, allen Glanz und alle Herrlichkeit, deren man sich in diesen Festtagen erfreut hatte, alle Kraft und Schöne der Jugend, alle Kunst, Würde und Tüchtigkeit des Gemeinwesens derjenigen Göttin im Bilde dankbar verehrend darzubringen, unter deren segenbringendem Schutze Athen herangeblüht war. Zu diesem Tage hatten auserlesene Jungfrauen der ersten Geschlechter mit kunstgeübten Händen das heilige Gewand der Göttin gewebt, das jetzt in feierlichem Festzuge hinaufgebracht werden sollte auf die Akropolis. Unter den Augen der Priesterinnen war von Jungfrauen auf dem Scharlachgrund des Gewandes in kunstvoll verschlungenen Gruppen ein Bild aus dem Walten der Göttin gestickt worden. (Zu jedem Feste wurde eine andere Darstellung gewählt.) Schon hat sich das Volk versammelt vor dem Haupttore von Athen. Mit Schild und Speer gerüstet, ordnet sich hier die waffenfähige Mannschaft zu Fuß und zu Roß unter ihren Führern, alle in weißen Festkleidern und mit Kränzen

geschmückt. Bunte Kleidung war verboten durch Sitte und Heroldsruf für die Teilnehmer nicht nur, sondern auch für die Zuschauer des Festzuges. Zu den gerüsteten Fußkämpfern und den stolzen Reitergeschwadern gesellten sich die Züge der erlesenen Jungfrauen, die Töchter der Schutzbürger, heilige Körbe, nachenförmige Opfergefäße und Wasserkrüge tragend. An sie schlossen sich die Sieger in den Kampfspielen vergangener Festtage, die älteren Bürger mit Ölzweigen in den Händen und die Jugend der Epheben vom achtzehnten bis zum zwanzigsten Jahre in ihren Festgewändern. Besonders Geehrte trugen die Geschenke für die Göttin und die goldenen und silbernen Schaugefäße, von der Hand der besten Meister mit kunstreichem Zierrat geschmückt.

Das Wundervollste des ganzen Zuges aber war ein großes, prachtvoll gearbeitetes Schiff, das jetzt, aus seinem Aufbewahrungsorte vor dem Tore hervorgezogen, auf Räder gesetzt und stattlich ausgeschmückt, als Segel jenes kostbare heilige Festgewand der Göttin in strahlender Pracht entfaltete und hochragend aus dem Gedränge der jubelnden Schar unter Festgesang und Klang der Musik einhergezogen ward. Das Festgewand war so angebracht, daß seine eingestickten Bilder von allen Seiten genau betrachtet werden konnten. Durch das glänzende Tor von Athen betrat nun der geordnete Festzug, von Musikchören begleitet, den Boden der Stadt und bewegte sich dann durch die schönsten und reichsten Straßen, vorüber an den berühmtesten Heiligtümern, vor denen geopfert und gesungen wurde, auf weiten Umwegen rund um die Felsen der Akropolis herum, bis zum westlichen Fuße, wo sich der Aufgang befand. Hohe Terrassenmauern schützten hier den von der Natur minder befestigten Abhang, ein vorspringender Turm sicherte das untere Festungstor, durch welches wir jetzt den Zug hinaufschreiten sehen. Schon haben die ersten die Höhe der Terrasse erreicht und stehen an der großen Freitreppe von Marmor, die zu den Propyläen, dem eigentlichen Eingangstore der Akropolis, führt. Die Stufen der Freitreppe sind in der Mitte unterbrochen durch eine mit gerillten Steinen belegte Bahn, auf der Reiter und Fußgänger hinaufziehen zu dem herrlichen Hallentore der Propyläen. Noch ehe sie es erreichen, begrüßt sie der Jubelruf der Menge, die dort rechts die Plattform bedeckt, in welche die südliche Burgmauer ausläuft, und die durch eine Seitenstiege mit der Haupttreppe verbunden ist. Ein leichter, zierlicher Tempel thront auf diesem mächtigen Mauerpfeiler. Es ist der Tempel der Nike Apteros, der flügellosen Siegesgöttin, denn nicht unbeständig hin und her schwebend, sondern gleichsam in seiner eigenen Heimat weilt der Sieg in seiner geliebtesten Stadt. Aber die Menge, die das Heiligtum umdrängt, hat heut kein Auge für den zierlichen Bau des Tempels und für die Marmorgruppen des Frieses, welche die siegreichen Kämpfe der Hellenen gegen die Asiaten zu Fuß und zu Roß darstellen. Sie läßt den Blick auch nicht schweifen auf

die herrlichste Aussicht über Land und Meer und Inseln; aller Augen sind vielmehr gerichtet auf den herrlichen Festzug, der an ihnen vorbei die Marmortreppen hinaufzieht zu dem heiligen Eingangstore, das mit seinen Marmorhallen und mit seinen beiden Seitenflügeln die ganze Westseite des Felsens, 168 Fuß breit, überspannend, zum Eintritte ladet. Das sind die Propyläen, von Phidias und Perikles erdacht, von Mnesikles ausgeführt, ein Werk der Baukunst so einzig in der griechischen Welt, wie Athen einzig war in ganz Hellas. Jedes Herz unter den Tausenden des nahenden Zuges schwillt sicher in freudigem Stolze bei dem Anblicke des Baues, der wie ein glänzendes Diadem die Stirn seiner vaterländischen Götterburg umgibt. Achtundfünfzig Fuß, der Breite der Treppe entsprechend, nimmt der Mittelbau des eigentlichen Tores ein, den Rest des Raumes zur Rechten und zur Linken füllen zu beiden Seiten zwei tempelförmige Gebäude, die Giebelfronten mit den offenen Säulenhallen der Treppe zukehrend, die an ihnen vorüber dem mittleren Gebäude zuführt. Es sind die bildergeschmückte Pinakothek und das Zeughaus. Zwischen beiden hindurch schreitet der Zug, vorbei hier an den Waffen, mit denen Athen seine Freiheit erfochten, dort an den Bildern, in denen die Großtaten der heroischen Ahnen von Meisterhand verewigt sind. Jetzt steigt er hinan die letzten Stufen zum heiligen Burgtore. Sechs dorische Säulen von herrlichem Marmor tragen den Fries, gekrönt von dem mächtigen Dreieck des Tempelgiebels. Der Zug schreitet der inneren Halle zu. Zu beiden Seiten des inneren Raumes bilden je drei und drei Paare ionischer Säulen die Durchgangshalle von etwa vierzig bis fünfzig Fuß Tiefe. Sie ist geschlossen durch eine Mauer von Marmor. In leuchtendem Farbenschmuck prangt die weitgespannte, mit goldenen Sternen gezierte Decke, und zwischen den Säulen stehen kostbare Erz- und Marmorwerke als Weihgeschenke aufgestellt.

Und nun öffnen sich klingend die prächtig geschnitzten und vergoldeten fünffachen Tore, es ziehen die Reihen des vielgegliederten Festzuges ein, der wie ein blitzender und leuchtender Strom sich hinerstreckt durch die Hallen über die marmorne Freitreppe bis hinunter zum Fuß des Felsens. Mit ihnen ergießen sich die Scharen der Zuschauer in das erschlossene Innere auf den heiligen Boden der Tempelburg. Wie leuchtet in dem hellen Sonnengolde unter der unaussprechlichen Klarheit des südlichen Himmels die Fülle der Herrlichkeit, die ringsum alles bedeckt: die Pracht der Götterhäuser, der Standbilder von Erz und Marmor, der Weihgeschenke von heiligen Geräten und Dreifüßen, von Siegesrossen und Kriegsgespannen, aus glänzendem Metall getrieben! Da links in ihrer Mitte ragt das siebzig Fuß hohe Riesenbild der ehernen Athene empor, in der Linken den Schild erhoben, in der Rechten den Speer schwingend, die ewig kampfgerüstete Beschützerin ihres ältesten Heiligtumes, des Erechtheion genannten Tempels, der sich wenige Schritte weiter hinter ihr erhebt. Aber alles über-

strahlt, zur Rechten auf der höchsten Burgfläche gelegen, der neue Tempel der Göttin-Jungfrau, Phidias' herrlichste Schöpfung, der säulenwaldumgebene Parthenon. Zu ihm wendet sich jetzt der Festzug. In zwei Hälften geteilt, umkreist der Zug, hier zur Rechten, dort zur Linken gewendet, in elliptischem Bogen den Wunderbau, bis sich die Vordersten vor der Ostseite des Parthenons begegnen. Aufschauend aber zu dem Bilderschmuck, dessen Kranz den Fries des Tempelbaues auf allen Seiten umgürtet, erblicken die Einherziehenden auf farbenleuchtendem Grunde das marmorne Abbild ihrer selbst, den Festzug, den ewigen herzerfreuenden Schmuck des Hauses der Göttin, für die alsbald unter den Festgesängen der versammelten Scharen auf dem Altar vor dem Tempel sich das große Brandopfer entzündet. Und war das Fest vollendet und das neue Festgewand mit andern Opfergaben der Göttin dargebracht, dann folgte der gemeinsame Schmaus, zu dem aus ganz Attika die Opferstiere der Festhekatomben gesendet waren.

Das waren nicht befohlene, nicht gemachte Festlichkeiten; sie entsprachen dem Herkommen, der Volksgewohnheit; nur zeichneten sie sich vor Volksfestlichkeiten früherer Zeit durch höheren Glanz aus. Der Quell dieses höheren Glanzes aber lag in dem Aufschwunge des ganzen Volkes, den es seit den großen Kriegen gegen Persien genommen hatte. Der tiefere Sinn aber von allem, was zutage trat, war der Drang, den Göttern Ehre und den großen Ahnen und lebenden Helden Anerkennung zu zollen.

Ferdinand Schmidt.

94. Die Schlacht bei Salamis.

Die Perserkönigin: Erzähle nun, wie hat die Schlacht begonnen,
und wer fing an, die Griechen oder, stolz
auf seiner Schiffe Übermacht, mein Sohn?
Bote: O Königin, ein böser Dämon, von
der Hölle uns gesandt, der hat die Schuld!
Ein Grieche kam aus der Athener Heer
und sagte Xerxes, deinem Sohne, dies:
Sobald die Nacht mit ihren schwarzen Schatten
die Erde decke, würden die Hellenen
schnell an die Ruder springen und im stillen
nach allen Seiten auseinanderfliehn.
Und er, dein Sohn, erkannte nicht die List
des Fremden, auch der Götter Mißgunst nicht;
sogleich gab jedem Schiffe er Befehl:
sobald der scharfe Strahl des Sonnengotts
die Erde nicht mehr treffe, Dämmerung
den Äther fülle, sollt' in drei Geschwadern
die Flotte jeden Weg ins offne Meer

versperren, andre Schiffe Salamis
umkreuzen; und, wenn dennoch die Hellenen
geheimen Ausweg fänden und dem Tod
in wilder Flucht entrönnen, sollte jeder
der Offiziere mit dem Kopfe büßen.
So prahlte Xerxes, voller Siegesstolz:
er wußte nicht, was Gott für ihn bestimmt. —
In guter Ordnung, so wie sich's gehört,
bereiteten die Mahlzeit die Matrosen,
und dann befestigte den Ruderriemen
ein jeder an dem wohlgefügten Pflock.
Als nun das Licht der Sonne war verschwunden.
und Nacht hereinbrach, ging der Ruderer
wie der Soldat an seines Schiffes Bord.
Und wechselseitig spornten sich die Rudrer,
streng blieb ein jedes Schiff an seinem Platz,
der Führer hielt die Mitte zwischen Insel
und Festland, also ging die Fahrt die Nacht
hindurch — und dennoch, nirgends regte sich
ein Schiff der Griechen, heimlich zu entfliehn.
Doch als der Tag mit weißen Rossen nahte,
als schimmernd Licht die ganze Erd' umfloß,
da braust' es wie Choralgesang von drüben,
und Echo in der Insel Felsenufer
gab treulich Ton um Ton zurück. Bestürzung
ergriff das ganze Perserheer: wir warn
betrogen! Wahrlich nicht zur Flucht erklang
der Griechen heiliger Paean[1]), zur Schlacht,
voll hohen Mutes, zogen sie heran.
Da übertönte der Trompete Schall
den Sang, und rauschend fielen nach dem Takt
die Ruder in die salz'ge Meeresflut.
Auf einmal waren alle klar zu sehen.
In guter Ordnung fuhr der rechte Flügel
voran, dann schwenkte die gesamte Flotte
zu uns herum, und deutlich hörten wir
der Führer mahnend Wort: „Wohlan Hellenen!
Macht frei das Vaterland, frei Weib und Kind,
der alten Götter Sitz, das Grab der Väter!
Auf, auf! Um alles geht uns heut der Kampf!"
Wir Perser schrien und lärmten ihnen zu.
Jetzt war zu zaudern keine Zeit mehr. Schiff
fiel nun auf Schiff mit erzbewehrtem Zahn.
Ein griechisches begann den Kampf und riß
den Bildschmuck eines Schiffes Phoinikiens
herab; dann suchte jeder seinen Feind.

Die Masse unsrer Flotte widerstand
zuerst; doch als im engen Raum die Schiffe
sich drängten, keines Hilfe bringen konnte,
und unsre eignen mit des Eisens Kraft
sich selber trafen, streiften gegenseitig
sie sich die Ruder ab, und die Hellenen
umringten wohlberechnet uns im Kreis,
sie stießen drauf und bohrten uns in Grund.
Das Meer, es war nicht mehr zu sehn, mit Trümmern,
mit blut'gen Leichen war es rings bedeckt,
mit Leichen Klippen auch und Felsenküste.
In wilder Flucht entfloh von unsern Schiffen,
was nur die Ruder noch gebrauchen konnte.
Sie aber schlugen drauf, sie spießten uns
mit halbzerbrochnen Rudern, Schiffessplittern,
so wie man auf den Thunfisch schlägt im Netz.
Und Jammerrufe hallten übers Meer,
bis endlich Ruhe gab die dunkle Nacht. —
Wenn ich zehn Tage lang erzählen sollte,
das Maß des Unglücks würde doch nicht voll.
Denn niemals hat ein Tag, das wisse wohl,
so vieler Menschen Leben ausgelöscht!

Königin: O Schmerz, welch ungeheures Meer von Leid
hat Asiens Völker heute überflutet!

Bote: Auch dieses wisse: noch die Hälfte nicht
hab' ich erzählt. Uns traf zudem ein Schlag,
daß zwiefach größer noch das Unglück wurde.
Der Adel Persiens, des Heeres Blüte,
an Heldenmut die ersten unsres Volks,
die treusten Kameraden meines Herrn,
tot sind sie alle, ruhmlos hingeschlachtet! ...
Vor Salamis liegt eine kleine Insel,
ein Hafen fehlt ihr, nur des Panes[2] Huf,
des reigenfrohen, tanzt auf ihrem Fels.
Dahin entsandte Xerxes jene, daß,
wenn etwa Feinde aus der Schiffe Wrack
sich dorthin retteten, sie mühelos
erschlagen wurden, Freunde aus dem Meer
hier Zuflucht fänden — ach, so kam es nicht!
Denn als ein Gott den Griechen Schlachtenruhm
verliehen, sprangen selb'gen Tages noch
in Erz gehüllte Krieger aus den Schiffen
an Land, umzingelten die ganze Insel,
daß niemand wußte aus noch ein, und dann
zerschmetterten mit Steinen sie die unsern,
entsandten Pfeil auf Pfeil von ihren Sehnen,
bis endlich mit vereinten Kräften Sturm

sie laufen auf die Unglückseligen
und schlachten, bis nicht einer übrigbleibt. —
Laut auf schrie Xerxes, der den Jammer sah.
Auf hohem Sitze saß er nah dem Strand:
er wollte schauen seines Heeres Macht.
Doch jetzt riß er mit wildem Klageruf
sein Kleid entzwei, gab hastigen Befehl
dem Fußvolk, und die wilde Flucht begann.

Aischylos.

95. Die Wettspiele in Olympia.

Von Süden zog die Prozession der Griechen heran. Durch ein bescheidenes Tor hielt sie ihren Einzug. Alle Stämme waren vertreten, und man prunkte mit köstlichem Apparat in Silber und Gold. Das Fest ist fünftägig, und erst am fünften Tage findet die Hauptprozession sowie das große Opfer statt; dies Opfer geschah unter freiem Himmel auf einem riesigen Stufenhügel, der den Altar vorstellt, aus der Asche der früheren Opfer aufgeschüttet war und von Jahr zu Jahr anwuchs. Die Opfertiere werden von gelernten Jünglingen herangeführt; denn das war keine leichte Kunst. Sträubte sich das Tier, so galt es als böses Omen. Man goß ihm im Notfall Wasser ins Ohr; dann ging es williger.

Wir stehen im schwirrenden Geräusch der Menge. Gastfreunde erkennen sich. Gruß und Handschlag! Hier Neugier und Spott! Dort Bewunderung! Ein Themistokles zeigt sich im Volke, ein Lysander, ein Platon — da öffnen sich die Reihen, und man ruft: „Das ist er!“, weist mit den Fingern, und der Name geht rauschend von Mund zu Mund.

Die Klugen mustern die unzähligen bronzenen Weihgeschenke, die im Freien stehen, entziffern die Namen an den Sockeln der Statuen, und Anekdoten gehen herum über die Sieger der Vorzeit und ihre Fechtkunst. Das entflammt den Ehrgeiz bei den Jungen: „Der Tod ist nichts, der Sieg alles“, der Gedanke zuckt durch die Seelen. — Drei Tage währen die Kämpfe selbst, im großen Hippodrom und im Stadion. Im griechischen Hippodrom sind die wilden Zirkusrennen der Römer vorweggenommen. Aber nur die Reichen beteiligten sich. Denn wer konnte sonst vier Rassetiere ernähren und kunstgerecht einfahren. Gern schickten die Tyrannen von Syrakus und Gela aus Sizilien ihre Gespanne übers Meer.



Der Besitzer fährt meistens nicht selbst und hält darauf, daß sein Kutscher, wie heute die Jockeis, möglichst leichtes Gewicht habe. Der Haupttrick aber bestand darin, daß die Pferde die Bahn nicht kennen durften. In der Bahn stand ein behauener Steinblock, vor dem das junge Vollblut scheute, der „Taraxippos". Sie gingen durch; der Wagen zerschellte: der Lenker wird über den Boden geschleift. Die Menge schreit auf. Staubwolken bedecken das Ganze.

Aber auch in das Stadion strömt alles schon vor Sonnenaufgang, um sich Plätze zu sichern.

Das Schauspiel ist hier zweitägig und währt in unaufhörlichen Zweikämpfen, Mann gegen Mann, vom Morgen bis zum Abend.

Da stehen schon die Knaben am Ablauf, und der Wettlauf hebt an. Sie schleudern die Arme mächtig und rennen in hohen Sprüngen. Denn der Sand ist tief, und Diener sind da, die ihn stets neu auflockern müssen. Männer laufen den Dauerlauf. Der Dauerlauf ist auf fünf Kilometer, das ist zwölfmal die Bahn hin und her, berechnet. Das raubt Stunden, und der gutwilligste Zuschauer wird ermüdet. Herrlich war dagegen der Speerwurf, noch herrlicher das Schleudern des Diskus anzuschauen, der Metallscheibe, die blitzend und pfeifend gegen die aufgehende Sonne flog. Man zielte nicht, sondern wer am weitesten warf, hatte gewonnen. — Jetzt treten zwei Jünglinge gegeneinander, vorgebeugt, mit aufgerissenen Augen und lauerndem Blick, und strecken die Arme. Es sind Ringkämpfer. Sie wollen sich fassen, warten ab, täuschen den Gegner, springen vor und zurück, wechseln den Stand und greifen dann plötzlich zu, bis der Überraschte in die Luft gehoben ist und zu Boden fällt.

Jeder Ringer hat Leib und Glieder zuvor sorglich mit Öl bestrichen und sich dann ganz mit Sand bestreut. Das macht geschmeidig, und die Hand gleitet doch nicht ab.

Wieviel Kraft und Schönheit entwickelt sich da! Die Alten sagen es uns, und wir glauben es. Denn was ist schöner als ein wohlgewachsener, durchgebildeter Körper, der zum Werkzeug wird in der Hand der Ringkunst. Wie entfesselt sich aber auch unter den Zuschauern die Leidenschaft! Die Spartaner wüten laut, wenn ein verhaßter Nachbar aus Argos, die dummen Thebaner toben, wenn ein Korinther siegt. Die Wettläufer schreien und heulen wie rasend beim Lauf, als hetzten sie sich selber; die Faustkämpfer ächzen selbst laut auf, wenn sie den wuchtigen Hieb austeilen.

Das schwierigste war aber bei alledem der Fünfkampf, das Pentathlon, eine Verbindung von fünf gymnastischen Wettkämpfen, die in ununterbrochener Folge nacheinander durchzukämpfen waren. Von den 32 Beteiligten des ersten Ganges, etwa des Wettlaufs, traten die 16 Sieger

in den zweiten, den Wettsprung ein; acht kämpften weiter im dritten, dem Speerwurf, vier im vierten Gang, dem Diskuswurf, und im Ringkampf endlich maßen sich die zwei trefflichsten. Wie spannend muß es gewesen sein, solchem fünfaktigen Drama zuzuschauen.

Alle Gegnerpaare wurden übrigens erst im letzten Augenblick durch das Los bestimmt. Dadurch waren Verabredungen zwischen den Gegnern unmöglich gemacht. So konnte es sich aber auch ereignen, daß ein Fechter plötzlich angesichts seines Widersachers den Mut verlor und sich schmählich davonmachte; da hatte der andere ohne Mühe und schon kraft seines Namens die Palme gewonnen.

Nach jedem Gefecht werden die schlichten Preise verteilt; der süßstimmige Herold ruft die Sieger aus. Der Sieger ist jetzt zum Schaber geworden und streicht sich ausruhend mit dem Eisen Schweiß, Öl und Staub von den müden Gliedern. Dann wird der Apoxyomenos[1] zum Diadumenos[2] und bindet sich die Siegerbinde um die Schläfe. Jauchzen begrüßt ihn. Tauben fliegen als Boten nach seiner Heimatstadt, und die Heimat rüstet sich, ihn mit den höchsten bürgerlichen Ehren zu empfangen. Märchenreiche Pindarische Chorlieder feiern seinen Namen, und als Statue steht er wie ein Gott verewigt.

Theodor Birt.

96. Die Vestalin.

Lustig und laut war die Verehrung, die der Gott des Ackerbaues oben am Haupte des Forums genoß; ernst und still vollzog sich Tag für Tag der Dienst der Göttin des Herdfeuers, der Vesta, am unteren Ende des Platzes. Schon König Numa hatte, wie die Überlieferung erzählt, dies Heiligtum erbaut. Damals waren die Wände aus Flechtwerk, das Dach aus Stroh. Mehrmals war der Tempel abgebrannt. Jetzt ist er aus Stein erbaut, aber klein wie früher.

Am 9. Juni ist ein ungewöhnlich reges Leben vor dem mit Blumen geschmückten Heiligtum. Mit entblößten Füßen kommen aus der ganzen Stadt die Hausfrauen. In einfachen Näpfen bringen sie Brotkuchen herbei, um sie vor dem Herde mit dem flackernden Feuer niederzulegen und den Segen der Göttin für ihren Haushalt zu erflehen. Heute wird den Frauen sogar das innerste Heiligtum geöffnet, das nie von einem Manne betreten werden darf. Alle Müller und Bäcker feiern den Tag. Maultiere und Esel, die sonst die Mühlsteine drehen müssen, ruhen von ihrer Arbeit und tragen Blumengewinde um den Hals; sogar die Mühlsteine sind bekränzt. Kein Mädchen darf während der Vestalia heiraten, kein Prätor sitzt zu Gericht.

Die Vestalinnen aber haben auch an diesen Tagen ernsten, schweren Dienst. Täglich müssen sie am Kapenischen Tore in irdenen Krügen Quellwasser schöpfen, denn gerade in der Festzeit muß der Tempel mit peinlichster Sorgfalt rein gehalten werden. Die Nacht aber bringt ihnen nicht

den behaglichen Schlaf, durch den sie andere Sterbliche erquickt. Eine jede trifft die Reihe, beim Herdfeuer zu wachen und sein Erlöschen zu verhüten, und nur sechs Priesterinnen gibt es, und zwei von ihnen sind noch Kinder. In dem zarten Alter von sechs bis zehn Jahren wählt der Pontifex maximus die reine, unschuldige Dienerin der Vesta. Er führt sie fort aus dem Kreise der Geschwister, fort von Vater und Mutter, damit sie ihre ganze Jugend, dreißig Jahre ihres Lebens, der Göttin weihe. Das Atrium der Vesta ist nun Sommer und Winter ihre Behausung, eine kleine Zelle ist ihr Schlafraum. Der Pontifex tritt an die Stelle ihres Vaters. Nie darf sie ihr Haar mit duftenden Salben geschmeidig machen, nie sich mit Blumen und Geschmeide schmücken, denn höchste Einfachheit verlangt ihr heiliger Beruf. Sie trägt weiße Gewänder und eine Stirnbinde, von der die Bänder über die Schultern herabhängen; ein weißer Schleier bedeckt ihr beim Opfern das Haupt.

Zehn Jahre lang muß sie von den älteren Genossinnen den Dienst lernen: das Wasserholen, das Besprengen des Tempels, das Unterhalten des Feuers, das tägliche Gebet für das Wohl des römischen Staates, die Zubereitung der mola salsa, des mit Salz vermischten Opferschrots, das bei Opferhandlungen dem Opfertier auf das Haupt gestreut wird. Das zweite Jahrzehnt hindurch übt die Vestalin den Dienst, das dritte widmet sie der Unterweisung der Neulinge. Dann darf sie ins bürgerliche Leben zurücktreten. Aber fast nie machte sie Gebrauch von dieser Erlaubnis. Die Jahre der Kindheit sind in ernster Abgeschlossenheit vergangen, denn seit sie ihren Fuß in das Atrium gesetzt hat, durfte sie keine Nacht außerhalb dieses Raumes verweilen, falls sie nicht krank war. Ihre Jugend ist entflohen; jetzt paßt sie nicht mehr in die heitere Umgebung des bürgerlichen Hauses. So weiht sie sich ganz der Göttin und dient ihr bis ins Greisenalter. Eine uns erhaltene Inschrift rühmt den vierundsechzigjährigen Dienst einer Vestalin, die nie, weder bei Tag noch bei Nacht, ihre Pflicht versäumt habe.

Als die Schönheit und Bequemlichkeit der Privatwohnungen überall in Rom zugenommen hatte, suchte man auch den Vestalinnen ihren Aufenthalt im Atrium möglichst freundlich zu gestalten. Augustus überließ ihnen das angrenzende Haus des Pontifex maximus zur Vergrößerung ihrer Wohnung. Da sie nicht mit ihren Angehörigen im Sommer die erfrischende Luft des Albanergebirges atmen oder an den rauschenden Wasserfällen des Anio ihr Auge an dem üppigen Grün erfreuen konnten, wurden die Pfeiler des Atriums mit Efeu und Immergrün bekleidet, und zwischen den Lorbeer- und Buxushecken des kleinen Gartens plätscherten Brunnen, um den Eingeschlossenen die freie Natur einigermaßen zu ersetzen und ihnen die Gesundheit zu erhalten.

Auch sonst genossen sie als Entgelt für ihren entsagungsvollen Dienst hohe Ehren. Achtungsvoll wich ihnen das Volk auf der Straße aus, selbst

Konsul und Prätor traten vor ihnen zur Seite; bei den öffentlichen Spielen wurde ihnen ein Ehrenplatz eingeräumt; ihre Begleitung schützte den politisch Mißliebigen vor jedem Angriff; den zur Strafe geführten Verbrecher rettete ihre Begegnung; Staatsverträge und Testamente, z. B. das Testament des Augustus, wurden ihnen zur Aufbewahrung anvertraut.

Aber so hoch man ihre Heiligkeit und Reinheit achtete und ehrte, so furchtbar war die Strafe, die eine Verletzung ihres Gelübdes über sie heraufbeschwor. Der Oberpriester ließ die Sünderin gebunden und mit verschlossenem Munde in eine verhüllte Sänfte legen. So wurde sie aus dem Atrium heraus über das Forum getragen. Scheu und schweigend wichen alle Bürger dem entsetzlichen Anblick aus, weinend folgten die Angehörigen dem Leichenzuge der Lebenden. Nordwärts gehen die Träger bis zur Porta Collina. Hier ist in dem weichen Tuffboden ein unterirdisches Gemach, ähnlich den Katakomben, bereitet. Die Unselige wird mit Ruten gepeitscht, dann steigt sie auf einer Leiter hinab. Diese wird heraufgezogen, der Zugang der Höhle verschlossen und der Boden geebnet. Kein Laut dringt mehr aus der Tiefe empor, kein Stein bezeichnet die Stelle, wo die Unglückliche ihren letzten Seufzer ausgehaucht hat. Mit unerbittlicher Strenge ahndet der ernste Römersinn die Pflichtverletzung, sei es, daß der Soldat dem Feldherrn nicht gehorcht, sei es, daß die Priesterin ihre heiligen Aufgaben vergißt.

Ernst Schulze.

97. Das Fest der Saturnalien.

Lange, dunkle Nächte haben sich über Stadt und Land gelagert. Es scheint, als wolle die Sonne ihre segnenden Strahlen der Erde entziehen; kleine Eiszapfen hängen in der Frühe an den Brunnenröhren. Aber der ersehnte Wendepunkt ist nah. Es ist der 17. Dezember. Ehe noch die aufgehende Sonne die Giebel der Häuser begrüßt, wird es in allen Straßen Roms lebendig. Zahllose Menschen, unter ihnen Weiber und Kinder und Sklaven, alle brennende Wachskerzen tragend, wandern nach dem Forum. Ihr Ziel ist der Saturntempel. Weit sind die Türen des Heiligtums geöffnet, dessen Inneres, von vielen Lichtern erhellt, das Bild des alten bärtigen Gottes mit der Sichel in der Hand sehen läßt. Heute sind die wollenen Binden gelöst, mit denen das ganze Jahr über die Füße des Saturn umwickelt sind, um den von ihm ausgehenden Segen an den Staat zu fesseln. Vor langen Zeiten, ehe noch Römer am Tiberufer hausten, ist der Gott ins Land gekommen und hat sich am Abhange des Saturnischen Berges, des späteren Kapitols, niedergelassen. Er hat die Bewohner des Landes den Ackerbau gelehrt und die Zubereitung des Brotes, er spendete Früchte in Hülle und Fülle, er verbreitete um sich Ordnung, Wohlstand und Frieden. Darum haben die Römer ihm, dem Spender des Reichtums, ihren Staatsschatz zum Hüten anvertraut, indem sie in

den Gewölben unter seinem Tempel das Metall anhäuften, und haben ihn zum Aufseher des Archivs gemacht, da er die ersten Gesetze gegeben hat.

Wein und Weihrauch wird dem Gotte gespendet, dann bringen bei Tagesanbruch die Priester mit entblößtem Haupte ein Opfer. Vor dem Tempel wird ein Ruhebett für die Wachsbüsten von Saturn und Ops, der gütigen Mutter Erde, aufgestellt, und auf einem Tische wird ihnen eine reiche Mahlzeit bereitet.

Jauchzend erschallt über das Forum hin der tausendstimmige Ruf: Jo Saturnalia! Das fröhliche Volksfest ist eröffnet. Für sieben Tage, vom 17.—24. Dezember, ruhen alle ernsthaften Geschäfte, die Schulen und Kaufläden sind geschlossen, keine Gerichtsverhandlung findet statt, keine Verfolgung eines säumigen Schuldners, nur die Bäcker haben zu tun und die Schenkwirte. Auch die Menge, die sich auf dem Forum drängt, hat ein ungewöhnliches Aussehen und befindet sich in ungewöhnlicher Stimmung. Mit den Geschäftssorgen und mit der Toga hat der Römer seine ernste Gemessenheit abgelegt, ein bunter Mantel bedeckt an Stelle des würdevollen Staatskleides seine Schultern; wie in der Ausgelassenheit des rheinischen Karnevals ist selbst der sonst ernste Mann zu fröhlichem Lachen aufgelegt und zu lustiger Neckerei. Unter die Freien mischen sich dreist die Sklaven. Sie tragen die Toga und den Hut, das Zeichen der Freiheit. Es ist, als ob die Tage der goldenen Vorzeit zurückgekehrt wären, wo die Menschen glücklich und zufrieden lebten, wo es keinen Unterschied der Stände gab, keinen Mangel und keine Not, jene seligen Tage, in welche die hart Arbeitenden sich so gern zurückträumen. Die „Dezemberfreiheit" tröstet den Sklaven über sein hartes Los, jetzt darf er sich sogar gegen seinen Herrn ein keckes Wort herausnehmen.

Viele in der wogenden Volksmenge halten kleine Geschenke in den Händen, Tonfiguren für Kinder, Tücher oder Löffel für Frauen, Becher oder Wachskerzen für Männer, die sie mit einem Scherzwort überreichen oder mit einem launigen Verschen einem Freunde zusenden. Aus den Kneipen tönt Gesang und Lärm zechender und schmausender Männer; selbst auf den Stufen der Basilika sitzen Burschen beim Würfelspiel, denn sie wissen, daß sie die polizeiliche Strenge des Ädilen in diesen Tagen ausgelassenen Jubels nicht zu fürchten haben. Und diese Festlust dauert fort, bis der Sieg der Sonne über die Dunkelheit entschieden ist, bis die wohltätigen Strahlen des himmlischen Gestirns der Erde neue Zeugungskraft verleihen, dem ackerbautreibenden Volke neuen Erntesegen durch die Gnade des die Saaten beschützenden Gottes verheißen. Ernst Schulze.

98. Aus der römischen Kaiserzeit.

Endlich ist die Nacht zu ihrem Rechte gekommen — es wird still über Rom. Drüben, rechts überm Tiberstrom, über den Gärten des Nero, wo heut die Peterskirche sich erhebt und der Vatikan, ist der Himmel rot

von goldigroter Glut, die aus dem Dickicht der Gartengebüsche zum Himmel schwelt. Ist etwa Feuersbrunst in Rom? Schon wieder?

Ganz Italien sprach ja von dem furchbaren Brande, der wenige Wochen zuvor, im letztverflossenen Monat Juli, die Hauptstadt der Welt verwüstet hatte. Man sprach davon, und wenn man gesprochen hatte, fing man an zu flüstern: „Das Feuer, sagt man, ist angelegt worden, schließt Ihr, von wem? Der Cäsar selbst hat Rom in Brand gesteckt. Auf den Zinnen seines Palastes, auf dem Palatinischen Berge hat er gestanden, die Laute im Arm, und als das Feuermeer zu seinen Füßen raste, hat er vom Brande Trojas zur Harfe gesungen.“ Ist es also wieder etwas Derartiges? Es sieht nicht so aus. Die Glut dort drüben bewegt sich nicht vom Flecke; ruhig und senkrecht steigt sie empor wie Flammen, die von Altären lodern oder aus Pechpfannen oder von Fackeln. Rom ist drüben jenseits der Tiber zu Gaste bei Nero, der heute in seinen Gärten den Römern ein Fest gibt, wie es noch nicht dagewesen ist seit den Tagen von Romulus und Remus. —

Rossegestampf erschallt, und mit klirrenden Rädern kommt ein Wagen über die Brücke dahergerollt in die Gasse zwischen den Menschenmauern hinein. Es ist ein offener Wagen, wie er im Zirkus bei den Rennen gebraucht wird; Räder und Gestell von schwerem, massivem Gold. Acht schneeweiße Rosse sind davorgespannt, in Reihen hintereinander, je vier in einer Reihe. Weit über die Pferde beugt sich der Wagenlenker vor; neben dem Wagenlenker steht ein Mann, und beim Anblick dieses Mannes sinkt alles, was rechts und links sich zusammendrängt und quetscht und erdrückt, in die Knie. Hände und Arme recken sich empor und zu ihm hin, und ein Geschrei schlägt einem Orkan gleich zum Himmel:

„Ave Caesar! Nero! Nero!“

Das ist der Herr des Festes, das ist Nero. Die vier Schimmel der vorderen Reihe bäumen sich auf und werfen sich zurück, von dem Lärm erschreckt, der ihnen entgegenschlägt, und einen Augenblick gewinnt man Zeit, ihn deutlicher zu sehen. Hoch aufgerichtet steht er auf dem Wagen; ein Gewand von durchsichtig zartem weißen Stoff fliegt um seinen Leib; ein Halbmantel ist um seine Schulter geworfen, purpurrot, mit Gold durchstickt. In den nackten, fleischigen Armen hält er die Laute; um das schwarze krausgelockte Haar schlingt sich ein Stirnreif, golden, mit Edelsteinen durchsetzt, und von dem Stirnreif gehen Zacken empor, acht lange gespitzte Zacken, so daß es aussieht, als ob ein Gehege von Lanzenspitzen sein Haupt umstarre. Während der Pöbel ihn umheult und sich beinahe unter die Hufe seiner Rosse und die Räder seines Wagens wirft, geht ein Lächeln um seinen Mund und über die Züge seines Gesichtes, die schön und edel gewesen sein mögen vorzeiten, jetzt aber verquollen und gedunsen sind durch Schlemmerei und Wüstheit.

Die markigen Fäuste der numidischen Fackelträger haben die vier Schimmel vorn wieder zur Ruhe gebracht; der Wagen setzt sich von neuem in Bewegung, und in stürmischer Eile verschwindet er im Dunkel der Gassen, den Weg verfolgend, der zum Palatin führt.

Kaum daß der Wagen verschwunden ist, erdröhnt das Pflaster der Brücke von taktmäßigen Schritten; abermals lodert Fackelglanz auf, und wieder bietet sich ein wunderbares Bild: die Leibkohorte des Cäsars kommt aus den Gärten hinter dem Gebieter her, um nach dem Palaste zu marschieren, wo ihre Kaserne sich befindet, und wo sie im Palaste des Kaisers und bei seiner Person den Leibwächterdienst versieht. Diese Leibwächter sind Germanen. Jeder einzelne der Kohorte sieht aus wie ein Riese, als sie jetzt, vom Fackellicht umsprüht, stumm, kaum mit halbem Blick nach rechts und links sehend, ihres Weges dahinschreiten. Zwei Häuptlinge gehen an ihrer Spitze; die großen zottigen Hunde, die sie nie verlassen, springen um sie her. Nicht die kurzen Schwerter, wie die Römer sie an ihren Soldaten gewöhnt sind, sondern lange Waffen in schweren Scheiden hangen an ihren Lenden und begleiten klirrend ihren wuchtigen Schritt. Auch die übrige Kleidung und Ausrüstung ist phantastisch und ein buntes Durcheinander von römischer Bewaffnung und germanischer Nationaltracht. Alle tragen sie den römischen Waffenrock, aber, wie es sich für Leibwächter des Nero geziemt, mit bunten Farben und Steinen ausgenäht und ausgeschmückt; von den Häuptern aber nicken statt der einfachen römischen Helme Köpfe von Tieren, die man in Italien kaum mehr kannte und sah, von Bären, Wölfen, Auerochsen und Elentieren. Hörner ragen in die Luft, in aufgerissene Tierrachen sieht man hinein, dieser und jener trägt Adlerfedern, so dicht ineinander gefilzt, daß es aussieht wie ein wandelndes Gebüsch. Allen gemeinsam aber ist das lange blonde, beinahe gelbe Haar, das unter der Kopfbedeckung in Zotten herniederhängt bis ins Gesicht. Wie die Römer es anstarren, die krausköpfigen, schwarzen Römer, dieses unbegreifliche, fabelhafte Haar! Wenn man es doch einmal hätte anfassen, einmal hätte daran zupfen können, um sich zu überzeugen, ob das wirklich an menschlichen Schädeln fest angewachsenes Haar sei! Aber an Kerle wie diese da die Hand anzulegen — der Gedanke allein jagt einem den Schauer über die Haut — an Menschen mit solchen Gesichtern! Denn wild sehen die Gesichter aus, wild und furchterregend und so anders als die Römergesichter, so ganz anders! Was für Augen das sind! Ob blau? Ob grau oder grün? Es ist kaum möglich, die Farbe zu bezeichnen — nur daß sie nicht dunkel sind wie die Augen der Römer, das sieht man. Und wenn diese Augen sich hier und da nach rechts oder links auf die Volksmenge richten, dann ist etwas Krasses in dem Blicke wie das kurze Aufleuchten einer Klinge, dann ist es, als fühle man ein kaltes Eisen zwischen den Rippen.

Die Kohorte hat die Brücke überschritten, und wie vorhin der Wagen des Kaisers, verschwindet auch sie im Dunkel der Gassen, die zum Palatin führen.

Ernst v. Wildenbruch.

99. Der Ausbruch des Vesuvs 79.

Plinius der Jüngere, Brief an Tacitus VI, 16.

„Du bittest mich um eine Beschreibung des Todes meines Oheims, um sein Ende der Nachwelt desto treuer überliefern zu können. Ich danke Dir; denn ich weiß, daß seines Todes, von Dir beschrieben, unsterblicher Ruhm wartet. Obschon er bei dem schrecklichen Ereignisse umkam, das die schönsten Gegenden der Erde verheerte, und obschon er eben durch diesen merkwürdigen Unglücksfall, wie Völker und Städte, gleichsam ewig leben wird, so wird doch die Unsterblichkeit Deiner Schriften viel zu seiner Verewigung beitragen.

Mein Oheim befand sich zu Misenum als Admiral der kaiserlichen Flotte. Am 24. August, ungefähr nachmittags ein Uhr, meldete ihm meine Mutter, es lasse sich eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Gestalt sehen. Er hatte sich gesonnt, kalt gebadet, sodann liegend gespeist und studierte gerade. Er fordert seine Schuhe und besteigt die Anhöhe, von der man die wunderbare Erscheinung beobachten konnte.

Die Wolke erhob sich — aus welchem Berge, konnte man von weitem nicht unterscheiden; daß es der Vesuv gewesen, erfuhr man erst nachher — in einer Gestalt, die mit nichts so gut zu vergleichen war als mit einem Baume, und zwar einer Pinie. Sie schien in einem sehr langen Stamme in die Höhe zu steigen und sich in viele Zweige auszudehnen: ich glaube, weil sie, anfänglich durch den frischen Druck in die Höhe getrieben, als jener nachließ, aber durch ihre eigene Schwerkraft sich in die Breite ergoß. Sie war hin und wieder weiß, an manchen Stellen schmutzig und gefleckt, je nachdem sie Erde und Steine mit sich führte.

Ihm als einem Mann der Wissenschaft schien diese Erscheinung wichtig und näherer Betrachtung wert. Er läßt eine Jacht ausrüsten und stellt es mir frei, ihn zu begleiten. Ich antwortete, ich wolle lieber studieren, und zufälligerweise hatte er selbst mir etwas zu schreiben aufgetragen. Eben trat er aus dem Hause; da läuft ein Billett der Rektina, der Tochter des Taskus, ein, die, durch die drohende Gefahr erschreckt — denn ihre Villa lag am Fuße des Berges, und man konnte nur zu Schiff entkommen —, ihn bat, sie aus so großer Not zu erretten. Er ändert nun seinen Plan, und was er als Gelehrter begonnen, vollzieht er als Held.

Er läßt die Kriegsschiffe unter Segel gehen und schifft sich ein, um nicht bloß der Rektina, sondern unzähligen Menschen — denn die Küste war ihrer Anmut wegen sehr bevölkert — Hilfe zu bringen. Er eilt dahin, von wo andere fliehen, und steuert in gerader Richtung auf die Gefahr zu,

so furchtlos, daß er alle Begebenheiten und Gestaltungen der Unglücksszenen, wie er sie wahrnahm, seinem Sekretär diktierte und aufzeichnen ließ.

Schon fiel Asche auf die Schiffe, heißer und dichter, je näher man kam; nun auch Bimssteine und schwarze, ausgebrannte, vom Feuer geborstene Steine. Jetzt machen eine plötzliche Untiefe und der Auswurf des Berges die Küste unzugänglich. Er besann sich einen Augenblick, ob er zurückfahren sollte; bald aber sagie er dem Steuermann, der ihm dies riet: „Mit dem Tapferen ist das Glück, fahre zu, Pomponianus!“ Dieses war zu Stabiä an der entgegengesetzten Seite des Golfes, den das Meer mit dem allmählich sich krümmenden und herumziehenden Ufer bildet. Wenn schon dort die Gefahr noch nicht sehr nahe war, so war sie doch vor Augen, und wenn sie wuchs, nahe genug; Pomponianus hatte daher sein Gepäck schon zu Schiff bringen lassen, zur Flucht entschlossen, sobald sich der widrige Wind gelegt hätte. Als mein Oheim, dem gerade dieser Wind natürlich sehr günstig war, gelandet ist, umarmt, tröstet, ermuntert er den Zitternden und läßt sich, um dessen Furcht durch seine Zuversicht zu stillen, ins Bad bringen; nach dem Bade legt er sich zu Tische und speist mit Heiterkeit, wenigstens, was ebenso groß ist, mit heiterer Miene.

Inzwischen leuchteten aus dem Vesuv an mehreren Orten breite Flammen und hohe Feuersäulen empor, deren Glanz und Helle durch die Finsternis der Nacht erhöht wurden. Mein Oheim, um der Furcht zu begegnen, behauptete, es seien Landhäuser, die von den Landleuten aus Schrecken verlassen und dem Feuer preisgegeben worden seien und jetzt in der Einsamkeit brennen. Hierauf gab er sich zur Ruhe und schlief wirklich fest ein; denn die Leute vor der Türe hörten ihn Atem holen, weil er wegen seines starken Körpers schwer und laut atmete. Nun wurde aber der Vorhof, aus welchem man in das Zimmer trat, mit Asche und Bimsstein so hoch angefüllt, daß er bei längerem Verweilen nicht mehr aus dem Zimmer hätte kommen können. Man weckt ihn, er steht auf und begibt sich zu Pomponianus und den anderen, die gewacht hatten. Sie beratschlagen gemeinschaftlich, ob sie im Hause bleiben oder ins Freie gehen wollen. Denn die Häuser wankten durch die häufigen und heftigen Erdstöße und schienen, gleichsam aus ihrem Grunde gehoben, sich bald hierin, bald dorthin zu bewegen oder geschoben zu werden. Dagegen scheute man im Freien das Niederfallen der freilich leichten und ausgebrannten Bimssteine. Bei Vergleichung der Gefahren wählte man schließlich das letztere. Bei meinem Oheim siegte ein Grund über den anderen, bei den übrigen eine Furcht über die andere. Sie legen sich Kissen auf den Kopf und binden sie mit Tüchern fest; dieses diente zum Schutz gegen den Steinregen.

Schon war es anderwärts Tag, dort war es Nacht, schwärzer und finsterer als alle Nächte; doch erhellten sie die Nacht durch viele Fackeln und Lichter aller Art. Man beschloß, ans Ufer zu gehen und in der Nähe

zu sehen, ob man sich aufs Meer wagen könne; dieses aber war wild und aufgeregt. Hier legte er sich auf ein hingebreitetes Tuch, forderte und trank zu wiederholten Malen kaltes Wasser. Hierauf trieben die Flammen und der denselben vorangehende Schwefeldunst die anderen in die Flucht, ihn veranlaßten sie aufzustehen. Gestützt auf zwei Diener, erhob er sich, sank aber sogleich nieder, erstickt, wie ich schließe, durch den dicken Dampf und weil die Luftröhre sich verschloß, die bei ihm von Natur schwach und eng war und an häufigen Krämpfen litt. Als es Tag wurde, der dritte von dem an gerechnet, den er zuletzt gesehen, fand man seinen Körper unversehrt, unverletzt und bedeckt, so wie er bekleidet war, einem Schlafenden ähnlicher als einem Toten."

Plinius der Jüngere. Übersetzt von Ludwig Heiter.

100. Das Heiligtum.

Waldnacht. Urmächt'ge Eichen, unter die
des Blitzes greller Strahl geleuchtet nie!
Dämmernde Wölbung. Ast in Ast verwebt,
von keines Vogels Lustgeschrei belebt!
Ein brütend Schweigen, nie vom Sturm gestört,
ein heilig Dunkel, das dem Gott gehört,
darin, umblinkt von Schädel und Gebein,
sich ungewiß erhebt ein Opferstein....
Es rauscht. Es raschelt. Schritte durch den Wald!
Das kurze römische Kommando schallt.
Geleucht von Helmen! Eine Kriegerschar!
Vorauf ein Gallier und ein Legionar:
„Die Stämme können dienen. Beil in Schwung!
Cäsar braucht Widder zur Belagerung!"
Erbleichend spricht der Gallier ein Gebet,
den Römer selbst ergreift die Majestät
des Orts, doch hebt gehorchend er die Axt —
der Gallier flüstert: „Weißt du, was du wagst?
Die Stämme — diese Riesen — sind gefeit,
hier wohnt ein mächt'ger Gott seit alter Zeit,
in dessen Nähe nur der Priester tritt,
ein totenblasses Opfer schleppt er mit.
Versehrtest nur ein Blatt du freventlich,
stracks kehrte sich die Waffe wider dich!" ....
Die heil'gen Eichen drohen Baum an Baum,
die Römer lauschen bang und atmen kaum,
schwer, schwerer wird der Hand des Beiles Wucht,
und ihr entsinkt's. Sie stürzen auf die Flucht.
„Steht!" Und sie stehn. Denn es ist Cäsars Ruf,
der ihre Seelen sich zu Willen schuf!
Er ist bei seiner Schar. Er deutet hin

auf eine Eiche. Sie umschlingen ihn,
sie decken ihn wie im Gedräng der Schlacht,
sie flehn. Er ringt. Er hat sich losgemacht,
er schreitet vor. Sie folgen. Er ergreift
ein Beil, hebt's, führt den Schlag, der saust und pfeift...
Sank er verwundet von dem frevlen Beil?
Er lächelt: „Schauet, Kinder, ich bin heil!"
Erstaunen! Jubel! Hohngelächter! Spott!
Soldatenwitz: „Verendet hat der Gott!"
Die Rinde fliegt! Des Stammes Stärke kracht!
Vom Laub zu dunklerm Laube flieht die Nacht.
Die Beile tun ihr Werk. Die Wölbung bricht,
und Riesentrümmer überströmt das Licht.

Conrad Ferdinand Meyer.

101. Reste römischer Kultur in Deutschland.

Wenn allsommerlich wanderfrohe Scharen die grünen Wellen des Rheins und der Mosel hinauf- und hinabfahren und ihre Blicke von den Rebenhügeln zu den altersgrauen Burgen schweifen lassen, wenn froher Sang die Lüfte durchschallt, sind es sich wohl nur wenige bewußt, daß schon ein Jahrtausend zuvor, ehe ein wehrhaftes Geschlecht diese Burgen zu Schutz und Trutz sich erbaute, eine Kultur hier bestand, deren Reichtum der heutigen nicht viel nachgab.

Die Römer waren es, die ihre Pracht und Kunst auch in diese Gegenden trugen, und nur in einem unterschied sich jene Zeit von der unsern: nicht der Rhein war damals vor der Mosel bevorzugt, sondern die Mosel war es, an deren Ufern vor fast zwei Jahrtausenden Reichtum und Wohlleben ihre Stätte hatten, wo die Rebe blühte und wo prächtige Landhäuser sich in den Wellen spiegelten. Und eine Stadt erhob sich an ihren Ufern, eine römische Kaiserstadt, deren Ruinen uns noch heute eine Vorstellung von römischer Kultur geben, wie es diesseits der Alpen nur Nîmes und Arles und auch in Italien nur wenige Städte vermögen. Es ist Trier, die Augusta Treverorum der Römer.

Auch von seiner Größe und Macht gilt das Schillersche Wort:

> Wollte die Geschichte davon schweigen,
> tausend Steine würden redend davon zeugen,
> die man aus dem Schoß der Erde gräbt.

Ja, aus dem Schoß der Erde hat man sie gegraben, jene prächtigen Mosaiken[1], jene Grabdenkmäler, die uns heute ein treues Bild des römischen Lebens geben, jene Kunst- und Gebrauchsgegenstände aus Marmor, Bronze, Glas, Ton, die uns zeigen, mit welch erlesenem Geschmack das häusliche

Leben eingerichtet war. Dazu erhob sich ein Kaiserpalast, der mit den Kaiserpalästen Roms wetteiferte, ein Amphitheater, ein Zirkus Maximus, Bäder, die den berühmten des Caracalla[2] kaum nachstehen, ein säulengeschmücktes Forum, ein Triumphbogen und gewaltige Stadttore, von denen uns das mächtigste erhalten blieb.

Der Pracht der öffentlichen Bauten stand die der Privathäuser nicht nach. Da waren die Atrien mit Marmorsäulen geschmückt, die Wände mit Malereien und Marmortäfelungen, die Fußböden mit Mosaiken bedeckt. In Gärten und Bädern prangten unzählige Marmorskulpturen. Großartige Grabmäler ehrten das Andenken an die Verstorbenen. An den Ufern der Mosel aber lagen die schönsten Villen, der Erholung während des Sommers oder den Freuden der Jagd gewidmet. So verstehen wir es, wenn der römische, aus Bordeaux, dem alten Burdigala, stammende Dichter Ausonius, der als Konsul in Trier residierte und den Kaiser Valentinian zum Erzieher seines Sohnes wählte, in begeisterten Versen die Schönheit der Mosel schildert. In einem großen Gange von 483 Versen gibt er uns ein Bild, wie er, von Bingen die alte Römerstraße über den Hunsrück befahrend, „wo keines Anbaus Spur den Blick ergötzt", bei Neumagen das liebliche Moseltal erreicht. Hier erblickt er die Prachtburg Konstantins. Ihre Mauern erhoben sich auf Quadern, die mit römischen Grabmonumenten bedeckt waren, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgegraben, den Funden von Pergamon[3] vergleichbar, heute eine der größten Zierden des Trierer Provinzialmuseums bilden.

Nachdem Konstantin Alleinherrscher geworden war, sah Trier seine größten Tage. Hier feierte der Kaiser seine Hochzeit mit der Tochter Maximians. Von hier zog er zum Kampfe gegen die Franken. Hier soll er dann auch im Amphitheater die gefangenen Franken und ihre Fürsten den wilden Tieren zum Opfer vorgeworfen haben. Von ihm und seiner Zeit sagt sein Lobredner Eumenius: „Ich sehe hier einen Zirkus Maximus, der dem römischen an Größe gleicht, ich sehe Basiliken[4] und ein Forum, wahrhaft königliche Werke und Stätten der Gerechtigkeit zu einer Höhe emporsteigen, daß sie die Sterne und das Himmelszelt berühren zu wollen scheinen."

Aber wieder und wieder drangen die Franken über den Rhein, besonders in den Jahren 341 und 342. Wohl verschaffte Julian[5] noch einmal am Rhein durch seine Siege der römischen Herrschaft Geltung, aber Valentinian[6] schließt schon nach der Mitte des 4. Jahrhunderts Verträge mit den Barbaren. Siegreich kämpft er gegen die Alemannen im Jahre 368 in der Gegend des Neckars. Auf diesem Zuge begleiten ihn sein Sohn Gratian und dessen Erzieher, der Dichter Ausonius.

Noch steht in Trier das römische Leben in voller Blüte, Ausonius wirkte dort seit 379 in der höchsten Würde eines Konsuls; aber als Gratian dann 383 ermordet wird, bricht allmählich das Verderben von Osten her-

ein. Als Stilicho 402 seine Truppen vom Rhein wegzieht, um Italien zu schützen, geht die Rheingrenze für immer verloren. Um 406 dringen Vandalen, Alanen, Burgunder und Sueben über den Rhein, die Franken breiten sich weiter in den linksrheinischen Landen aus. Schon 414 wird die römische Präfektur nach Arles verlegt, und um die Mitte des Jahrhunderts fällt Trier endgültig an die ripuarischen Franken. Das römische Trier und mit ihm das Christentum sinken unter der Herrschaft dieser Heiden völlig dahin.

Fast 460 Jahre hat die römische und dann mit ihr die christliche Kultur hier geherrscht und Werke geschaffen, deren Ruinen und Spuren uns auch noch jetzt mit hoher Bewunderung erfüllen. Alles, was wir heute hier noch sehen, zeigt uns eine viel höhere Kunst, als wir sie an andern Stätten des Rheins finden, denn während dort fast unablässig gekämpft wurde, konnten hier im Schoße des Friedens Künste und Wissenschaften ungestört blühen.

Die Ausdehnung des römischen Trier in seiner Glanzzeit ist nach dem Umfange der umschließenden Stadtmauer, deren Reste überall festgestellt sind, genau bekannt. Diese Mauer hatte eine Ausdehnung von nahezu sechs und einhalb Kilometer, d. h. nicht viel weniger als eine Meile, und umschloß ein Gebiet von gegen drei Quadratkilometern, so daß es die Grundfläche des mittelalterlichen Trier um mehr als das Doppelte übertraf. Über die Einwohnerzahl, die sehr bedeutend gewesen sein muß, kann man bisher nur Vermutungen nach dem Umfange aufstellen. Sie mag immerhin an 100000 herangereicht haben. Ihre größte Ausdehnung erhielt die Stadt nach der Mitte des 2. Jahrhunderts.

In die Konstantinische Zeit fällt die Errichtung des im Ringe dieser Mauern, die noch dazu mit zwei tiefen und breiten Gräben umgeben waren, gelegenen Stadttores, der Porta Nigra. In ihr haben wir nicht nur den gewaltigsten Römerbau Triers, sondern auch den großartigsten Denkstein römischer Kultur auf deutschem Boden.

Wer heute vom Bahnhof in die Stadt geht, dem tritt dieser gewaltige Bau gleich als erster entgegen. Er war ein Tor und zugleich ein Verteidigungswerk, wie die Tore von Aosta[7], Nîmes[8] und Verona, und besteht aus zwei mächtigen vierstöckigen Türmen, die nach außen halbkreisförmig hervortreten und aus Sandsteinblöcken bis zu drei Metern Länge und verhältnismäßiger Breite errichtet sind. Dicke Mauern aus gleichem Material verbinden sie, durch die im Erdgeschoß die Tore führen, während in den beiden oberen Geschossen die die Türme verbindenden Gänge enthalten sind. So entsteht in der Mitte ein Hof, der ebenfalls zur Verteidigung diente. War es dem Feinde trotz aller ihn aus den Fenstern überschüttenden Geschosse gelungen, die ersten, durch Fallgatter geschlossenen Tore zu stürmen, so war er erst in diesem Hofe, der nach der Stadt mit mächtigen,

eisenbeschlagenen Toren geschlossen war und in den nun aus den Fenstern der Türme und Gänge Steine und Brandgeschosse hagelten. Wir staunen hier, wie römische Kunst sich mit dem Zweck der Befestigung zu verbinden wußte, um eine so monumentale Wirkung zu erzielen, wie es hier die weit ausladenden Gesimse tun. Auch die Größe der Fenster ist beiden Zwecken angepaßt, indem sie sowohl das Werfen der großen Geschosse erleichterten wie auch der künstlerischen Wirkung dienten.

Das starke, unverwüstliche Material, die gute Arbeit und die Umwandlung in eine Kirche im 11. Jahrhundert durch Erzbischof Poppo haben uns dies mächtige Römerwerk erhalten. Der an den östlichen Turm gefügte mittelalterliche Anbau steht heute noch. Das zweite Stockwerk wurde die Kirche, das Erdgeschoß zur Begräbniskapelle.

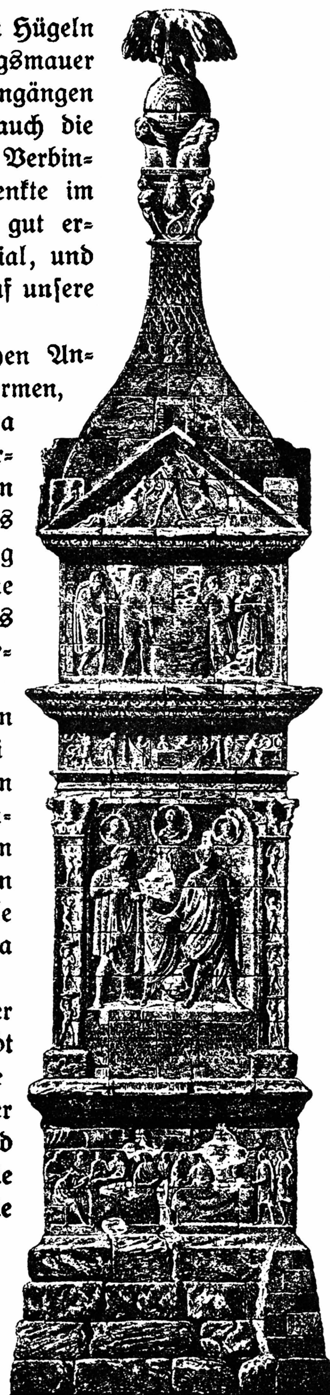
Daß die Porta Nigra nicht das einzige römische Verteidigungstor war, wissen wir heute aus den Ausgrabungen. Zwei ähnliche Tore waren, wenn auch nicht so stark, gegenüber der alten Moselbrücke, deren Pfeiler auch aus römischer Zeit stammen, im Süden der Stadt gelegen.

Nicht ganz so vollständig erhalten wie die Porta Nigra, aber auch in seinen Ruinen noch großartig und wundervoll wirkend ist der Kaiserpalast. Der Bau stammt aus spätrömischer Zeit und ist jedenfalls entstanden, als die Kaiser ihren Regierungssitz hierher verlegten. Den größten Raum bildet ein gewaltiger Saal von 60 Metern Länge und einem runden Ausbau, vor dem ein großer, mit Portiken[9] gezierter Hof liegt. Wahrscheinlich war es ein großer Festraum, an den nach Westen eine Anzahl kleiner, aber prächtig ausgestatteter Zimmer als Wohnräume des Kaisers stießen.

Auch die Konstantinische Basilika ist uns in dem heute noch als christliche Kirche dienenden Bau erhalten. Da er auch nach dem Sturz des Römerreichs weiter benutzt wurde, so blieb mehr als die Hälfte des Mauerwerks erhalten. Er diente erst als Sitz der fränkischen Burggrafen, dann vom Ende des 12. Jahrhunderts als Palast der Erzbischöfe, wurde im 17. Jahrhundert in den kurfürstlichen Palast einbezogen, durch die Franzosen 1794 in eine Kaserne verwandelt und von Friedrich Wilhelm IV. von 1845 bis 1856 wieder im alten Sinne hergestellt. Die westliche Langseite zeigt heute noch bis zum Bogen der oberen Fensterreihe römisches Mauerwerk. Der Boden bestand aus wundervollem, weißem, gelbem und schwarzem Marmor, in Vierecken und kreisrunden Scheiben geordnet. Bei der Wiederherstellung fand man noch die Spuren der römischen Heizungsanlagen. Die Fenster waren aus Glas verfertigt, das Innere reich mit Marmor, Glasmosaik und Freskomalerei[10] geziert. In den römischen Resten unter dem heutigen Dom und Domfreihof wollen manche noch eine zweite Basilika erkennen.

Weniger als die erwähnten Römerbauten ist das im Südosten der Stadt gelegene Amphitheater erhalten, das ebenfalls noch von der römi-

schen Umfassungsmauer umgeben war. Zwischen Hügeln eingebettet, ragen heute nur noch die Brüstungsmauer der Arena und größere Mauermassen an den Eingängen hervor. Die neuesten Ausgrabungen haben auch die Käfige für die wilden Tiere und unterirdische Verbindungsgänge aufgedeckt. Erzbischof Johann schenkte im Jahre 1211 dem Kloster Hemmerode die noch gut erhaltene Ruine zur Verwendung als Baumaterial, und dies wurde der Grund, daß so wenig davon auf unsere Zeit überkommen ist.



Ähnlich ist es einer andern großen römischen Anlage, den im Vorort St. Barbara gelegenen Thermen, ergangen. Sie waren noch länger erhalten, da sich in ihren Ruinen spätestens seit dem 13. Jahrhundert die streitbaren Herren von der Brücken angesiedelt hatten. Von den Ruinen, die uns noch eine im Jahre 1548 hergestellte Abbildung in bedeutendem Umfange zeigt, wurde die eine 1610 abgerissen und als Baumaterial für das Jesuitenkollegium, das jetzige Gymnasium, verwendet, die andere 1673 von den Franzosen in die Luft gesprengt. Die in den letzten Jahren geförderten Ausgrabungen zeigen uns, daß wi es hier mit einer großartigen Bäderanlage zu tun haben, die ihr Wasser wahrscheinlich aus der ebenfalls bekannt gewordenen Wasserleitung aus dem Ruwertal empfing. Nach den aufgefundenen Stempeln auf den Steinen stammt die prachtvolle Anlage aus derselben Zeit wie die Porta Nigra und der Kaiserpalast.

Haben wir so die großartigen Bauten der Kaiserzeit an uns vorüberziehen lassen, so bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf das römische Leben jener Zeit zu werfen, wie wir es in erster Linie aus den Gräberfunden erkennen. Es sind dies vor allem die Funde von Neumagen, die die Glanzstücke des Museums bilden, sowie die Igeler Säule.

Beide zeigen uns gemeinsam das Wohlgefallen der Bewohner daran, über sich, ihr Leben und Treiben und ihre häuslichen Beschäftigungen ihren Nachkommen zu berichten

wie wir dies in gleichem Maße im ganzen Altertum nicht finden. Die Igeler Säule steht heute noch, nur vom Zahn der Zeit benagt und durch Unverstand der Menschen beschädigt, an der Mosel, zwei Stunden aufwärts von Trier an der alten römischen Heerstraße nach Reims. Von den Grabmonumenten von Neumagen, abwärts von Trier, lassen einige keinen Zweifel, daß sie ebenso zum Schmuck einer Grabsäule gedient haben wie jene. Diese Art der Grabmäler findet sich sonst nirgends in der römischen Welt.

Schon Goethe wurde auf seiner Reise, die er bei Gelegenheit der Rheinfeldzüge 1792 in diese Gegenden machte, aufs lebhafteste von der Igeler Säule gefesselt. Die Igeler Säule ist ein Grabmal, das Secundinius Securus und sein Bruder Secundinius Aventinus ihrem Vater und ihren Verwandten setzten, ein, wie Goethe sagt, „architektonisch-plastisch verzierter Obelisk“ [11] von 22 Meter Höhe mit schlanker Spitze, auf der sich ein Adler, im Begriff, den Ganymed zu rauben, auf einer Kugel befindet. Von oben bis unten ist sie mit dem reichsten Reliefschmuck versehen, der teils mythologischen Inhalts, teils dem täglichen Leben entnommen ist. Die Secundinier scheinen reiche Kaufleute, Tuchfabrikanten und zugleich



kaiserliche Verwalter des Postwesens und Armeeintendanten gewesen zu sein. Auf dem vorderen Hauptfeld finden wir den Abschied der beiden Söhne von ihrem Vater, wobei der ältere ein Tuch auffallend emporhält, weiter finden wir ein Familienmahl, Darbietungen von Abgaben in Naturalien, Leute auf Karren, Beförderung von Waren zu Lande und zu Wasser und endlich am Sockel Tritonenkämpfe. Wahrscheinlich waren alle diese Darstellungen farbig auf blauem Untergrunde gehalten.

Noch reicher gestaltet sich das römische Leben an der Mosel vor unsern Augen auf den Neumagener Grabmälern. Sie sind in der Zeit von etwa 100 bis 250 n. Chr. von Künstlern oder geschickten Steinmetzen in Neumagen angefertigt, wo damals schon der Weinbau blühte und die vom Hochwald herkommenden Erzeugnisse an Holz und Getreide ihren Stapelplatz hatten.

Wir sehen eine Familie bei der Mahlzeit. An einem mit einer dicken Decke behängten Bronzetisch sitzt der bärtige Hausherr auf einem Holzstuhl, seiner in einem Korbsessel ruhenden Gattin gegenüber. Am Tisch stehen zwei Dienerinnen, von denen die eine den Braten auf den Tisch setzt. Ihr üppiges Haar deutet auf germanischen Ursprung. Der beim Hausherrn sitzende Hund, den er freundlich streichelt, hofft wohl, sein Teil von der Mahlzeit zu bekommen. Auf demselben Grabmal finden wir noch einen bärtigen, gedrungenen Mann im Schurzfell, der gerade das Gewicht auf einer Schnellwage einstellt, an der ein gefüllter Sack hängt.

Mitten hinein in das Leben der arbeitenden Moselbevölkerung führt uns die Darstellung der Schiffe mit den Weinfässern. Wahrscheinlich haben sie den oberen Abschluß eines langgestreckten Grabmals gebildet. Beide sind mit je vier Fässern beladen. Das eine ist mit 15, das andere mit 16 Schiffern besetzt, von denen je 11 und 12 stehend das Boot den Fluß hinabrudern, während je zwei an der Spitze die Fässer festhalten und zwei andere am Ende Steuerruder und Bootshaken führen. Daß es eine recht gute Marke sein muß, die sie bringen, zeigt der mit Behagen seinen bärtigen Kopf an ein Faß lehnende Steuermann des einen Schiffes, der hierbei den süßen Duft einzuatmen scheint. Es verkörpert uns diese Darstellung die Verse des Ausonius:

Indes manch Schiff auf ihm gewogener Welle
zu Tale fliegt, vom Rudertakt beschwingt,
siehst du, wie dort sich mit gehemmter Schnelle
ein andres aufwärts längs dem Ufer ringt.

Ein anderes Relief führt uns in das Landhaus eines Großgrundbesitzers, dem seine Pächter den Zins zahlen. Auf dem linken (verloren gegangenen) Teile befand sich wahrscheinlich der Großgrundbesitzer selbst. Sein erster Beamter stellt eine Quittung aus, die auf seinem aus Wachs-

tafeln bestehenden Kontobuch liegt. Der zweite prüft genau ein Geldstück, das der ebenfalls scharf zublickende Pächter gezahlt hat. Der dritte streicht den großen Haufen Geldstücke flach, der hinter ihm stehende Bauer scheint zu rechnen, während der daneben befindliche seinen Lederbeutel noch in der Hand hält. Alle tragen das Sagum[12], die über Land gekommenen Pächter aber noch die Kapuze darüber und an einem Lederriemen ihre Geldtasche.

In das häusliche Leben bringt uns eine andere Darstellung, die uns einen Lehrer mit seinen Schülern vorführt. Der Lehrer und seine beiden ältesten Schüler sitzen auf bequemen Lehnsesseln und halten Papyrusrollen, aus denen ihnen der griechische Lehrer wahrscheinlich den Homer erklärt. Auch er hielt wohl eine Rolle in der Hand. Der dritte Schüler tritt grüßend mit einem Band Wachstafeln hinein. Aus einem früher vorhandenen, leider später verlorenen Relief wissen wir, daß es auch damals in Neumagen große Büchereien mit Papyrusrollen gab. Bemerkenswert sind hier noch die zierlichen Schnürstiefel von Schülern und Lehrer.

Führten uns alle diese Darstellungen in das tägliche Leben der Bewohner des Mosellandes, so erhalten wir durch die ausgegrabenen Reste zahlreicher Villen an den Ufern der Mosel und auf den umliegenden Höhen einen Begriff von dem Luxus, den die Reichen dort in den Sommermonaten entfalteten.

So zeigt uns ein aufgedecktes Bassin an einer Villa in Welschbillag in der Eifel, daß sogar der Sport dort seine Stätte fand. Das achtundfünfzig Meter lange und achtzehn Meter breite Bassin war von einem mit Ornamenten versehenen Geländer umgeben, das 112 Hermen[13] als Schmuck trug, von denen 69 wieder aufgefunden wurden, die größtenteils nun im Trierer Museum sind. In der Mitte stand eine Mauer mit Springbrunnen: ohne Zweifel hat das Bassin dem Rudersport gedient. Die Köpfe der Hermen stellen Idealfiguren, berühmte Griechen und Römer sowie Typen barbarischer Völker dar.

Wohin wir blicken, überall sehen wir Wohlstand und hohe Kultur: die stolze Kaiserstadt „sicher im Schoße des Friedens ruhend, trotz der Nähe des Rheins“, das Volk bei der Arbeit und in frohem Genießen, denn auch „den frohen Sinn wohl in des Volkes Mitte“ rühmt Ausonius, der uns u. a. Schifferspiele schildert. Christliche Kaiser herrschten lange in Trier, aber ihre Religion war noch nicht ins Volk gedrungen, noch galt Mithras[14] gegen Christus. Erst als die römische Kultur dahinsank, am Ende des 4. Jahrhunderts, war er besiegt. Dann aber brauste die Völkerwanderung über jene Gegenden dahin. Noch einmal siegten die Germanengötter, und erst allmählich erhob sich hier wieder der Christenglaube.

So steht unsere deutsche Kultur hier auf dem Boden gepflanzt, den Rom vor zwei Jahrtausenden pflegte. Einen hohen Genuß gewährt es,

den redenden Zeugen jener Jahrhunderte nachzugehen, denn nirgendwo auf deutschem Boden hat römisches Wesen und römische Kultur so stolze Ruinen und solche Spuren zurückgelassen wie in dem römischen Trier!

W. v. Bremen.



102. Die Römerstraße.

1. Man spricht im Dorf noch oft von ihr,
der Alten drauß' im tiefen Walde,
sie zeige sich noch dort und hier,
am Feldweg und am Saum der Halde.

2. Sie zieht herauf und steigt hinab,
es weidet über ihr die Herde;
an ihrer Seite manches Grab:
so liegt sie drunten in der Erde.

3. Es führt ob ihr dahin der Steg;
der Pflüger mit dem Jochgespanne
geht über ihren Grund hinweg,
und Wurzeln schlägt auf ihr die Tanne.

4. Der Römer hat sie einst gebaut
und ihr den Ruhm, die Pflicht, die Trauer,
der Gräber Urnen anvertraut
und seines Namens ew'ge Dauer.

5. Und heut, aus ferner Zeiten Nacht
bewegt es mich wie nahes Wehen,
ein Lichtstrahl wie von selbst erwacht,
ein Augenblick wie Geistersehen.

6. Mir ist, Kohorten schreiten dort
gepanzert nach dem Lagerwalle,
es tönt des Kriegstribunen Wort
vom Turm her zu der Tuba Schalle.

7. Der Prätor naht, vom Volk umringt;
Liktoren ziehn, behelmte Reiter —
und wie sich Bild mit Bild verschlingt,
am Tag traumwandelnd schreit' ich weiter.

8. Da plötzlich ruft ein Laut mich wach.
ein Erdgedröhn auf nahen Gleisen —
ich steh' am Kreuzweg; hier durchbrach
den Römerpfad der Pfad von Eisen.

9. Und donnernd eilt der Wagenzug
vorbei den alten Meilensteinen,
wie Blitz des Zeus und Geisterflug,
der Erde Völker zu vereinen.

Hermann Lingg.

Anmerkungen.

1[1] Cella = Thomas Frau. [2] Agathe = Thomas Schwester.

3[1] Bollwerk = Stützwand, aus eingerammten Pfählen und eingeschobenen Bohlen (= Holzstützen) bestehend, Ersatz für Kaimauer. [2] Furien = Rachegöttinnen.

4[1] Taschenfeitel = Taschenmesser. [2] Gesiedel = Sitzmöbel, Stühle und Bänke. [3] Schachen = bewaldeter Hang.

5[1] Pikett = Feldwache, Vorpostentruppe; Kartenspiel.

9[1] Kreuzer = kleinstes Geldstück der älteren deutschen Währung.

13[1] 1 Schock = 60 Ellen = 3 Bleichen-Stücke, 1 Stück = 240 Gebinde. [2] Beiderwands-Röcke = aus baumwollenem Gewebe, genannt nach Beeder in Vorderindien.

16[1] Der Sunnwendmann = wilder Jäger, der die Sonne verfolgt (süddeutscher Volksglaube).

17[1] Springeltanz = Volkstanz mit sprunghaften Bewegungen; springeln = Verkleinerungsform für springen.

34[1] Steiß = der hintere Teil des Pfluges, mit dem der Pflügende lenkt. [2] Halterbub = Hüter. [3] Mürz = Fluß in den österreichischen Alpen.

36[1] Hampfel = Handvoll.

37[1] Voß = fuchsfarbiges Pferd. [2] Kamp = Weide.

39[1] Baedeker, bekannter Buchhändler und Herausgeber von Reisehandbüchern. [2] Stubben = Wurzelstöcke. [3] Lichtenberg, Georg Christoph, Mathematiker und Naturwissenschaftler in Göttingen; scharfer Satiriker, bekannt durch seine Aphorismen. [4] Butte = Holzgefäß. [5] Pantinen = Holzschuhe. [6] General Tauentzien, preußischer Heerführer aus der Zeit der Befreiungskriege 1760—1824. [7] Fiaker = Droschke.

41[1] Brandsohle = unter der eigentlichen Sohle liegende Sohle aus Spaltleder oder Holzspan. [2] Orte = Spitzen für Schusterahle. [3] Blakers = Stanzformen für Ledersohlen.

44[1] Dürrstengel = Zigarre. [2] Hundskobel = Hundehütte. [3] Stör = Arbeit im Hause des Bestellers.

47[1] Kohlenzeche = Zeche: ursprünglich eine zu gemeinsamem Tun verbundene Gesellschaft, dann Bergwerk, Bergwerksgebäude. [2] Bunker = Kohlenbehälter. [3] Scheidungsanlagen = zum Trennen von brauchbaren und unbrauchbaren Erzen. [4] Teufenzeiger = Tiefenmesser. [5] Flöz = Kohlenschicht. [6] Taubes Gestein = unbrauchbar für die Erz-, Kohlen- und Mineralgewinnung. [7] Stempel = Stützbalken. [8] Schotter = aufgehäuftes Geröll.

55[1] Krambambuli = ursprünglich Name des Danziger Kirschbranntweins, dann jedes alkoholhaltige Getränk. [2] Tarock = ein Kartenspiel. [3] Rondell = runde Pflanzenanlage. [4] recte = lat. geradweg. [5] Kalfakter = lat. calfactor = Einheizer, Liebediener.

61[1] Paraffin = wachsähnlicher Brennstoff zur Herstellung von Kerzen.

62[1] Ornithologie = Vogelkunde.

63[1] Basilien = Hirnkraut

68[1] Bläsſe = Bläßhuhn, Wasserhuhn. [2] Dunenjunge = Vogeljunge, nur mit Daunen bedeckt.

73[1] raumer Stangenort = geräumiges Hochwaldgebiet. [2] Heidecker = Heidekraut. [3] Siebenstern = weißblühende Wald- und Feldblume. [4] Fitis, Braunelle, Pieper = Vogelarten. .[5] Bergholder = Strauch, der besonders an Berghängen wächst.

74[1] Mole = steinerner Hafendamm. [2] Zisterne = künstlicher Wasserbehälter zum Auffangen des Regens. [3] Boulevard = auf einem ehemaligen Wall angelegter Spazierweg.

75[1] Moschee = das mohammedanische Gotteshaus. [2] Basare = öffentlicher Markt. Mittelpunkt aller Handelsgeschäfte. [3] Derwisch = Angehöriger eines mohammedanisch-religiösen Ordens. [4] Padischah = Titel der islamischen Landesfürsten.

76[1] Phalanx = Heer in Schlachtordnung. [2] nisäische Weide = durch ihre Pferdezucht berühmte Landschaft in Medien (Kleinasien). [3] Phidias = berühmtester griechischer Bildhauer (5. Jahrh. v. Chr., Athen).

77[1] Kronoshügel = auf ihm wurde dem Kronos geopfert, dem Vater des Zeus.

78[1] Vigne = Weinberg. [2] George Lord Byron 1788/1824; romantischer englischer Dichter, voll Begeisterung für den Freiheitskampf der Griechen. [3] Die große Göttin Demeter (Ceres) = Göttin der Fruchtbarkeit des Ackerbaues. [4] Die geraubte Tochter = Persephone (Proserpina), von Hades in die Unterwelt entführt, dort seine Gemahlin. [5] Heilige Mysterien = geheime religiöse Feste. [6] Triptolemos = Dämon der griechischen Sage, der von Demeter in die Welt gesandt wurde, um den Ackerbau zu verbreiten. [7] Mysten = die in die Mysterien Eingeweihten. [8] Mystagoge = Priester, der in die Geheimnisse der Mysterien einführt. [9] Pausanias = griechischer Schriftsteller des 2. Jahrh. n. Chr., der in seinem Buche „Rundreise“ die Merkwürdigkeiten der einzelnen Orte Griechenlands beschreibt. [10] Jakchos = Name des Dionysos in den Eleusinischen Mysterien.

79[1] Tischbein 1751—1829, mit Goethe befreundeter Maler; von ihm stammt das bekannte Bildnis Goethes auf den Ruinen des alten Rom. [2] Calesse = leichter Wagen. [3] Gurtgesims = Schmuckstück an Bauwerken, meist in Höhe der Geschoßdecke angebracht.

80[1] Reeling = Brüstung. [2] Trimmer = Kohlenschaufler. [3] Schott = Querwand im Schiff.

82[1] Schläuche = im Orient verwendet man heute noch zugenähte Schläuche aus Ziegenfell zum Wassertransport. Eins der Beine muß als Wasserhahn dienen.

83[1] Isis = ägyptische Göttin, Gemahlin des Osiris.

85[1] Myrmidonen = die Krieger des Achilles.

86[1] Naue = Schiff.

88[1] Eos = Göttin der Morgenröte. [2] Aigis = Schild des Zeus mit dem Haupt der Gorgo in der Mitte; sein Schütteln erregt Gewitter. [3] Gejaide = Jagdglück. [4] Remen = Ruder. [5] Oger = frz. ogre, menschenfressender Riese. [6] Darren = Vorrichtung zum Trocknen von Obst, Getreide.

94[1] Paean = Schlachtgesang. [2] Pan = Weide- und Waldgott.

95[1] Apoxyomenos, der sich mit dem Schabeisen reinigt (Statue von Lysipp). [2] Diadumenos, der die Siegerbinde ums Haar windet (Statue von Polyklet).

97[1] Basilika = Gerichtshalle, später Bezeichnung für christliche Kirchen. [2] Ädil = römischer Polizeibeamter.

101[1] Mosaik = Flächenbemalung, hervorgebracht durch Aneinanderreihen vieler einzelner Teilplatten. [2] Caracalla = römischer Kaiser (188—217). [3] Pergamon = Stadt in Kleinasien, deren Ausgrabung wertvolle Funde aus hellenistischer Zeit zutage förderte. [4] Basilika, vgl. Anm. 97[1]. [5] Julian = römischer Kaiser (332—363). [6] Valentinian = römischer Kaiser (321—375). [7] Aosta = Stadt bei Turin. [8] Nîmes = Stadt in Südfrankreich. [9] Portiken = Säulengänge. [10] Freskomalerei = Wandmalerei auf noch feuchtem Kalk. [11] Obelisk = schlanke pyramidenförmige Denksäule. [12] Sagum = Straßengewand der römischen Soldaten. [13] Herme = Bildsäule mit einem menschlichen Kopf, ursprünglich dem des Gottes Hermes. [14] Mithras = orientalischer Sonnengott.

Wägen und Wirken III.

Gedichte für Vortragsübungen.

Vorbemerkung.

1. Sinngemäß sprechen kann nur, wer Stimmung und Form des einzelnen Gedichtes klar erkannt hat. Frage also vor der Durcharbeitung der einzelnen Strophen und Sätze: was wollte der Dichter dem Hörer sagen, scheide die in der folgenden Zusammenstellung enthaltenen Gruppen voneinander und beobachte, wie eine Art sich aus der vorhergehenden entwickelt: von der Ballade zum Lied.

2. Gruppen: Erzählung, Idyll (Nr. 1) — tatenreiches Geschehnis, oft fast dramatisiert, Rede und Gegenrede (Nr. 2/8) — Lieder, die während des Geschehens gedichtet scheinen, Handlung mit starker innerer Teilnahme (Nr. 9/11) — Volkslied und volkstümliches Lied (Nr. 12/18).

3. Zur Ergänzung heranzuziehen aus Beiheft 2 zu „Wägen und Wirken“, Deutsche Balladen: Uhland, Der Überfall im Wildbad (zu Nr. 5/6), Uhland, Das Glück von Edenhall, und Bürger, Lied vom braven Mann (zu Nr. 3/4).

1. Das Kloster.

1. Aus den Tannenwipfeln ragte
eines Türmleins spitzer Kegel,
First und Giebel eines Klosters
nach Sankt Benediktus' Regel.

2. Jüngst erst waren weise Männer
angelangt aus fremden Reichen,
Segensworte auf den Lippen,
in der Hand des Friedens Zeichen;

3. in der Hand die fromme Waffe;
die mit Mut beseelt den Schwachen,
die durch Huld bezwingt die Völker
und besiegt, um frei zu machen;

4. ernste Männer, vielgeprüfte,
die in harter Weltverachtung
einsam sich der Arbeit weihten,
dem Gebet und der Betrachtung;

5. stille Siedler, die sich mühten,
mit dem Spaten wilde Schluchten,
wildre Herzen mit der Lehre
lindem Samen zu befruchten.

6. Klugen Sinns und unverdrossen
bauten sie mit Lot und Wage,
Winkelmaß und Säg' und Hammer,
Axt und Kelle Tag auf Tage,

7. bis es ihrem Fleiß gelungen,
Haus und Kirche fest zu gründen,
bis der Brunnen rauscht' im Hofe
des Konvents zu Dreizehnlinden.

8. In Gehorsam, Zucht und Armut
schafften still die tapfren Streiter,
reuteten des Urwalds Riesen,
Dorn und Farn und wüste Kräuter.

9. Zogen Wall und Zaun und Hecke
Hirsch und Keiler abzuwehren,
daß im Tale wohlumfriedet
grünten menschenholde Ähren;

10. zwängten ein den ungestümen
Strom durch Pfahlgeflecht und Dämme,
pfropften milde Südlandsreiser
auf des Nordens herbe Stämme.

11. Kräftig sproß im jungen Garten
Akelei und Ros' und Quendel,
blasse Salbei, Dill und Eppich,
Eberraute und Lavendel.

12. Aber noch ein andrer Acker
blieb den Vätern: reicher Boden,
tiefer Grund, doch schwer zu bauen
und voll heidnisch wilder Loden.

13. Traun, da gab es viel zu
rupfen,
viel zu zähmen und zu zanken,
viel zu zerren und zu zupfen
an den ungezognen Ranken!

14. Auf den braunen Eichenbänken
saß die Brut der Sachsenrecken,
junge Bären. Riesenarbeit
war's, sie bildend zu belecken.

15. Erstlich galt's, der Römerrunen
fremden Zauber zu ergründen:
O, ein dornenvolles Rätsel,
dessen Lösung kaum zu finden!

16. Dann gefällig nachzubilden
all die wunderlichen Zeichen:
Hohes Ziel, nur auserwählten
Fingerkünstlern zu erreichen!

17. Doch am schwersten war's, des
Kreuzes
milde Botschaft zu erklären;
denn gar manchen Flachskopf
dünkten
Gotteswort und Heldenmären,

18. weißer Christ und weißer
Balder,
lichte Engel, lichte Elben,
Jüngerschaft und Heerbannstreue
ganz dasselbe, ganz dieselben.

19. Nur begabtre Schüler wurden
höhern Zwecken zugeleitet
und die sieben freien Künste
lehrhaft ihnen ausgedeutet.

20. Schwer und ungelenkig waren
noch der deutschen Zunge Laute,
gleich den ersten Schritten eines
Hünenkinds im Heidekraute.

21. Rasch indes, wie ehrne Pfeile
klingend, flog das Wort der Römer
von den Lippen, kurz und schneidig
wie das Schwert der Weltbezähmer.

22. Preis den braven schwarzen
Mönchen,
Preis den wackern Kuttenträgern,
alles menschlich schönen Wissens
frommen Hütern, treuen Pflegern.

23. Was auf Hellas' blauen Bergen
was einst am Tyrrhenermeere
Dichter sangen, Denker dachten,
später Welt zu Lust und Lehre;

24. was der Geist geweihten
Sehern
offenbart' in Sturm und Stille,
Wort und Werk des Gottessohnes,
als er ging in Manneshülle:

25. Von der Mönche Hand ge-
schrieben,
Blatt auf Blatt mit Müh' und
Sorgen,
in den Truhen der Abteien
lag es liebevoll geborgen.

26. Zärtlich ward der Schatz be-
trachtet,
mit bescheidnem Stolz gepriesen
und als Klosterhort dem fremden
schrifterfahrnen Mann gewiesen.

27. Solch ein kostbar Gut zu sichern
treu dem künftigen Geschlechte,
schrieben sie, die braven Mönche,
Sommertag' und Winternächte.

28. Rot und blau und grün und
golden
schimmerten die Anfangslettern,
reich umrankt von Blumendolden
und von traumhaft bunten Blättern.

29. Rührend hat der fromme Schreiber
an des langen Werkes Ende,
daß man seiner armen Seele
des Gebets Almosen spende.

30. Trutziglich wie schwarze Krieger,
Lanzenknechte der Konvente,
standen Glied an Glied die Runen
auf dem weißen Pergamente.

31. Ja, sie sind's die schwarzen Krieger,
die von einer weggestürmten
Schönheitswelt die letzten Inseln
rettend vor den Wogen schirmten!

32. Auch zu rauherm Dienste stählten
die Geschornen ihre Kräfte;
schicklich wußten sie zu führen
Bogen, Beil und Lanzenschäfte,

33. waren Feinde zu verjagen,
die des Feldes Frucht verbrannten,
oder Räuber, die der frommen
Spendebringer Weg verrannten;

34. oder war ein Festtagsbraten
zu erbirschen in den Forsten,
sei's ein stolzer Sechzehnender,
sei's ein Bursch mit Wehr und Borsten.

35. Also übten sie beständig
Friedenswerk und Kampfespflichten,
doch der Arbeit für der Seele
Heil vergaßen sie mitnichten.

Friedrich Wilhelm Weber.

2. Pharao.

1. An dem Roten Meer mit bekümmerter Seel'
mit der Stirn im Staube lag Israel,
vor ihnen der See tiefflutender Born,
und hinten des Pharao klirrender Zorn:
„Jehovah, erbarme dich meiner!"

2. Und Moses schlug mit dem Stab in den Schwall,
da türmte der Herr die Flut zum Wall,
und das Volk des Herrn durch die Gasse zog,
und auf beiden Seiten stand das Gewog',
und drüben fehlte nicht einer.

3. Und Pharao kam an das Ufer gebraust,
auf der Lippe den Grimm, das Schwert in der Faust;
sein strahlendes Heer, weit kam's gerollt,
und Roß und Reiter war eitel Gold!
„Nun, König der Könige, rette!"

4. Und hinab in das Meer mit Wagen und Troß!
Doch vornen sprengte des Todes Roß,
und als in der Gasse ritt Mann an Mann,
aufbrüllten die Wogen und schlossen sich dann
hoch über ihr altes Bette.

5. Schwer war der Harnisch und tief die See,
nicht Roß, noch Reiter kam wieder zur Höh',
und Juda kniet', und der Herr war nah,
und es sanken die Wasser und lagen da,
und still ward's über der Glätte.

Moritz Graf Strachwitz.

3. Graf Richard ohne Furcht.

Graf Richard von der Normandie
erschrak in seinem Leben nie.
Er schweifte Nacht wie Tag umher,
manchem Gespenst begegnet' er;
doch hat ihm nie was Graun gemacht
bei Tage noch um Mitternacht.
Weil er so viel bei Nacht tät reiten,
so ging die Sage bei den Leuten,
er seh' in tiefer Nacht so licht
als mancher wohl am Tage nicht.
Er pflegte, wenn er schweift' im Land,
so oft er wo ein Münster fand,
wenn's offen war, hineinzutreten,
wo nicht, doch außerhalb zu beten.
So traf er in der Nacht einmal
ein Münster an im öden Tal;
da ging er fern von seinen Leuten,
nachdenklich, ließ sie fürbaß reiten.
Sein Pferd er an die Pforte band,
im Innern einen Leichnam fand.
Er ging vorbei hart an der Bahre
und kniete nieder am Altare,
warf auf 'nen Stuhl die Handschuh' eilig,
den Boden küßt' er, der ihm heilig.
Noch hatt' er nicht gebetet lange,
da rührte hinter ihm im Gange
der Leichnam sich auf dem Gestelle.
Der Graf sah um und rief: „Geselle,
du seist ein guter oder schlimmer,
leg' dich aufs Ohr und rühr' dich nimmer!"
Dann erst er sein Gebet beschloß
(weiß nicht, ob's klein war oder groß),
sprach dann, sich segnend: „Herr, mein' Seel'
zu deinen Händen ich empfehl'!"
Sein Schwert er faßt' und wollte gehen:
da sah er das Gespenst aufstehen,
sich drohend ihm entgegenrecken,
die Arme in die Weite strecken,
als wollt' es mit Gewalt ihn fassen
und nicht mehr aus der Kirche lassen
Richard besann sich kurze Weile,
er schlug das Haupt ihm in zwei Teile;
ich weiß nicht, ob es wehgeschrien,
doch mußt's den Grafen lassen ziehn.

Er fand sein Pferd am rechten Orte.
Schon ist er aus des Kirchhofs Pforte,
als er der Handschuh' erst gedenkt.
Er läßt sie nicht, zurück er lenkt,
hat sie vom Stuhle weggenommen;
wohl mancher wär' nicht wiederkommen!

Ludwig Uhland.

4. Der Schenk von Limburg.

1. Zu Limburg auf der Feste,
da wohnt' ein edler Graf,
den keiner seiner Gäste
jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang;
kein Sturm und auch kein Regen
verleidet' ihm den Gang.

2. Er trug ein Wams von Leder
und einen Jägerhut
mit mancher wilden Feder,
das steht den Jägern gut.
Es hing ihm an der Seiten
ein Trinkgefäß von Buchs;
gewaltig konnt' er schreiten
und war von hohem Wuchs.

3. Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
und hatt' ein tüchtig Roß,
ging doch zu Fuß von dannen
und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
ein Jagdspieß, stark und lang,
an dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

4. Nun hielt auf Hohenstaufen
der deutsche Kaiser haus.
Der zog mit hellen Haufen
einstmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
so heiß und hastig vor,
daß ihn sein Jagdgesinde
im wilden Forst verlor.

5. Bei einer kühlen Quelle,
da macht' er endlich Halt;
gezieret war die Stelle
mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
zu einem Mittagsschlaf;
da rauscht es in den Hägen,
und stand vor ihm der Graf.

6. Da hub er an zu schelten:
„Treff ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
zu Hofe kommt er nie;
man muß im Walde streifen,
wenn man ihn fahen will;
man muß ihn tapfer greifen,
sonst hält er nirgends still.“

7. Als drauf ohn alle Fährde
der Graf sich niederließ
und neben in die Erde
die Jägerstange stieß,
da griff mit beiden Händen
der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
ich nehm ihn mir zu Haft.

8. Der Spieß ist mir verfangen,
des ich so lang begehrt;
du sollst dafür empfangen
hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
darf mir ein solcher Mann,
der mir zu Hof und Felde
viel besser dienen kann.“

9. „Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
für Eures sag' ich Dank;
zu Rosse will ich steigen,
bin ich mal alt und krank."

10. „Mit dir ist nicht zu streiten,
du bist mir allzu stolz!
Doch führst du an der Seiten
ein Trinkgefäß von Holz;
nun macht die Jagd mich dürsten,
drum tu mir das, Gesell,
und gib mir eins zu bürsten
aus diesem Wasserquell!"

11. Der Graf hat sich erhoben;
er schwenkt den Becher klar,
er füllt ihn an bis oben,
hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
den kühlen Trank hinein
und zeigt ein solch Vergnügen,
als wär's der beste Wein.

12. Dann faßt der schlaue Zecher
den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
und fülltest ihn zum Rand,
du hieltest mir zum Munde
das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
des Deutschen Reiches Schenk!"

Ludwig Uhland.

5. Die Schlacht bei Reutlingen (14. Mai 1377).

1. Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschar;
wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen, die Stadt,
bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

2. Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zur Nacht,
ins Urachtal hinüber sind sie mit großer Macht;
bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig rot,
die Herden weggetrieben, die Hirten liegen tot.

3. Herr Ulrich hat's vernommen; er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Tal.

4. Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit.
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
die langen Spieße starren; wohlauf! wer wagt sich drein?

5. Schon ziehn vom Urachtale die Städter fern herbei,
man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,
man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

6. Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

7. Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Tor,
längst wob mit dichten Ranken der Efeu sich davor;
man hat es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,
und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf'.

8. Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wut,
heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurrot gefärbt!

9. Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich rot.
Stets drängender umschlossen und wütender bestürmt,
ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umtürmt.

10. Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark;
die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

11. „Ach Allm —" stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß;
„Allmächt'ger!" wollt' er rufen; man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel halbtot, voll Blut und Qualm;
hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm.

12. Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Tor
manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathaus liegen die Toten all gereiht;
man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

13. Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich;
nicht jeder Knapp' erkennet den toten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

14. Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
so geht es nach dem Tore, die alte Stadt entlang;
dumpf tönet von den Türmen der Totenglocken Klang.

15. Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug,
er war es, der im Streite des Grafen Banner trug;
er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
drum mag er würdig führen auch noch die tote Schar.

16. Drei edle Grafen folgen, bewährt in Schildesamt,
von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern, deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

17. Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn;
auf ihrer Stammburg wandelt von alters her ein Geist,
der längst mit Klaggebärden auf schweres Unheil weist.

18. Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
davon man sein Geschlechte die Toten hieß zum Scherz;
hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

19. Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug;
will jemand alle wissen, die man von dannen trug,
dort auf den Rathausfenstern, in Farben bunt und klar,
stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

20. Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
da reitet er nach Stuttgart; er hat nicht sehr geeilt.
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
ein frostiger Willkommen! Kein Wort ertönt im Saal.

21. Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an dem Tisch,
er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
da faßt der Greis ein Messer und spricht kein Wort dabei
und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

6. Die Döffinger Schlacht (24. August 1388).

1. Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein,
man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
zu Döffingen war's anders; dort scholl den ganzen Tag
der feste Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

2. Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut.
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
wer tot zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

3. Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Not,
schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

4. Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt,
er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

5. Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Scharen stehn,
von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn;

da brennt ihn seine Narbe, da gärt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Übermüt'gen, wovon der Kamm euch schwoll!"

6. Er springt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld;
will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, du Held,
doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld."

7. Sie steigen von den Gäulen, die Herrn vom Löwenbund,
sie stürzen auf die Feinde, tun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

8. Wen trägt man aus dem Kampfe dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

9. Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!" — Er ruft's mit Donnerlaut;
wie rauscht sein Bart im Winde! Hei! wie der Eber haut!

10. Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?" so fragen alle; schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

11. Was gleißt und glänzt da droben und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Rittern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht.
da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

12. Im Erntemond geschah es; bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

13. Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,
auf rost'ge Degenklinge, Speereisen, Panzerring;
und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp' versteckt.

14. Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!"

15. „Hei!" spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um Euren Dank.

Gut' Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht." —
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

16. Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht;
ob er vielleicht im stillen geweint, man weiß es nicht.

17. Des Morgens mit dem frühsten steigt Eberhard zu Roß,
gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß;
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt;
„Dem Mann ist's trüb zu Mute, was der uns bringen wird?"

18. „Ich bring' Euch böse Kunde, nächt ist in unsern Trieb
der gleißend Wolf gefallen, er nahm, soviel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art."

19. Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Tal
das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl.
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'."

20. „Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!"

Ludwig Uhland.

7. Der Wolf der Dürings.

I.

1. Kord Düring band, der Edelmann,
den Pallasch an die Seiten:
„Wohlauf, mein Knecht, nun rasch voran,
heut gilt's ein scharfes Reiten!
Schon flog des Schweden Brand ins Schloß
und leckt mit roten Zungen —
ich hau' euch Bahn! Nimm du aufs Roß
Wolf Kersten, meinen Jungen!

2. Was heulst du hinterm Hufschlag drein,
Grauwölflein an der Ketten?
Soll ich aus Rauch und Feuerpein
dich Raubgesellen retten?
So komm und würg' im Kampf uns vor
die schlimmen Schwedenwölfe!
Hans, Brücke nieder, auf das Tor!
Und los! Daß Gott uns helfe!"

3. Schlug hart ihm kecke Schwedenfaust
vom Haupt die Eisenkappe,
durch Kugelpfiff und Klingen braust
dorfein der scheue Rappe,
sein Reiter fegt den Weg sich leer,
den Pallasch rot von Blute,
und blutig schleift am Boden her
des Wolfes graue Rute.

4. „Herr, hilf!“ Herr Düring hört
es nicht,
des Knechtes sterbend Rufen,
sieht nicht sein sinkend Angesicht
zerstampft von breiten Hufen,
er hetzt voran wie blind und taub,
die Waffe hochgeschwungen,
und fern erklang in Lärm und Staub
der Angstschrei seines Jungen!

5. Der Waldrand dunkelt hoch und
schwer
Herr Kord hält an den Rappen, —
auf hundert Schritte hinterher
lahmt müder Hufe Klappen.
Feldüber scheint vom Dorf die Glut,
da zuckt ihm jäh die Braue:
ein ledig Roß — am Sattel Blut —
und laut heult auf der Graue!

II.

1. Verfallen lag das Herrenschloß,
bemoost am Tor das Wappen,
da sprang ein Reiter ab vom Roß,
verstaubt von Kleid und Kappen:
„Grüßgott, Herr Vogt, tut auf das
Tor,
laßt flugs das Gatter steigen!
Wolf Kersten Düring steht davor,
kehrt heim in Erb’ und Eigen!“

2. Da knarrt des Tores Riegel
schwer,
und drin hub an ein Schelten:
„Das schneit ins Dorf, Gott weiß
woher,
und will als Hausherr gelten!
Wolf Kersten Düring fiel, ein Kind,
im schlimmen Schwedenkriege —
er Schnapphahn, marsch vom Hof
geschwind
mitsamt der frechen Lüge!“

3. Strich lachend da den Knebelbart
der fremde Kriegsgeselle:
„Freund Vogt, ein Bursch von rech-
ter Art
fährt nicht so leicht zur Hölle!
Da sich der Troß von dannen hub
hat man mich aufgelesen:
Juchhei, bin ich ein Reiterbub
im Schwedenheer gewesen!

4. Zog vieler Herren Bahnen
nach —
mein Gaul und ich sind’s müde!
Uns lüstet’s nach dem eignen Dach —
sie läuten draußen: Friede!
Und weigert Ihr das Heimrecht mir,
ich weiß mir’s zu erstreiten!“
Sporrnklirrend schritt er durch die Tür
und schob den Vogt zur Seiten.

5. „Ho, Raub, Gewalt! Bursch,
pack’ dich fort,
sonst hetz’ ich dich mit Hunden!“
Ein Sprung zum schmalen Pförtchen
dort,
ein Pfiff schrillt in der Runden,
und heulend fährt’s in toller Hatz
heraus zum Loch der Mauer,
voran mit wildem Raubtiersatz
ein Riesentier, ein Grauer!

6. „Faß, Grauwolf, faß!“ Da plötz-
lich, halt:
Was duckt das Tier sich zitternd?
Was reckt die hagre Wolfsgestalt
sich vorwärts, spürend, witternd?
Grimm knurrend scheucht er weit
zurück
der andern Rüden Meute,
schleicht kriechend nur mit scheuem
Blick
sich an des Fremden Seite!

7. Der greise Hofvogt starrt ihn an,
als ob ein Traum ihn blende —
was leckt der Wolf dem Reitersmann
nur winselnd Fuß und Hände?
Sein struppig Graufell reibt dem
Gast
an Mantel er und Kleide
und springt ihm bis zur Schulter fast
und heult in toller Freude!

8. Da stürzt der Alte jäh ins Knie:
„Verzeih's, Herr Kord, im Grabe,
daß ich so schlecht dir heut' und hie
die Treu gehalten habe!

Du hast's erkannt, Grauwölflein fromm,
das Reis vom alten Stamme —
Wolf Kersten Düring, Gottwillkomm
an eignen Herdes Flamme!"

Lulu v. Strauß und Torney.

8. Drusus' Tod.

1. Drusus ließ in Deutschlands
Forsten
goldne Römeradler horsten;
an den heilgen Göttereichen
klang die Axt mit freveln Streichen.

2. Siegend fuhr er durch die Lande,
stand schon an der Elbe Strande,
wollt' hinüber jetzt verwegen,
als ein Weib ihm trat entgegen.

3. Übermenschlich von Gebärde
drohte sie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

4. Jene Marken unsrer Gauen
sind dir nicht vergönnt zu schauen;
stehst am Markstein deines Lebens,
deine Siege sind vergebens.

5. Säumt der Deutsche gerne lange,
nimmer beugt er sich dem Zwange;
schlummernd mag er sich wohl
strecken;
schläft er, wird ein Gott ihn wecken."

6. Drusus, da sie so gesprochen,
eilends ist er aufgebrochen;
aus den Schauern deutscher Haine
führt er schnell das Heer zum Rheine.

7. Vor den Augen sieht er's flirren,
deutsche Waffen hört er klirren;
sausen hört er die Geschosse,
stürzt zu Boden mit dem Rosse.

8. Hat den Schenkel arg zerschlagen,
starb den Tod nach dreißig Tagen.
Also wird Gott alle fällen,
die nach Deutschlands Freiheit stellen.

Karl Simrock.

9. Gesang der Legionen.

1. Durch Alpenschnee, durch Parthersand
mit immer stetem Schritte,
wir tragen mit das Vaterland
und Römer-Recht und -Sitte.

2. Und wo der Feldherr Lager schlug,
da kann uns Heimat werden:
Wir folgen unsrer Adler Flug,
und unser ist die Erden.

3. Doch nach dem Sieg das Schwert gesenkt
und Pflug geführt und Spaten:
Das Land, das römisch Blut getränkt,
ward römischer Penaten.

4. Am Euphrat und am Donaustrom
blüht heil'ger Dienst der Laren,

und rings ersteht ein kleines Rom
zum Staunen der Barbaren.

5. Der Sumpf versiegt, der Urwald fällt,
nahn sich des Liktors Stäbe;
wir bringen eine schön're Welt:
den Ölbaum und die Rebe.

6. Wir bauen Straßen von Granit,
die noch in fernsten Tagen
den ehr'nen Schritt, den Siegesschritt
der Schlachtkohorten tragen.

7. Denn uns ist aus Orakelmund
das Schicksalswort verkündet:
„So ewig steht im Erdenrund
das Römerreich gegründet,

8. so ewig ziehn von Pol zu Pol
die römischen Legionen,
als am betürmten Kapitol
die ew'gen Götter thronen!"

Felix Dahn.

10. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Allzu früh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen;
mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere.
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

August Graf von Platen.

11. Gotenzug.

Gebt Raum, ihr Völker, unserm
Schritt:
wir sind die letzten Goten;
wir tragen keine Schätze mit —
wir tragen einen Toten.

Mit Schild an Schild und Speer
an Speer
wir ziehn nach Nordlands Winden,
bis wir im fernsten grauen Meer
die Insel Thule finden.

Das soll der Treue Insel sein,
dort gilt noch Eid und Ehre:
dort senken wir den König ein
im Sarg der Eichenspeere.

Wir kommen her — gebt Raum
dem Schritt —
aus Romas falschen Toren:
wir tragen nur den König mit —
die Krone ging verloren.

Felix Dahn.

12. Kein schönrer Tod.

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
als wer vorm Feind erschlagen
auf grüner Heid, im breiten Feld
darf nicht hörn groß Wehklagen.
Im engen Bett nur ein'r allein
muß an den Todesreihen.
Hier findet er Gesellschaft fein,
falln wie die Kräuter im Maien.

Ich sag ohn Spott,
kein sel'ger Tod
ist in der Welt,
als so man fällt
auf grüner Heid
ohn Klag und Leid!
Mit Trommelklang
und Pfeifeng'sang
wird man begraben.
Davon tut haben
unsterblichen Ruhm
mancher Held fromm,
hat zugesetzt Leib und Blute
dem Vaterland zugute.

Volkslied.

13. O Straßburg!

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben so mancher Soldat.

So mancher, so schöner und tapferer Soldat,
der Vater und lieb Mutter böslich verlassen hat.

Verlassen, verlassen, es kann nicht anders sein!
Zu Straßburg, ja zu Straßburg Soldaten müssen sein.

Der Vater, die Mutter, die gingen vor's Hauptmanns Haus:
„Ach Hauptmann, lieber Herr Hauptmann, gebt uns den Sohn heraus!"

„Euern Sohn kann ich nicht geben für noch so vieles Geld;
euer Sohn, der muß marschieren ins weite, breite Feld."

Volkslied.

14. Der Wanderer und der Bach.

Wohin, o Bächlein, schnelle?
„Hinab ins Tal."
Verhalte deine Welle!
„Ein andermal."

Was treibt dich so von hinnen?
„Ei, hielt ich je?"
Willst du nicht ruhn und sinnen?
„Ja, dort im See."

Bist du schon gram der Erden?
„Ich eile zu."
Du wirst schon stille werden!
„Nicht minder du."

Martin Greif.

15. Auf der Walz.

Schön ist die Welt,
drum, Brüder, laßt uns reisen
wohl in die weite Welt,
wohin es uns gefällt.

Wir sind nicht stolz,
wir brauchen keine Pferde,
die uns von dannen ziehn.

Wir steigen hinauf
auf Berge und auf Hügel,
wo uns die Sonne sticht.

Wir trocknen uns
wohl unter grünen Bäumen
den Schweiß vom Angesicht.

Wir laben uns
an jeder Wasserquelle,
wo frisches Wasser fließt.

Wir reisen fort
von einer Stadt zur andern,
wo uns die Luft gefällt.

Volkslied.

16. Heidemärchen.

Nun naht, ein Prinz im Purpurkleide,
der Sommerabend meiner Heide
und legt dem braunen Bettelweib
den Königspurpur um den Leib.

Sie glüht im goldnen Brautgeschmeide,
Und alles glänzt in Samt und Seide;
die Grille geigt das Hochzeitlied,
die Frösche dudeln fern im Ried.

Die Sterne in die Höhe steigen,
sie tanzen einen Fackelreigen;
der Mond glotzt um den grauen Berg
neugierig auf das Feuerwerk.

Bis aus dem königlichen Schlosse
Frau Nacht erscheint auf schwarzem Rosse
und all das süße Spiel verscheucht, —
und meine Heide still erbleicht.

Hans Benzmann.

17. Wiegenlied.

Da droben auf dem Turme,
da wohnt der Wind,
da wieget im Sturme
der Adler sein Kind.

Hier unten im Turme,
da weht kein Wind,
hier betet die Mutter
und wieget ihr Kind
und hat von der Wiege
zur Krippe ein Band
von Glaube und Hoffnung
und Liebe gespannt.

Weit über die Meere
die Hoffnung sie spinnt.
Dort sitzet Maria
und wieget ihr Kind;
die Engel, die Hirten,
drei König' und Stern
und Öchslein und Esel
erkennen den Herrn.

Wohl über dem Monde
und Wolken und Wind
mit Zepter und Krone
steht Jungfrau und Kind.
Hier unten ward's Kindlein
im Kreuz ausgespannt,
dort oben wiegt's Himmel
und Erd' auf der Hand.

Komm mit, laß uns fliegen
zu Maria geschwind;
komm mit und lern' biegen
dein Knie vor dem Kind!
Komm mit! Schnür dein Bündlein!
Schon führet die Hand
Maria dem Kindlein;
es segnet das Land.

Clemens Brentano.

18. Mein Vaterland.

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand;
was ich bin und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
ist mein Herz zum Dank bereit;
mit der Tat will ich's erwidern
dir in Not, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
ruf' ich's Freund' und Feinden zu:
ewig sind vereint wir beide,
und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand;
was ich bin und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland.

A. H. Hoffmann von Fallersleben.